

Edgar Allan Poe: Skurrile und groteske Geschichten

Morella

Ein Gefühl tiefer, doch ganz eigentümlicher Zuneigung verband mich mit meiner Freundin Morella. Als ich sie vor vielen Jahren zufällig kennenlernte, lohte meine Seele auf in einer Glut, die ich bis dahin noch nicht empfunden hatte; doch war es nicht Liebe, und bitter wurde mein Geist von der wachsenden Überzeugung gequält, dass es mir nie möglich sein werde, die sonderbare Bedeutsamkeit meiner Empfindungen zu erkennen oder ihre unbestimmte Heftigkeit in natürliche Bahnen zu lenken. Doch fanden wir einander, und das Schicksal vereinigte uns vor dem Altar. Nie sprach ich von Leidenschaft, noch dachte ich an ihre heißen Wünsche. Morella aber floh jede Gesellschaft, schloss sich an mich allein an und machte mich glücklich. Denn es ist wohl ein Glück, sich verwundern und träumen zu können.

Morellas Gelehrsamkeit schien allumfassend, ihre Talente waren ungewöhnlich, ihre Geisteskräfte fast überentwickelt. Ich empfand dies und wurde in manchem ihr Schüler. Bald bemerkte ich, dass sie mit Vorliebe jene mystischen Schriften vor mir ausbreitete, die man allgemein als den bloßen Schaum der frühen deutschen Literatur betrachtet. Sie waren, aus Gründen, die ich nicht kannte, ihr beständiges und liebstes Studium, und dass sie im Laufe der Zeit auch das meine wurden, muss ich dem einfachen, aber sehr wirksamen Einfluss der Gewohnheit und des Beispiels zuschreiben.

Mit alledem hatte, wenn ich mich nicht irre, mein Verstand wenig zu tun. Meine Überzeugungen waren in keiner Weise auf das Ideale gegründet, und weder in meinen Handlungen noch in meinen Gedanken war - ich müsste mich denn selbst nicht mehr kennen - ein Schatten von dem Mystizismus meiner Lektüre zu entdecken. Vollständig davon überzeugt, überließ ich mich blindlings der Führung meiner Frau und betrat mit ruhigem Herzen das Labyrinth ihrer Studien. Und dann - als ich mich in jene unheilvollen Blätter versenkte und fühlte, wie sich ein Verderben bringender Geist in mir entzündete, pflegte Morella ihre kalte Hand auf die meine zu legen und aus der Asche einer toten Philosophie ein paar düstere, sonderbare Worte aufzustöbern, deren seltsamer Sinn sich meinem Gedächtnis einbrannte. Und dann verträumte ich lange Stunden an ihrer Seite und lauschte auf die Musik ihrer Stimme, bis mir endlich Schrecken aus ihr widertönte; - es fiel ein Schatten auf meine Seele, ich wurde bleich und schauderte im Innern bei diesen unirdischen Tönen. Und so erstarb die Freude bald im Entsetzen, das Schönste wandelte sich zum Grässlichen, wie einst das Tal Hinnom zur Gehenna wurde.

Es ist unnötig, den genauen Charakter der Probleme zu enthüllen, die aus den Büchern, von denen ich sprach, hervorwuchsen und lange Zeit den einzigen Gesprächsstoff zwischen mir und Morella bildeten. Die Erfahrenen in jener Wissenschaft, die man theologische Moral nennen könnte, werden sie leicht begreifen, und die Ungelehrten würden im besten Falle nur sehr wenig davon verstehen. Der seltsame Pantheismus Fichtes, die gemäßigte Lehre der Pythagoräer von der Wiedergeburt, und vor allem Schellings Identitätsdoktrinen waren die Punkte im Gespräch, die den größten Reiz auf die phantasiereiche Morella ausübten. Diese sogenannte persönliche Identität definiert Locke, glaube ich, als in der ununterbrochenen Dauer eines vernunftbegabten Wesens bestehend. Und da wir

unter ›Person‹ ein denkendes, vernunftbegabtes Wesen verstehen, und da jedes Denken von einem Bewusstsein begleitet ist, so ist es dies - das Bewusstsein -, was uns von den übrigen denkenden Wesen unterscheidet und uns unsere persönliche Identität verleiht. Doch das principium individuationis, der Begriff dieser Identität, die mit dem Tode auf immer verloren geht oder nicht verloren geht, war für mich jederzeit ein Problem von tiefstem Interesse; und zwar ebenso sehr wegen der eventuellen aufregenden und verwirrenden Konsequenzen wie auch wegen der besonderen, erregten Art und Weise, mit der Morella es behandelte.

Doch war jetzt die Zeit gekommen, in der mich das Geheimnis der Natur meiner Frau wie ein unenträtselbarer Zauber quälte. Ich konnte den Druck ihrer bleichen Finger, den tiefen Klang ihrer musikalischen Stimme, den Glanz ihrer melancholischen Augen nicht mehr ertragen. Sie wusste das alles, doch machte sie mir nie einen Vorwurf; sie schien meine Schwäche oder meine Torheit zu bemerken und nannte es lächelnd - ›Schicksal‹. Sie schien auch um die mir unbekannte Ursache der langsamen Entfremdung meinerseits zu wissen, doch gab sie mir niemals eine Erklärung oder machte eine Anspielung auf die Natur dieser Ursache. Aber sie war nur ein Weib und welkte von Tag zu Tag dahin.

Nach einiger Zeit erschienen und blieben zwei purpurne Flecken auf ihren Wangen, und die blauen Adern traten auf der weißen Stirn hervor. Mein ganzes Wesen schmolz manchmal in Mitleid, aber einen Augenblick später traf mich ein Blick aus ihren bedeutsamen Augen, und meine Seele wurde krank und von Schwindel ergriffen, wie jemand, der in einen finsternen, unergründlichen Abgrund blickt.

Muss ich gestehen, dass ich oft mit heftigem, verzehrendem Verlangen den Augenblick von Morellas Tod herbeisehnte? Ich tat es; doch ihr Geist klammerte sich noch manchen Tag, manche Woche, manchen lästigen Monat an seine staubgeborene Hülle, bis meine gequälten Nerven den Sieg über meine Vernunft davontrugen. Ich wurde wütend über die Verzögerung und verfluchte die Tage, die Stunden und die Minuten, die sich im gleichen Maße zu verlängern schienen, in dem ihr edles Leben sich neigte, wie die Schatten in der Todesstunde des Tages.

Aber eines Herbstabends, als alle Winde am Firmamente schliefen, rief mich Morella an ihr Lager. Ein trüber Nebel lag über der ganzen Erde und ein warmes Glühen über den Wassern, und ein Regenbogen schien vom Himmel mitten in das reiche Oktoberlaub des Waldes gefallen zu sein.

„Dies ist der Tag der Tage“, sagte sie zu mir, als ich näher kam, „der schönste Tag zum Leben oder zum Sterben. Es ist ein schöner Tag für die Söhne der Erde und des Lebens - ach, ein schönerer Tag für die Töchter des Himmels und des Todes.“

Ich küsste sie auf die Stirn, und sie fuhr fort:

„Ich sterbe, doch werde ich leben.“

„Morella!“

„Nie sind die Tage gewesen, an denen du mich lieben konntest - doch die du im Leben verabscheutest, wirst du im Tode anbeten.“

„Morella!“

„Ich wiederhole es: ich sterbe. Doch in mir ist ein Unterpfand der Neigung - ach, welch geringer -, die du mir entgegenbrachtest. Und wenn mein Geist mich verlässt, wird das Kind leben, dein Kind und meines! Aber deine Tage werden Tage des Kummers sein, des Kummers, der von immerwährendem Eindruck ist, wie die Zypresse der langlebigste der Bäume. Die Stunden deines Glückes sind vorüber, und die Freude erblüht nicht zweimal im Leben, wie die Rosen von Paestum zweimal im Jahr. Myrte und Rebe wirst du nicht kennen, sondern dein Leichentuch mit dir über die Erde tragen, gleich den Muselmännern Mekkas.“

„Morella!“ schrie ich auf, „Morella, wie weißt du das?“ Doch sie barg ihr Gesicht in die Kissen, ein leichtes Zittern lief über ihre Glieder, sie starb, und nie mehr hörte ich ihre Stimme.

Wie sie es vorher gesagt hatte, blieb ihr Kind, das sie sterbend geboren und das erst atmete, als die Mutter zu atmen aufgehört - blieb ihre Tochter am Leben. Sie nahm sonderbar an Gestalt und Wissen zu und wurde das vollkommene Ebenbild der Abgeschiedenen. Ich liebte sie mit heißerer Liebe, als ich sie je zu einem Menschen empfunden hatte.

Doch bald verdunkelte sich der Himmel dieser reinen Zuneigung, und Schreck und Kummer zogen wie Wolken über ihn hin. Ich sagte schon, das Kind nahm seltsam an Gestalt und Weisheit zu. Seltsam in der Tat war ihr schnelles körperliches Wachstum, und schrecklich, ja, schrecklich waren die Gedanken, die sich tobend auf mich stürzten, wenn ich die Entwicklung ihres geistigen Seins betrachtete. Hätte es auch anders sein können, da ich täglich in den Gedanken des Kindes die ausgereifte Kraft und die Anschauungen des Weibes entdeckte, da die Lehren der Erfahrung über die roten, kindlichen Lippen kamen, ja, da ich stündlich die Weisheit und die Leidenschaften der Reife aus diesen dunklen, nachdenklichen Augen schimmern sah? Als dies alles meinen erschrockenen Sinnen offenbar wurde, als ich es meiner Seele nicht länger verbergen konnte, ist es da zu verwundern, dass ein Argwohn schrecklicher, quälender Art in mein Hirn kroch, und dass meine Gedanken sich entsetzt der seltsamen Erzählungen und scharfsinnigen Theorien der verstorbenen Morella erinnerten? Ich entriss das Wesen, das mir das Schicksal zu lieben gebot, der Neugier der Welt und wachte in der strengen Abgeschlossenheit meines Heims mit tödlicher Angst über alles, was den Gegenstand meiner Liebe betraf.

Und wie die Jahre flohen und ich Tag für Tag ihr heiliges, mildes, beredtes Antlitz betrachtete und ihre reiferen Formen beobachtete, entdeckte ich immer neue Ähnlichkeiten zwischen dem Kind und der Mutter, dem Melancholischen und der Toten. Und stündlich verdichteten sich die Schatten dieser Ähnlichkeit, wurden tiefer, bestimmter, beängstigender. Dass ihr Lächeln an das Lächeln der Mutter gemahnte, konnte ich ertragen, doch schauderte ich vor einer so *vollkommenen* Ähnlichkeit; dass ihre Augen denen Morellas glichen, nahm ich hin, doch oft blickten sie in die Tiefen meiner Seele mit Morellas eigenem, durchdringendem, verwirrendem Ausdruck. Und im Umriss der hohen Stirn, in den seidenen Locken ihres Haares, in den bleichen Fingern, die sich in ihm vergruben, in dem ernstesten, musikalischen Tonfall ihrer Stimme und vor allem, ja, vor allem in den Wortwendungen und

Ausdrücken der Toten auf den Lippen der Geliebten und Lebenden fand ich Nahrung für meine verzehrenden Gedanken und mein Entsetzen für den Wurm, der nicht sterben wollte.

So vergingen die ersten zehn Jahre ihres Lebens, und noch wandelte meine Tochter namenlos über die Erde. ›Mein Kind‹, ›mein Liebling‹ waren die Namen, die meine väterliche Zuneigung ihr verlieh, und das plötzliche Ende ihrer Tage machte jeden anderen unnötig. Morellas Name war mit ihr gestorben. Zur Tochter hatte ich nie von der Mutter gesprochen - es war mir unmöglich gewesen. Sie hatte auch während ihres kurzen Lebens keine Eindrücke von der äußeren Welt bekommen, ausgenommen die wenigen, die ihr unsere gänzliche Zurückgezogenheit verschaffen konnte. Doch nach und nach glaubte mein nervöser, erregter Geist, in der Taufe vielleicht eine Befreiung von den Schrecken meines Schicksals zu finden. Am Taufbecken zögerte ich, einen Namen anzugeben. Eine Menge Bezeichnungen voll Weisheit und Schönheit, Namen aus alter und neuer Zeit, aus meinem Heimatland und aus der Fremde drängten sich auf meine Lippen, Benennungen für Liebliches, Glückliches, Gutes.

Was stachelte mich denn an, das Andenken an die begrabene Tote wieder wachzurufen? Welcher Dämon zwang mich, jenen Namen zu flüstern, bei dessen bloßer Erinnerung mein Blut in Strömen aus den Schläfen in das Herz schoss? Welcher böse Geist sprach aus den Abgründen meiner Seele, als ich in dem dunklen Gewölbe und im Schweigen der Nacht in das Ohr des heiligen Mannes die Silben flüsterte: „Morella“? Welches dämonische Wesen krampfte die Züge meines Kindes zusammen, übergoss sie mit Todesfarbe, als sie bei dem kaum vernehmbaren Namen erzitternd ihre verglasenden Augen vom Boden zum Himmel erhob und auf den schwarzen Steinplatten unseres Familiengrabes auf die Knie sank und mir antwortete: „Hier bin ich!“?

Klar, kalt, mit ruhiger Deutlichkeit fielen diese einfachen Worte in mein Ohr und drangen von da, wie geschmolzenes Blei, zischend in mein Gehirn. Jahre, Jahre können vergehen, die Erinnerung an diesen Augenblick niemals! Ach! Blumen und Weinrebe waren mir nicht unbekannt, doch Schierling und Zypresse überschatteten mich Tag und Nacht. Ich verlor jedes Bewusstsein für Zeit und Ort, und die Sterne meines Schicksals verblichen am Himmel, und die Erde wurde finster, und ihre Gestalten wanderten wie Schatten an mir vorüber, und unter allen sah ich nur - Morella! Die Winde des Himmels flüsterten nur einen Ton in mein Ohr, und die Wellen des Meeres murmelten unaufhörlich: Morella. Doch sie starb; und mit meinen eigenen Händen trug ich sie zum Grabe und lachte ein langes, bitteres Lachen, als ich in der Gruft, in die ich die zweite bettete, keine Spuren entdeckte von der ersten - Morella.

William Wilson

Was von ihm sagen? Was sagt grimm Gewissen, Jenes Gespenst in meinem Weg?

W. Chamberlaynes Pharonnid

Erlaubt, dass ich mich William Wilson nenne. Das reine, schöne Blatt hier vor mir soll nicht mit meinem wahren Namen befleckt werden, der meine Familie mit Abscheu und Entsetzen, ja mit Ekel erfüllt. Haben nicht die empörten Winde seine Schmach bis in die entlegensten Länder der Erde getragen? Verworfenster aller verlassenen Verworfenen, bist du für die Welt nicht auf immer tot? Tot für ihre Ehren, ihre Blumen, ihre goldenen Hoffnungen? Und hängt sie nicht ewig zwischen deinem Hoffen und dem Himmel – die dichte, schwere, grenzenlose, graue Wolke?

Selbst wenn ich es könnte, würde ich es doch vermeiden, von dem unaussprechlichen Elend und der unverzeihlichen Verdorbenheit meiner letzten Jahre hier zu reden. Von dieser Zeit – von diesen letzten Jahren, die meine Seele so mit Schändlichkeit belastet, will ich nur insofern reden, als ich versuchen will, hier niederzulegen, was mich so in die Tiefen des Bösen hineingetrieben. Gewöhnlich sinkt der Mensch nur nach und nach. Von mir fiel alle Tugend in einem Augenblicke ab, gleich einem Mantel. Aus verhältnismäßig geringer Schlechtigkeit wuchs ich mit Riesenkraft zu den Ungeheuerlichkeiten eines Heliogabalus auf. Welcher Zufall – welches eine Ereignis dies veranlasste, will ich euch jetzt berichten. Mir naht der Tod, und der Schatten, der ihm vorhergeht, hat meinen Geist sanftmütig gemacht. Da ich nun das düstere Tal durchschreiten muss, verlangt es mich nach dem Mitgefühl, fast hätte ich gesagt, nach dem Mitleid meiner Menschenbrüder. Ich möchte sie gern davon überzeugen, dass ich in gewissem Grade der Sklave von Umständen gewesen bin, die außerhalb menschlicher Berechnung liegen. Ich möchte, dass sie inmitten der Einzelheiten, die ich hier wiedergeben will, in all der Wüste von Fehl und Verirrung, hie und da wie eine Oase die unerbittliche *Schicksalsfügung* fänden. Ich möchte, dass sie eingeständen, dass – wie sehr auch wir Menschen von Anbeginn der Welt versucht worden – nicht einer so versucht wurde wie ich und gewisslich nicht einer so unterlag. Lebte ich nicht vielleicht in einem Traum und sterbe als Opfer geheimer, schrecklicher Kräfte, die in uns wirken?

Ich bin der Abkömmling eines Geschlechts, das sich von jeher durch eine starke Einbildungskraft und ein leicht erregbares Temperament auszeichnete; und schon in frühester Kindheit bewies ich, dass ich ein echter Erbe dieser Familienveranlagung war. Je mehr ich heranwuchs, desto mehr entwickelten sich jene Eigenschaften, die aus vielen Gründen meinen Freunden zu einer Quelle der Besorgnis und mir selbst zum Kummer wurden. Ich wurde eigensinnig, ein Sklave all meiner wunderlichen Leidenschaften. Meine willensschwachen Eltern, die im Grunde an denselben Fehlern litten wie ich, konnten wenig tun, um meine bösen Neigungen zu unterdrücken. Einige schwache und unrichtig angefangene Versuche endeten für sie mit einem vollkommenen Misserfolg und stellten infolgedessen für mich, einen glänzenden Triumph dar. Von nun ab war mein Wort Gesetz im Hause, und in einem Alter, in dem andere Kinder fast noch am Gängelband hängen, war ich in Tun und Lassen mein eigener Herr.

Meine ersten Erinnerungen an einen regelrechten Unterricht sind mit einem großen, weitläufigen Hause im elisabethanischen Stil in einem düsteren Städtchen Englands verknüpft, wo es eine große Menge riesiger, knorriger Bäume gab und alle Häuser uralt waren. Ja wirklich, es war ein Städtchen wie in einem stillen Traum; alles dort wirkte ehrwürdig und beruhigend. Jetzt, da ich das schreibe, fühle ich wieder im Geiste die erfrischende Kühle seiner tiefschattigen Alleen, atme den Duft seiner tausend Büsche und Hecken und erschauere von neuem unter dem tiefdunklen Ton seiner Kirchenglocken, die Stunde für Stunde mit plötzlichem Dröhnen die Sonnennebel durchbrachen, in die der verwitterte gotische Kirchturm friedvoll eingebettet lag.

Das Verweilen bei diesen Einzelheiten der Schule und ihrer Umgebung bereitet mir vielleicht die einzige Freude, deren ich jetzt noch fähig bin. Mir, der ich so tief im Elend stecke, der ich die Wirklichkeit so dunkel lastend empfinde, wird man verzeihen, dass ich geringe und zeitweilige Erholung suche im Verweilen bei solchen Einzelheiten, die überdies, so unbedeutend und vielleicht sogar lächerlich sie scheinen mögen, in meiner Erinnerung von großer Wichtigkeit sind, da sie zu einer Zeit und einem Orte in Beziehung stehen, in denen mir die erste unklare Kunde wurde von dem dunklen Geschick, das mich später so ganz umschattete. Erlaubt mir also diese Rückerinnerungen.

Das Haus, ich sagte es schon, war uralt und von weitläufiger, unregelmäßiger Bauart. Das Grundstück war sehr umfangreich und von einer hohen festen Backsteinmauer umschlossen, die oben mit Mörtel bestrichen war, in dem Glassplitter steckten. Dieser Festungswall, diese Gefängnismauer bildete die Grenze unseres Reichs, das wir nur dreimal in der Woche verlassen durften: einmal Samstagnachmittag, wenn wir, von zwei Unterlehrern begleitet, gemeinsam einen kurzen Spaziergang in die angrenzenden Felder machen durften, und zweimal des Sonntags, wenn man uns in Reih und Glied zum Morgen- und Abendgottesdienst in die Stadtkirche führte. Der Pfarrer dieser Kirche war unser Schulpfleger. Mit welcher tiefer Verwunderung, ja Ratlosigkeit pflegte ich ihn von unserem entlegenen Platz auf dem Chor aus zu betrachten, wenn er mit feierlich abgemessenen Schritten zur Kanzel empor stieg! Dieser heilige Mann, mit der so gottergebenen Miene, im strahlenden Priestergewande, mit sorgsam gepudelter, steifer und umfangreicher Perücke – konnte das derselbe sein, der mit saurer Miene und tabakbeschmutzter Kleidung, den Stock in der Hand, drakonische Gesetze ausübte? O ungeheurer Widerspruch, o ewig unbegreifliches Rätsel!

In einem Winkel der gewaltigen Mauer drohte ein noch gewaltigeres Tor. Es war mit Eisenstangen verriegelt und von Eisenspießen überragt. Welch tiefe Furcht flößte es ein! Es öffnete sich nie, außer für die drei regelmäßig wiederkehrenden wöchentlichen Ausgänge; dann aber fanden wir in jedem Kreischen seiner mächtigen Angeln eine Fülle des Geheimnisvollen, eine Welt von Stoff für ernstes Gespräch oder stumme Betrachtung.

Das zweite Grundstück war von unregelmäßiger Form und hatte manche umfangreiche Plätze. Drei oder vier der größten bildeten den Spielhof. Er war eben und mit feinem harten Kies bedeckt; weder Bäume noch Bänke standen dort. Natürlich lag er in der Nähe des Hauses. Vor dem Hause lag ein schmaler Rasenplatz, mit Buchsbaum und anderem Strauchwerk eingefasst; diesen

geheiligten Teil überschritten wir jedoch nur selten, etwa bei Ankunft in der Schule, oder bei der endgültigen Abreise, oder wenn ein Verwandter oder Freund uns eingeladen, die Weihnachts- oder Sommerferien bei ihm zu verleben.

Aber das Haus! – Was war es für ein komischer alter Bau! Für mich ein wahres Zauberschloss! Seine Winkel und Gänge, seine unbegreiflichen Ein- und Anbauten nahmen kein Ende. Es war jederzeit schwierig anzugeben, in welchem seiner beiden Stockwerke man sich gerade befand. Man konnte sicher sein, von einem Zimmer zum andern immer ein paar Stufen hinauf oder hinunter zu müssen. Dann gab es zahllose Seitengänge, die sich trennten und wieder vereinigten, oder sich wie ein Ring in sich selbst schlossen, so dass der klarste Begriff, den wir vom ganzen Haus hatten, beinahe der Vorstellung gleichkam, die wir uns von der Unendlichkeit machten. Während der fünf Jahre, die ich hier verlebte, konnte ich nie mit Sicherheit feststellen, in welchem entlegenen Teile der kleine Schlafsaal lag, der mir und etlichen achtzehn oder zwanzig anderen Schülern zugewiesen war.

Das Schulzimmer schien mir der größte Raum im Haus – ja, in der ganzen Welt! Es war sehr lang, schmal und auffallend niedrig, mit spitzen, gotischen Fenstern und einer Decke aus Eichenholz. In einem entlegenen, Schrecken einflößenden Winkel befand sich ein viereckiger Verschlag von acht oder zehn Fuß Durchmesser, der während der Unterrichtsstunden das ›sanctum‹ unseres Schulvorstehers, des Reverend Dr. Bransby bildete. Dieser Verschlag war durch eine mächtige Tür wohlverwahrt, und wir wären lieber unter Martern gestorben, als dass wir gewagt hätten, in Abwesenheit des Dominus die Tür zu öffnen. In anderen Winkeln standen zwei ähnliche Kästen, vor denen wir weniger Ehrfurcht, aber immerhin Furcht hatten. Einer derselben war das Katheder des Lehrers für die klassischen Sprachen, der andere das für den Lehrer des Englischen, der gleichzeitig Mathematiklehrer war. Verstreut im Saal, kreuz und quer in wüster Unregelmäßigkeit, standen zahllose Bänke und Pulte, schwarz, alt und abgenützt, mit Stapeln abgegriffener Bücher bedeckt und so mit Initialen, ganzen Namen, komischen Figuren und anderen künstlerischen Schnitzversuchen bedeckt, dass sie ganz ihre ursprüngliche Form, die sie in längst vergangenen Tagen besessen haben mussten, eingebüßt hatten. Am einen Ende des Saales stand ein riesiger Eimer mit Wasser, am anderen eine Uhr von verblüffenden Dimensionen.

Eingeschlossen von den gewaltigen Mauern dieser ehrwürdigen Anstalt, verbrachte ich das dritte Lustrum meines Lebens – doch weder in Langeweile noch Unbehagen. Die überschäumende Gestaltungskraft des kindlichen Geistes verlangt keine Welt der Ereignisse, um Beschäftigung oder Unterhaltung zu finden, und die anscheinend düstere Einförmigkeit der Schule brachte mir stärkere Erregungen, als meine reifere Jugend aus dem Wohlleben, oder meine volle Manneskraft aus dem Verbrechen schöpfte. Ich muss allerdings annehmen, dass meine geistige Entwicklung eine ungewöhnliche, ja fast krankhafte gewesen ist. Die meisten Menschen haben in reifen Jahren selten noch eine frische Erinnerung an die großen Ereignisse aus ihrer frühen Kindheit. Alles ist schattenhaft grau – wird schwach und unklar empfunden –, ein unbestimmtes Zusammensuchen matter Freuden und eingebildeter Leiden. Mit mir war es anders. Ich muss schon als Kind mit der Empfindungskraft eines Erwachsenen alles das erlebt haben, was noch jetzt mit

klaren, tiefen und unverwischbaren Schriftzügen, wie die Inschriften auf den karthagischen Münzen, in meinem Gedächtnis eingegraben steht.

Und doch, wie wenig – wenig vom Standpunkt der Menge aus – gab es, was der Erinnerung wert gewesen wäre! Das morgendliche Erwachen, der abendliche Befehl zum Schlafengehen, der Unterricht; die jeweiligen schulfreien Nachmittage mit ihren Streifzügen; der Spielplatz mit seiner Kurzweil, seinem Streit, seinen kleinen Intrigen – all dieses, was meinem Geist wie durch einen Zauber lange Zeit ganz entrückt gewesen, war dazu angetan, eine Fülle von Empfindung, eine Welt reichen Geschehens, eine Unendlichkeit vielfältiger Eindrücke und Leidenschaften zu erwecken. ›*O le bon temps, que ce siècle de fer!*‹ Es ist Tatsache: mein feuriges, begeistertes, überlegenes Wesen zeichnete mich vor meinen Schulkameraden aus und hob mich nach und nach über alle empor, die nicht etwa bedeutend älter waren als ich selbst – über alle, mit einer Ausnahme! Diese Ausnahme war ein Schüler, der, obwohl er kein Verwandter von mir war, doch den gleichen Vor- und Zunamen trug wie ich – ein an sich unbedeutender Umstand. Denn ungeachtet meiner edlen Abkunft trug ich einen Namen, der in unvordenklichen Zeiten durch das Recht der Verjährung jedermann freigegeben worden sein mochte. Ich habe mich also hier in meiner Erzählung William Wilson genannt – ein Name, der von meinem wirklichen Namen nicht allzu sehr abweicht. Von allen Kameraden, die bei unseren Spielen meine ›Bande‹ bildeten, wagte es mein Namensvetter allein, sowohl im Unterricht als auch in Sport und Spiel mit mir zu wetteifern, meinen Behauptungen keinen Glauben zu schenken, sich meinem Willen nicht unterzuordnen – kurz, sich in allem gegen meine ehrgeizige Oberherrschaft aufzulehnen. Wenn es aber auf Erden einen überlegenen und unbeschränkten Despotismus gibt, so ist es der, den der Herrschergeist eines Knaben auf seine weniger willensstarken Gefährten ausübt.

Wilsons Widersetzlichkeit war für mich eine Quelle der Verwirrung, um so mehr, als ich trotz der prahlerischen Großtuerei, mit der ich ihn und seine Anmaßungen vor den anderen behandelte, ihn im geheimen fürchtete und annehmen musste, dass nur wahre Überlegenheit ihn befähige, sich mit mir zu messen; mich aber kostete es beständige Anstrengung, nicht von ihm überflügelt zu werden. Doch wurde seine Ebenbürtigkeit in Wahrheit nur von mir selbst bemerkt; unsere Kameraden schienen in unerklärlicher Blindheit diese Möglichkeit nicht einmal zu ahnen. Auch äußerte sich seine Nebenbuhlerschaft und sein hartnäckiger Widerspruch weniger laut und aufdringlich als insgeheim. Es hatte den Anschein, als mangle ihm sowohl der Ehrgeiz, zu herrschen, als auch die leidenschaftliche Willenskraft, sich durchzusetzen. Man konnte glauben, dass nur das launische Vergnügen, mein Erstaunen zu erwecken oder mich zu ärgern, seine Nebenbuhlerschaft veranlasse; trotzdem gab es Zeiten, wo ich voll Verwunderung, Beschämung und Trotz wahrnehmen musste, dass er neben seinen Angriffen, Beleidigungen und Widerreden eine gewisse unangebrachte und mir durchaus unerwünschte Liebenswürdigkeit, ja Zuneigung verriet. Ich konnte mir sein Betragen nur als die Folge ungeheuren Dünkels erklären, der es ja immer liebt, sich in überlegenes Wohlwollen zu kleiden.

Vielleicht war es dieser letztere Zug in Wilsons Benehmen, verbunden mit der Übereinstimmung unserer Namen und dem bloßen Zufall, dass wir beide am nämlichen Tage in die Schule eingetreten waren, was bei den oberen Klassen die

Meinung verbreitet hatte, wir seien Brüder; doch pflegten sich die älteren Schüler mit den Angelegenheiten der jüngeren wenig zu befassen. Ich habe schon vorher gesagt, dass Wilson nicht im entferntesten mit meiner Familie verwandt war. Doch *wären* wir Brüder gewesen, so hätten wir Zwillinge sein müssen; denn nachdem ich die Anstalt Dr. Bransbys verlassen, erfuhr ich durch Zufall, dass mein Namensvetter am 19. Januar 1813 geboren war – und dieser Umstand ist einigermaßen bemerkenswert, denn es ist genau das Datum meiner eigenen Geburt.

Es mag seltsam erscheinen, dass ich, trotz der fortgesetzten Angst, in die mich die Rivalität Wilsons versetzte, und trotz seines unerträglichen Widerspruchsgeistes, mich nicht dahin bringen konnte, ihn wirklich zu hassen. Gewiss, wir hatten fast täglich Streit miteinander, und wenn er mir dann auch öffentlich die Siegespalme überließ, so gelang es ihm doch, mich irgendwie fühlen zu lassen, dass eigentlich er es war, der sie verdiente; aber ein gewisser Stolz meinerseits und eine echte Würde seinerseits hielten uns davon ab, ernstlich miteinander zu zanken. In unseren Charakteren jedoch gab es viel Verwandtes, und nur unser seltsamer Wetteifer war schuld daran, dass meine Gefühle für ihn nicht zu wahrer Freundschaft reiften. Es ist tatsächlich schwer, das Empfinden, das ich für ihn hatte, zu bestimmen oder zu erklären. Es war ein buntes und widersprechendes Gemisch: etwas eigensinnige Feindseligkeit, die dennoch nicht Hass war, etwas Achtung, mehr Bewunderung, viel Furcht und eine Welt rastloser Neugier. Für Seelenkenner ist es unnötig hinzuzufügen, dass Wilson und ich die unzertrennlichsten Gefährten waren.

Sicherlich lag es an diesen ganz außergewöhnlichen Beziehungen, dass ich meine Angriffe auf ihn – und es gab deren genug, sowohl offene als versteckte – in Form einer bösen Neckerei oder eines Schabernacks ausführte, als scheinbaren Spaß, der dennoch Schmerz bereitete; eine derartige Handlungsweise lag meiner Stimmung für ihn näher als etwa ausgesprochene Feindseligkeit. Doch meine Unternehmungen gegen ihn waren keineswegs immer erfolgreich, mochte ich meine Pläne auch noch so pfiffig ausgeheckt haben; denn mein Namensvetter hatte in seinem Wesen so viel vornehme Zurückhaltung, dass er keine Achillesferse bot; wohl spottete er gern selbst, *ihn* aber lächerlich zu machen, war beinahe unmöglich. Ich konnte tatsächlich nur *einen* wunden Punkt an ihm entdecken: es war eine persönliche Eigenheit, die vielleicht einem körperlichen Übel entsprang und wohl von jedem anderen Gegner, der nicht wie ich am Ende seiner Weisheit angelangt gewesen, geschont worden wäre. Mein Rivale hatte eine Schwäche der Sprechorgane, die ihn hinderte, seine Stimme *über ein sehr leises Flüstern* zu erheben. Ich verfehlte nicht, aus diesem Übel meinen armseligen Vorteil zu ziehen.

Wilson dankte mir das auf mannigfache Weise, und besonders *eine* Form der Rache hatte er, die mich unbeschreiblich ärgerte. Woher er die Schlaueit genommen, herauszufinden, dass solche scheinbare Kleinigkeit mich kränken könne, ist eine Frage, die ich nie zu lösen vermochte; als er die Sache aber einmal entdeckt hatte, nutzte er sie weidlich aus. Ich hatte stets einen Widerwillen vor meinem unfeinen Familiennamen und meinem so gewöhnlichen, ja, geradezu plebejischen Vornamen empfunden. Sein Klang war meinen Ohren abstoßend, und als ich am Tage meines Schulantritts erfuhr, dass gleichzeitig ein zweiter William Wilson eintrete, war ich auf diesen zornig, weil er den verhassten Namen trug, und dem

Namen doppelt feind, weil auch noch ein Fremder ihn führte, der nun schuld war, dass ich ihn doppelt so oft hören musste – ein Fremder, den ich beständig um mich haben sollte, und dessen Angelegenheiten, so wie der Lauf der Schule nun einmal war, infolge der verwünschten Namensgleichheit unvermeidlicherweise mit den meinigen verknüpft und verwechselt werden mussten.

Mein durch diese Umstände hervorgerufener Verdruss nahm bei jeder Gelegenheit zu, bei der eine geistige oder leibliche Ähnlichkeit zwischen meinem Nebenbuhler und mir zutage trat. Ich hatte damals die bemerkenswerte Tatsache, dass wir ganz gleichaltrig waren, noch nicht entdeckt; aber ich sah, dass wir von gleicher Größe waren und sogar im allgemeinen Körperumriss und in den Gesichtszügen einander glichen. Auch ärgerte mich das in den oberen Klassen umlaufende Gerücht, dass wir miteinander verwandt seien – mit einem Wort, nichts konnte mich so ernstlich verletzen, ja geradezu beunruhigen (obgleich ich diese Unruhe sorgfältig zu verbergen wusste), wie irgendein Wort darüber, dass wir einander an Geist oder Körper oder Betragen ähnlich seien. Doch hatte ich eigentlich, mit Ausnahme des Gerüchts von unserer Verwandtschaft, keinen Grund zu der Annahme, dass unsere Ähnlichkeiten jemals zur Sprache gebracht oder überhaupt von unseren Mitschülern wahrgenommen würden. Nur Wilson selbst bemerkte sie offenbar ebenso klar wie ich; dass er darin aber ein so fruchtbares Feld für seine Quälereien fand, kann, wie ich schon einmal sagte, nur seinem ungewöhnlichen Scharfsinn zugeschrieben werden.

Die Rolle, die er spielte, bestand in einer bis ins kleinste vollendeten Nachahmung meines Ich in Wort und Ton, und er spielte sie zum Bewundern gut. Meine Kleidung nachzuahmen, war ein leichtes; meinen Gang und meine Haltung eignete er sich ohne Schwierigkeit an; abgesehen von dem Hemmnis, das ihm sein Sprachfehler in den Weg legte, entging nicht einmal meine Stimme seiner Nachahmungskunst. Wirklich laute Töne konnte er selbstredend nicht wiederholen, aber sein Tonfall war ganz der meine, und *sein eigenartiges Flüstern wurde zum vollkommenen Echo meiner eigenen Stimme.*

Wie sehr dies vortreffliche Porträt mich quälte – denn eine Karikatur kann man es nicht einmal nennen –, will ich nicht zu beschreiben versuchen. Ich hatte nur einen Trost: die Tatsache, dass diese Imitation offenbar nur von mir selbst wahrgenommen wurde, und dass ich als einzigen Mitwisser nur meinen spöttisch lächelnden Namensvetter hatte. Befriedigt, in meinem Herzen den gewünschten Erfolg erzielt zu haben, schien er innerlich über den mir glücklich beigebrachten Stich zu kichern und war bezeichnenderweise gleichgültig gegen den allgemeinen Beifall, den der Erfolg seiner schlaun Bemühungen leicht hätte einheimen können. Dass die Schüler tatsächlich seine Absicht nicht fühlten, seine Meisterschaft nicht wahrnahmen und sich an meiner Verspottung nicht beteiligten, war mir monatelang ein unlösbares Rätsel. Vielleicht war es das *allmähliche* Heranreifen seiner Kopierkunst, was diese so unauffällig machte, oder noch wahrscheinlicher verdankte ich meine Sicherheit vor den anderen dem weisen Maßhalten des Kopisten, der die groben Äußerlichkeiten verachtete (also alles das, was bei einem Bilde oberflächlichen Beschauern auffallen könnte) und vor allem den ganzen *Geist* seines Originals wiederzugeben suchte – für *meine* Augen und zu meinem Kummer.

Ich habe bereits mehr als einmal davon gesprochen, welche abscheuliche Beschützermiene er mir gegenüber aufsetzte, und wie vorwitzig er gegen meine Anordnungen Einspruch erhob. Seine Einmischungen geschahen oft in Gestalt von Ratschlägen – nicht offen gebotenen, aber heimlich angedeuteten. Ich nahm sie mit einem Widerwillen entgegen, der mit den Jahren immer heftiger wurde. Doch heute, nach so langer Zeit, muss ich ihm jedenfalls die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass ich mich keiner Gelegenheit erinnere, wo die Einflüsterungen, ja, man kann sagen die beabsichtigten Suggestionen meines Rivalen, eine üble oder leichtfertige Richtung genommen hätten, wie sie von seinem unreifen Alter, seiner scheinbaren Unerfahrenheit wohl zu erwarten gewesen wäre. Ich muss ferner gestehen, dass zumindest sein sittliches Fühlen, wenn auch nicht seine allgemeine Begabung, weit stärker war als das meine, und dass ich heute wohl ein besserer und darum glücklicherer Mensch sein könnte, hätte ich die Ratschläge, die sein bedeutsames Flüstern andeutete, weniger oft zurückgewiesen; aber ich hasste und verachtete jedes Wort, das aus seinem Munde kam.

Mehr und mehr sträubte ich mich gegen seine widerwärtige Bevormundung und wehrte mich von Tag zu Tag offener gegen das, was ich für unerträgliche Anmaßung hielt. Ich sagte schon, dass in den ersten Jahren unserer Schulkameradschaft meine Gefühle für ihn leicht hätten in Freundschaft ausreifen können; in den letzten Monaten meines Aufenthaltes in der Schule aber, in denen übrigens seine Zudringlichkeit mehr und mehr nachgelassen hatte, verwandelte sich mein Empfinden in fast demselben Verhältnis in wirklichen Hass. Ich glaube, er bemerkte das bei irgendeiner Gelegenheit und mied mich von da an – oder tat doch so.

Es war etwa um diese Zeit, wenn ich mich recht erinnere, dass er in einem heftigen Wortwechsel, den wir miteinander hatten, seine Zurückhaltung mehr als gewöhnlich aufgab und mit einer seiner Natur eigentlich fremden Offenheit auftrat. Und bei dieser Gelegenheit entdeckte ich in seinem Tonfall, seiner Miene und seiner ganzen Erscheinung ein Etwas, das mich zuerst verblüffte und dann tief fesselte. Erinnerungen, Vorstellungen aus meiner frühesten Kindheit – seltsame, verwirrte und einander überstürzende Vorstellungen aus einer Zeit, in der mein Gedächtnis noch nicht geboren war, überfielen meinen Geist. Ich kann das sonderbare Gefühl, das mich erfasste, wohl am besten wiedergeben, wenn ich sage, dass es mir schwer wurde, den Glauben abzuschütteln, diesem Wesen, das da vor mir stand, vor langer Zeit einmal, ja vielleicht in unendlich ferner Vergangenheit, verwandt gewesen zu sein. Die Täuschung verschwand jedoch so schnell, wie sie gekommen, und ich erwähne sie nur, weil sie mir am Tag der letzten Unterredung mit meinem eigentümlichen Namensvetter kam.

Das riesige alte Haus mit seinen zahllosen Räumen hatte mehrere sehr große Zimmer, die miteinander in Verbindung standen und in denen die Mehrzahl der Schüler ihr Nachtlager hatte. Doch gab es auch, wie das bei einem so ungünstig gebauten Haus selbstverständlich war, viele kleine Kammern und Schlupfwinkel; und diese hatte der haushälterische Geist Dr. Bransbys ebenfalls zu Schlafräumen hergerichtet, wenn auch ein jeder so eng war, dass er nur einen einzigen Menschen beherbergen konnte. In einer dieser kleinen Kammern schlief Wilson.

Eines Nachts, gegen Ende meines fünften Schuljahres und kurz nach dem vorhin erwähnten Wortwechsel, erhob ich mich, als alles schlief, und schlich, mit einer kleinen Lampe in der Hand durch ein Labyrinth von Gängen nach der Schlafkammer meines Rivalen. Da mir meine Rachepläne so oft misslungen waren, hatte ich mir nun einen neuen Schabernack ausgedacht, der ihn die ganze Bosheit fühlen lassen sollte, deren ich fähig war. Als ich sein Kämmerchen erreicht hatte, trat ich geräuschlos ein, nachdem ich die abgeblendete Lampe draußen zurückgelassen. Ich trat einen Schritt vor und hörte ihn ruhig atmen. Als ich mich davon überzeugt hatte, dass er schlief, ging ich zurück, holte die Lampe und trat ans Bett. Es war von Vorhängen umschlossen, die ich langsam und leise beiseite schob, da sie mich an der Ausführung meines Vorhabens hinderten. Das helle Licht der Lampe traf den Schläfer, als meine Blicke auf sein Antlitz fielen. Ich blickte – und Betäubung, eisige Erstarrung befielen mich. Meine Knie wankten, ich rang nach Atem, meine ganze Seele erfüllte ein unerklärliches, unerträgliches Entsetzen. Atemlos brachte ich die Lampe dem Gesicht noch näher. – *Dieses* waren die Züge William Wilsons? Ich sah es, dass es die seinen waren, aber ich schauderte wie in einem Fieberanfall bei der Vorstellung, sie wären es nicht. Was war an ihnen, das mich so verwirrte? Ich spähte, während tausend unzusammenhängende Gedanken mein Hirn durchkreuzten. Nicht so erschien er – sicherlich nicht so in seinen lebhaft wachen Stunden. Derselbe Name, dieselbe Gestalt, derselbe Antrittstag in der Schule! Und dann sein beharrliches und sinnloses Nachahmen meines Ganges, meiner Stimme, meiner Kleidung und meines Gebarens! Lag es denn wirklich im Bereich des Möglichen – konnte das, *was ich jetzt sah*, lediglich das Resultat seiner spöttischen Gewohnheit, mich nachzuahmen, sein? Angsterfüllt und mit wachsendem Schauder löschte ich das Licht, ging leise aus dem Zimmer und verließ sogleich die Hallen jenes alten Schulhauses, um sie nie wieder zu betreten.

Nach Verlauf einiger Monate, die ich daheim in Nichtstun verbrachte, kam ich als Student nach Eton. Die kurze Zeit hatte genügt, um die Erinnerung an die Ereignisse im Hause Dr. Bransbys abzuschwächen oder doch, um einen großen Wechsel in der Natur meiner Gefühle herbeizuführen. Das Drama hatte seine Tragik verloren. Ich fand jetzt Zeit, den Wahrnehmungen meiner Sinne zu misstrauen, und dachte selten daran zurück ohne eine gewisse Verwunderung über die autosuggestive Kraft im Menschen und ein Lächeln über die starke Einbildungskraft, mit der ich erblich belastet war. Dieser Skeptizismus konnte auch durch das Leben, das ich in Eton führte, nicht vermindert werden. Der Strudel gedankenloser Tollheit, in den ich dort sogleich und gründlich hinabtauchte, wusch von meinem vergangenen Leben alles bis auf den Schaum ab, verschluckte sofort jeden großen, ernsten Eindruck und ließ in meinem Gedächtnis nur ganz belanglose Äußerlichkeiten haften.

Ich beabsichtige aber nicht, hier näher auf meine Verworfenheit einzugehen – die ruchlosen Ausschweifungen zu schildern, mit denen ich die Gesetze verachtete und der Wachsamkeit meiner Lehrmeister spottete. Drei tolle Jahre waren ohne geistigen Gewinn verprasst und hatten mir nichts gebracht als lasterhafte Gewohnheiten, die meiner körperlichen Entwicklung allerdings sonderbarerweise sehr vorteilhaft gewesen waren. Nach solch einer Woche gehaltloser Zerstreungen lud ich einmal eine Anzahl der lockersten Vögel, Mitstudenten, zu einem geheimen Zechgelage auf meine Zimmer. Wir versammelten uns zu später Nachtstunde, denn

die Völlerei sollte bis zum Morgen ausgedehnt werden. Der Wein floss in Strömen, und es fehlte nicht an anderen und vielleicht gefährlicheren Verführungen; es dämmerte schon schwach im Osten, als unsere tolle Ausgelassenheit ihren Höhepunkt erreicht hatte. Aufgeregt vom Wein und Kartenspiel, bestand ich darauf, einen ungewöhnlich ruchlosen Trinkspruch auszubringen, als meine Aufmerksamkeit plötzlich auf das heftige Öffnen einer Tür und die dringliche Stimme eines Dieners hingelenkt wurde. Der Mann sagte, es wolle mich jemand, der es anscheinend sehr eilig habe, draußen im Vorzimmer sprechen.

In meiner fröhlichen Weinstimmung fühlte ich mich von der unerwarteten Störung weniger überrascht als entzückt. Ich schwankte sofort hinaus und stand nach wenigen Schritten draußen in der Vorhalle. In dem niedrigen und schmalen Raum hing keine Laterne, und gegenwärtig war er überhaupt nicht erleuchtet – abgesehen von dem sehr schwachen Morgengrauen, das durch das halbrunde Fenster drang. Als ich den Fuß über die Schwelle setzte, gewahrte ich die Gestalt eines jungen Mannes von etwa meiner Größe, der, ganz meiner momentanen Kleidung entsprechend, einen nach neuestem Schnitt gearbeiteten Hausrock aus weißem Kaschmir trug. So viel enthüllte mir das matte Tageslicht, seine Gesichtszüge konnte ich nicht erkennen. Bei meinem Eintritt kam er eilig auf mich zu, ergriff mich mit heftiger Ungeduld am Arm und flüsterte mir die Worte „William Wilson“ ins Ohr.

Ich wurde sofort vollkommen nüchtern.

Da war etwas im Wesen dieses Fremden, im Zittern seines warnend erhobenen Fingers, der im Zwielflicht vor meinen Augen schwankte – da war etwas, was mich mit unbegrenztem Staunen erfüllte. Aber nicht das war es, was mich so heftig erregen konnte – es war der inhaltsschwere feierliche Verweis, der in der eigenartigen, leise gezischten Äußerung lag, und vor allem der besondere *Tonfall*, in dem diese zwei wohlbekanntenen Worte *geflüstert* wurden, und der mit tausend Erinnerungen vergangener Tage auf mich einstürmte und meine Seele traf wie mit einem elektrischen Schlag. Bevor ich wieder Herr meiner Sinne wurde, war die Gestalt verschwunden.

Obgleich der Eindruck, den das Erlebnis auf meine zügellose Phantasie machte, ein sehr tiefer war, war er doch nicht von langer Dauer. Einige Wochen allerdings plagte ich mich mit ernstesten Fragen und war von krankhaften Vorstellungen umdüstert. Ich versuchte nicht, an der Identität dieses seltsamen Wesens mit jenem, das sich früher schon so hartnäckig in meine Angelegenheiten mischte und mich mit seinem aufdringlichen Rat quälte, zu zweifeln. Doch wer und was war dieser Wilson? Und woher kam er? Und was waren seine Absichten? Auf keine dieser Fragen fand ich eine befriedigende Antwort – nur das eine stellte ich fest, dass ein plötzlich eingetretenes Familienereignis sein Ausscheiden aus Dr. Bransbys Lehranstalt am Nachmittag desselben Tages zur Folge gehabt hatte, an dem ich von dort entflohen war. Nach kurzer Zeit aber ließen meine Gedanken von dieser Sache ab, da meine beabsichtigte Übersiedelung nach Oxford mich vollauf in Anspruch nahm. Bald darauf führte ich diese aus, und die Freigebigkeit meiner Eltern verschaffte mir eine Ausstattung und einen jährlichen Wechsel, der es mir ermöglichte, in all dem mir schon so unentbehrlich gewordenen Luxus zu schwelgen und in der

Verschwendungssucht mit den hochfahrenden Erben der reichsten Grafschaften Großbritanniens zu wetteifern.

Durch meine reichen Mittel zum Laster angespornt, brach mein ursprüngliches Temperament mit verdoppeltem Feuer hervor und widersetzte sich sogar der so selbstverständlichen Zügelung, die Sitte und Anstand jedem gebildeten Menschen auferlegen. Doch es wäre unsinnig, wenn ich mich bei den Einzelheiten meines lasterhaften Lebens aufhalten wollte. Mag das Bekenntnis genügen, dass ich als Verschwender selbst den Herodes in den Schatten stellte, und dass ich der langen Liste der Laster, die damals an der ausschweifendsten Universität Europas üblich waren, durch Erfindung einer Fülle von neuen Schandtaten einen umfangreichen Anhang hinzufügte.

Und doch ist es wohl schwer zu glauben, dass ich sogar so weit gekommen war, mir die gemeinsten Schliche der Gewohnheitsspieler anzueignen und meine Erfahrung in ihrer verächtlichen Wissenschaft dazu zu benutzen, auf Kosten meiner harmlosen Mitstudenten meine ohnedies ungeheuren Einnahmen zu vergrößern. Aber es war so; und dieses unerhörte Hohnsprechen auf alle Ehre und Manneswürde war zweifellos der Hauptgrund, ja, wohl der einzige Grund, dass ich straflos ausging. Wer unter meinen verwegenen Kameraden würde nicht eher die Klarheit seiner Sinne angezweifelt, als den heiteren, freimütigen, verschwenderischen William Wilson – den vornehmsten und gebildetsten Studenten von Oxford – solcher Gemeinheiten für fähig gehalten haben – ihn, dessen Tollheiten (so sagten die Parasiten) nur die Tollheiten seiner überschäumenden Jugend und ungezügelten Phantasie, dessen Fehler nur seltsame Launen, dessen dunkelste Laster nur sorglose, sprudelnde Torheiten waren?

Schon zwei Jahre lang war ich in dieser Weise erfolgreich tätig gewesen, als ein junger, erst jüngst geadelter Emporkömmling namens Glendinning die Universität bezog. Man sagte, er sei reich wie Herodes Atticus und sei auch so leicht wie dieser zu seinen Reichtümern gelangt. Ich entdeckte bald, dass er kein großer Schlaukopf war, und hielt ihn für ein sehr passendes Objekt für die Anwendung meiner einträglichen Kunst. Ich forderte ihn des öfteren zum Spiel auf, und mit der üblichen List des Falschspielers ließ ich ihn zunächst beträchtliche Summen gewinnen, um ihn später desto sicherer einzufangen. Als mein Plan ausgereift war, traf ich ihn in der Wohnung eines Herrn Preston, eines Mitstudenten, in der bestimmten Absicht, dass diese Begegnung die letzte und entscheidende sein sollte. Preston war mit jedem von uns befreundet, hatte aber natürlich nicht die leiseste Ahnung von meinem Vorhaben. Um der Sache einen harmlosen Anstrich zu geben, hatte ich mich bemüht, eine Gesellschaft von acht oder zehn jungen Leuten dort zu haben, und war peinlich darum besorgt, dass man nur wie zufällig nach den Karten griff und dass mein Opfer selbst danach verlangen sollte. Um kurz zu sein: ich hatte keinen der niedrigen Kunstgriffe verschmäht, die bei solchen Gelegenheiten so regelmäßig angewendet werden, dass es geradezu ein Wunder ist, wenn es noch immer Dumme gibt, die diese Ränke nicht durchschauen, sondern ihnen zum Opfer fallen.

Unser Beisammensein hatte sich schon bis tief in die Nacht ausgedehnt, als es mir endlich gelang, Glendinning als einzigen Partner zu bekommen. Wir waren bei meinem Lieblingsspiel, dem Ecarté. Die anderen nahmen so lebhaften Anteil an unserem Spiel, dass sie selbst die Karten beiseite gelegt hatten und uns als

Zuschauer umringten. Der Emporkömmling, den ich anfänglich zu reichlichem Trinken veranlasst hatte, mischte, gab und spielte mit einer Nervosität, für die seine Trunkenheit nur zum Teil die Ursache sein konnte. In sehr kurzer Zeit schuldete er mir bereits beträchtliche Summen. Nun aber tat er einen tiefen Zug aus seinem Portweinglas und schlug mir vor – was meine kühle Berechnung nicht anders er wartet hatte –, unseren bereits übertrieben hohen Einsatz zu verdoppeln. Mit gut gespielterm Widerstreben und nicht ehe meine wiederholte Weigerung ihn zu ein paar ärgerlichen Worten veranlasst hatte, die mein Nachgeben gewissermaßen herausforderten, willigte ich schließlich ein. Der Erfolg bewies selbstverständlich nur, wie rettungslos der Partner mir ins Garn gegangen: in kaum einer Stunde hatte er seine Schuld vervierfacht. Seit einer Weile schon hatte sein Gesicht den rosigen Anhauch verloren, den ihm der Wein verliehen, jetzt aber sah ich zu meinem Erstaunen, dass es grauenhaft bleich geworden war. Ich sage, zu meinem Erstaunen, denn man hatte mir Glendinning bei meinen eifrigen Nachforschungen als unermesslich reich hingestellt, und wenn seine Verluste auch sehr hoch waren, so konnten sie ihn doch, wie ich annahm, nicht ernstlich schädigen, wie viel weniger so tief erschüttern. Der nächstliegende Gedanke war natürlich, seinen Zustand als eine Folge des übertriebenen Weingenusses anzusehen; aber als ich, mehr zu dem Zweck, mich vor den Kameraden in ein gutes Licht zu setzen, als aus irgendeinem anderen Grunde, gerade die feste Absicht kundtun wollte, das Spiel abubrechen, machten mir ein paar Äußerungen der hinter mir Stehenden und ein Ruf der Verzweiflung seitens Glendinnings klar, dass ich seinen vollständigen Ruin herbeigeführt, und zwar unter Umständen, die ihn zum Gegenstand des allgemeinen Mitleids machten und ihn wohl selbst vor den Bosheiten eines Teufels hätten bewahren müssen.

Wie ich mich nun weiter verhalten haben würde, ist schwer zu sagen. Der bedauernswerte Zustand meines Gimpels hatte uns alle in eine gewisse Verlegenheit versetzt; es herrschte minutenlanges Schweigen, und ich fühlte, wie meine Wangen unter den vielen zornigen und vorwurfsvollen Blicken brannten. Ich musste sogar zugeben, dass mir durch die nun plötzlich eintretende unerwartete Unterbrechung für einen kurzen Augenblick eine schwere Last, ein unerträgliches Gefühl der Beklemmung vom Herzen genommen wurde. Die großen, schweren Flügeltüren wurden auf einmal mit heftigem Ungestüm aufgeworfen, so dass wie mit einem Zauberschlag alle Lichter im Raum erloschen. In ihrem Hinflackern sahen wir noch, dass ein Fremder eingetreten war; er hatte ungefähr meine Größe und war eng in einen Mantel gehüllt. Schnell aber war es vollständig dunkel geworden, und wir konnten nur *fühlen*, dass er in unserer Mitte stand. Ehe einer von uns sich von dem Staunen erholt hatte, in das dies ungeheure Gebaren uns alle versetzte, vernahmen wir die Stimme des Eindringlings.

„Meine Herren“, sagte er in einem leisen, deutlichen und wohlbekanntem Flüsterton, der mir bis ins Mark drang, „meine Herren, ich versuche nicht, mein Auftreten zu entschuldigen, denn ich komme, um meine Pflicht zu erfüllen. Sie sind zweifellos über den wahren Charakter des Herrn, der heute Nacht beim Ecarté dem Lord Glendinning eine große Summe abgenommen, nicht unterrichtet. Ich will Ihnen daher mitteilen, wie Sie sich rasch und sicher die nötigen Aufklärungen verschaffen können. Bitte, untersuchen Sie nur gründlich das Futter seines linken

Ärmelaufschlags und die verschiedenen kleinen Päckchen, die sich in den reichlich großen Taschen seines bestickten Hausrocks finden werden.“

Während er sprach, herrschte eine so tiefe Stille, dass man das Niederfallen einer Stecknadel hätte hören können. Als er geendet, verließ er das Zimmer ebenso plötzlich, wie er es betreten. Kann ich – soll ich meine Gefühle schildern? Muss ich sagen, dass ich alle Schrecken der Verdammten durchlebte? Ich hatte wenig Zeit zum Nachdenken. Viele Hände packten mich rau, und es wurde sofort wieder Licht gemacht. Die Suche begann. Im Futter meines Ärmels fand man alle zum Ecarté gehörigen hohen Karten und in den Taschen meines Hausrocks eine Anzahl Kartenspiele, die den bei unseren Sitzungen gebräuchlichen vollkommen glichen, nur gehörten meine zu denen, die man mit einem Fachausdruck als die ›abgerundeten‹ bezeichnete: die *hohen* Karten waren *oben* und *unten*, die *niedereren* an den *Seiten* leicht konvex. Wenn nun der Gimpel beim Abnehmen die Karten, wie es üblich ist, seitwärts abhebt, so wird er jedes Mal seinem Partner eine hohe Karte zuteilen; während der Falschspieler an der Schmalseite abhebt und folglich seinem Opfer keine Karte gibt, die im Spiel von irgendwelchem Wert ist.

Wäre man nach dieser Entdeckung in Entrüstung ausgebrochen – ich hätte es leichter ertragen können als die schweigende Verachtung und hohnvolle Gelassenheit, mit der man die Sache aufnahm. „Herr Wilson“, sagte unser Gastgeber, während er sich bückte und einen kostbaren Pelzmantel aufhob, „Herr Wilson, der Mantel gehört wohl Ihnen. (Es war kaltes Wetter, und als ich meine Wohnung verließ, hatte ich daher, da ich nur im Hausrock war, einen Mantel übergeworfen, den ich dann hier im Hause abgelegt.) Ich denke, es ist überflüssig, auch hier noch nach weiteren Beweisen Ihrer Hinterlist zu suchen. (Er betrachtete den Mantel mit bitterem Lächeln.) Wir haben schon genug davon. Sie sehen wohl selbst die Notwendigkeit ein, Oxford zu verlassen – jedenfalls aber, sofort meine Wohnung zu verlassen.“

Verhöhnt und gedemütigt, wie ich durch diese Rede war, hätte ich mich wahrscheinlich sofort durch eine tätliche Beleidigung gerächt, wäre nicht im selben Augenblick meine ganze Aufmerksamkeit durch eine höchst sonderbare Tatsache gefesselt worden. Der Mantel, den ich bei meinem Herkommen getragen, war aus sehr seltenem Pelzwerk; wie selten, wie außerordentlich kostbar es war, wage ich gar nicht zu sagen. Auch entstammte seine Machart meinem eigenen Erfindergeist, denn ich war, was meine Kleidung anlangte, geradezu geckenhaft eitel. Als mir daher Herr Preston jenen Mantel reichte, den er in der Nähe der Flügeltür vom Boden aufgehoben, gewahrte ich mit Staunen und Entsetzen, dass ich den meinigen bereits auf dem Arm hatte (ich hatte ihn anscheinend ganz unwillkürlich schon ergriffen), und dass der mir dargebotene in jedem, selbst dem kleinsten Teilchen, sein vollkommenes Gegenstück war. Das merkwürdige Wesen, das mich so schrecklich bloßgestellt, war, wie ich mich erinnerte, in einen Mantel gehüllt gewesen, und keiner aus unserer Gesellschaft außer mir hatte einen solchen umgehabt. Mit einiger Geistesgegenwart nahm ich den Mantel, den Preston mir reichte, legte ihn unbemerkt über den anderen auf meinen Arm und verließ mit finsternen, trotzigem Blicken das Zimmer. Am anderen Morgen trat ich vor Tagesanbruch eine Reise nach dem Kontinent an, gehetzt von Scham und Entsetzen.

Ich floh vergebens! Mein böses Geschick verfolgte mich frohlockend und zeigte, dass seine geheimnisvolle Macht eigentlich jetzt erst beginne. Kaum hatte ich meine Schritte nach Paris gelenkt, als ich neue Beweise von der Anteilnahme erhielt, die dieser fürchterliche Wilson an meinen Angelegenheiten nahm. Jahre vergingen – ich fand keine Erlösung. Der Schurke! – mit welcher ungelegener, welcher gespenstischer Geschäftigkeit trat er in Rom zwischen mich und meine ehrgeizigen Pläne! Und in Wien ebenso – in Berlin – in Moskau! Wo, ja wo ward mir nicht bittere Ursache, ihn aus tiefstem Herzen zu verwünschen? Schließlich floh ich vor seiner rätselhaften Tyrannei wie ein halb Wahnsinniger – und bis an das Ende der *Welt floh ich vergebens*.

Und wieder und wieder fragte meine Seele sich in geheimer Zwiesprache mit sich selbst: ›Wer ist er? – Woher kam er? Und was sind seine Absichten?‹ Doch keine Antwort war zu finden. Und nun forschte ich mit peinlichster Genauigkeit der Art, dem Vorgehen, den herrschenden Zügen seiner unverschämten Überwachung nach. Aber selbst hier gab es nur wenig, worauf sich eine Vermutung gründen ließ. Es war allerdings auffallend, dass es ihm bei jedem der zahlreichen Fälle, in denen er seit kurzem meinen Weg kreuzte, lediglich darauf ankam, solche Pläne zu vereiteln oder solche Handlungen zunichte zu machen, die, wenn sie zur vollen Ausführung gelangt wären, schlimmes Elend gezeitigt hätten. Welche armselige Rechtfertigung für eine so gewalttätige Bevormundung – für ein so hartnäckiges, so freches Eingreifen in meine natürlichen Rechte der Selbstbestimmung!

Ich hatte ferner festgestellt, dass mein Peiniger, der mit wundersamer Geschicklichkeit meine Erscheinung bis ins kleinste nachahmte, es bei seinen jedesmaligen Einmischungen so einzurichten gewusst hatte, dass ich seine Gesichtszüge nicht zu sehen bekam. Mochte Wilson sein, wer er wollte, das jedenfalls war die abgeschmackteste Ziererei und Albernheit. Konnte er nur einen Augenblick annehmen, dass ich in dem Warner aus Eton – in dem Zerstörer meiner Ehre zu Oxford –, in ihm, der in Rom meine hochfliegenden Pläne, in Paris meine Rachegeleüste, in Neapel meine leidenschaftliche Liebe vereitelte und in Ägypten ein Vorhaben zerstörte, das er fälschlicherweise meiner Habgier zuschrieb – dass ich in diesem, meinem Erbfeind und bösen Geist den William Wilson meiner Schuljahre nicht wiedererkennen würde – den Namensvetter, den Kameraden, den Rivalen – den verhassten und gefürchteten Rivalen im Hause Dr. Bransbys? Unmöglich? – Doch lasst mich zu der letzten ereignisreichen Szene des Dramas kommen.

Bis jetzt hatte ich mich seiner Herrschaft blindlings unterworfen. Die tiefe Ehrfurcht, mit der ich gewohnt war, den überlegenen Charakter, die göttliche Weisheit, die scheinbare Allgegenwart und Allmacht Wilsons anzusehen, hatte, gemischt mit dem Entsetzen, mit dem gewisse andere Züge seines Wesens mich erfüllten, mich von meiner eigenen Schwäche und Hilflosigkeit überzeugt und eine vollständige, wenn auch widerstrebende Unterwerfung unter seinen despotischen Willen herbeigeführt. In letzter Zeit aber hatte ich mich ganz dem Wein ergeben, und sein aufreizender Einfluss auf mein ererbtes Temperament machte mir dies Überwachtsein immer unerträglicher. Ich begann zu murren – zu überlegen – zu widerstreben. Und war es nur Einbildung, was mich glauben ließ, dass mit meiner zunehmenden Festigkeit diejenige meines Peinigers im entsprechenden Verhältnis abnahm? Sei dem, wie ihm wolle, ich begann jetzt zu fühlen, dass brennende

Hoffnung in mir erwachte, und nährte schließlich in meinen geheimsten Gedanken den festen und verzweifelten Entschluss, meine sklavische Unterwerfung abzuschütteln.

Es war in Rom, als ich im Karneval des Jahres 18.. einem Maskenfest im Palazzo des neapolitanischen Herzogs di Broglio beiwohnte. Ich hatte noch reichlicher als sonst dem Weine zugesprochen, und jetzt quälte mich die erstickende Luft der überfüllten Räume unerträglich. Auch die Schwierigkeit, mit der ich mir durch das Gewühl der Gäste meinen Weg bahnen musste, trug nicht wenig dazu bei, meine Stimmung reizbar zu machen, denn ich suchte (lasst mich verschweigen, aus welch unwürdigem Grunde), suchte eifrig die junge und fröhliche und wunderschöne Frau des alten und kindischen Narren di Broglio. In sorglosem Vertrauen hatte sie mir verraten, welches Maskengewand sie tragen werde, und nun hatte ich sie erspäht und eilte, in ihre Nähe zu gelangen. In diesem Augenblick fühlte ich eine leichte Hand auf meiner Schulter, und in meinem Ohr das unvergessliche, verwünschte Flüstern.

In einem wahren Wutanfall wandte ich mich dem Störer zu und ergriff ihn heftig beim Kragen. Er war, wie ich es erwartet, in genau das gleiche Gewand gekleidet wie ich selbst; so trug also auch er einen spanischen Mantel aus blauem Samt und einen karminroten Gürtel, in dem ein Rapier steckte. Eine schwarze Seidenmaske bedeckte sein Gesicht.

„Schurke!“ sagte ich mit vor Wut heiserer Stimme, während jede Silbe, die ich sprach, meinen Zorn mit neuen Gluten schürte; „Schurke! Betrüger! Verfluchter Schuft! Du sollst mich nicht – *du wirst mich nicht* zu Tode hetzen! Folge mir, oder ich steche dich hier auf der Stelle nieder!“ – Und ich bahnte mir aus dem Ballsaal einen Weg in das angrenzende kleine Vorzimmer und zog ihn mit Gewalt mit mir.

Als ich dort eintrat, schleuderte ich ihn wütend von mir fort. Er schwankte gegen die Wand, ich schloss fluchend die Tür und gebot ihm, den Degen zu ziehen. Er zögerte nur einen Augenblick, dann seufzte er leise, zog den Degen und stellte sich in Bereitschaft.

Der Zweikampf war kurz genug. Ich war in rasender Aufregung und blinder Wut und fühlte in meinem Arm die Kraft von Hunderten. In wenigen Sekunden drängte ich ihn gegen die Wand zurück, und da ich ihn nun ganz in meiner Gewalt hatte, stach ich ihm die Waffe in viehischer Gier wieder und wieder durchs Herz.

Da versuchte jemand, die Tür zu öffnen. Ich eilte hin, um eine Störung fernzuhalten, kehrte aber sofort zu meinem sterbenden Gegner zurück. Doch welche menschliche Sprache kann das Erstaunen – das Entsetzen wiedergeben, das mich bei dem Schauspiel erfasste, das sich nun meinen Blicken bot! Der kurze Augenblick, für den ich die Augen abgewendet, hatte genügt, um drüben am anderen Ende des Zimmers eine Veränderung zu schaffen. Ein großer Spiegel – so schien es mir zuerst in meiner Verwirrung – stand jetzt da, wo vorher keiner gewesen war; und als ich im höchsten Entsetzen zu ihm hinschritt, näherten sich mir aus seiner Fläche meine eigenen Züge – bleich und blutbesudelt –, meine eigene Gestalt, ermatteten Schrittes.

So schien es, sage ich, doch war es nicht so. Es war mein Gegner – es war Wilson, der da im Todeskampfe vor mir stand. Seine Maske und sein Mantel lagen auf dem Boden, da, wo er sie hingeworfen. Kein Faden an seinem Anzug – keine Linie in den ausgeprägten und eigenartigen Zügen seines Antlitzes, die nicht bis zur vollkommenen Identität *mein eigen* gewesen wären!

Es war Wilson; aber seine Sprache war kein Flüstern mehr, und ich hätte mir einbilden können, ich selber sei es, der da sagte: „Du hast gesiegt, und ich unterliege. Dennoch, von nun an bist auch du tot – tot für die Welt, den Himmel und die Hoffnung! In mir lebstest du – und nun ich sterbe, sieh hier im Bilde, das dein eigenes ist, wie du dich selbst ermordet hast.“

Der Duc De L'Omelette

... und schritt sodann in ein kühleres Klima. (Cowper)

Keats starb an einer Kritik. Wer war es noch, der an *L'Andromaque*¹ starb? Niedere Seelen. – De l'Omelette starb an einem Ortolan. *l'histoire en est brève*. Steh mir bei, Geist des Apicius!

Ein goldener Käfig trug einen kleinen geflügelten Wanderer, ein gefesseltes, rührendes, indolentes Vögelchen, von seiner Heimat im fernen Peru nach der Chaussee d'Antin. Sechs Pairs des Kaiserreiches begleiteten den glücklichen Vogel von seiner königlichen Eigentümerin, La Bellissima, zu dem Duc de l'Omelette. An diesem Abend wollte der Duc allein speisen. In der Einsamkeit seines Arbeitszimmers lehnte er lässig auf jener Ottomane, für die er seine Loyalität geopfert hatte, indem er seinen König überbot – auf der berühmten Ottomane von Cadet.

Er gräbt sein Gesicht in die Kissen. Die Uhr schlägt. Unfähig Ihre Gefühle zu unterdrücken, nehmen Seine Gnaden eine Olive. In diesem Augenblick öffnet sich die Tür leise zum Klange sanfter Musik, und sieh! der lieblichste Vogel steht vor dem geliebtesten der Männer.

Doch eine unsägliche Furcht legt sich plötzlich auf die Züge des Duc. – „*Horreur! – chien! – Baptiste! – l'oiseau! ah, bon Dieu! cet oiseau modeste que tu as deshabillé de ses plumes, et que tu as servi sans papier!*“

Unnötig, mehr zu sagen: der Duc starb an Ekel. „Ha! ha! ha!“ sagten Seine Gnaden am dritten Tage nach Ihrem Ableben. „He! he! he!“ echote der Teufel leise und richtete sich empor.

„Aber das ist doch sicherlich nicht ernst gemeint“, gab De l'Omelette zurück. „Ich habe gesündigt – *c'est vrai* – aber, mein Lieber, bedenke! – Du hast doch nicht wirklich die Absicht, solch – solch – wie soll ich sagen – solch barbarische Drohungen auszuführen.“

„Was nicht?“ sagte Seine Majestät. „Fix, Herr, ziehen Sie sich aus.“

„Was, ausziehen? Meiner Treu, eine niedliche Zumutung. Nein, Teuerster, ich werde mich nicht entkleiden. Wer sind Sie denn, dass ich, der Duc de l'Omelette, Prince de Foie-gras, eben mündig geworden, Autor der Mazurkiade, Mitglied der Akademie, mich auf ihren Befehl der entzückendsten Beinkleider, die jemals Bourdon verfertigte, des köstlichsten Hausgewandes, das jemals Rombert hervorzauberte, entledigen sollte, ganz zu schweigen von der Notwendigkeit, meine Haare aus den Papierwickeln nehmen, und von der Unbequemlichkeit, meine Handschuhe ausziehen zu müssen?“

¹ Montfleury. Der Autor des Parnasse Réformé läßt ihn im Hades folgendermaßen sprechen: „*L'homme donc qui voudrait savoir ce dont je suis mort, qu'il ne demande pas si ce fut de fièvre ou de podagre ou d'autre chose, mais qui l'entende que ce fut de l'Andromaque.*“

„Wer ich bin? – ach so! Ich bin Beelzebub, Prinz der Unterwelt. Eben holte ich dich aus einem mit Elfenbein eingelegten Rosenholzsarge. Du warst sonderbar parfümiert und wie eine Warensendung adressiert. Belial, mein Kirchhofsverwalter, hat dich hierher geschickt. Die Beinkleider, deren du dich rühmst und die von Bourdon gemacht sein sollen, sind ein Paar vorzügliche Leinenunterhosen, und dein Morgengewand ist ein Leichentuch von nicht allzu knappen Dimensionen.“

„Herr!“ rief der Duc, „ich lasse mich nicht ungestraft beleidigen. Herr! ich werde die erste beste Gelegenheit ergreifen, um mich für diese Kränkung meiner Ehre zu rächen. Herr! Sie werden von mir hören. Für jetzt – *au revoir!*“ und der Duc war im Begriff, mit einer Verbeugung den Satan zu verlassen, als er von einem diensttuenden Kammerherrn zurückgebracht wurde. Hierauf rieben sich Seine Gnaden die Augen, gähnten, zuckten die Achseln und überlegten.

Als der Duc seine Haltung wieder gewonnen hatte, prüfte er seine Umgebung. Sie war wundervoll. Sogar De l’Omelette erklärte sie für *bien comme il faut*. Dies lag jedoch nicht an der Länge und Breite des Raumes, sondern an der Höhe. Ah, die war ganz überwältigend. Keine Spur von Decke, – nur eine dichte durcheinanderwogende Masse von feuerfarbigen Wolken. Im Gehirn Seiner Gnaden wirbelte es, wenn Sie hinaufsahen. Von oben herab hing eine Kette aus unbekanntem blutrotem Metall, deren oberes Ende sich *parmi les nues* verlор wie die Stadt Boston. Am unteren Ende schwang ein großes Gefäß hin und her. Der Duc erkannte es als einen Rubin; aus ihm strömte aber ein so intensives, so beständiges, so furchtbares Licht, wie nie ein solches ein Perser angebetet oder ein Geber sich vorgestellt hat, wie nie ein solches einem Muselman im Traum erschienen ist, wenn er opiumbetäubt auf das Mohnlager taumelte, den Rücken den gefährlichen Blüten, das Antlitz der Sonne zugewendet. Der Duc murmelte eine leise Verwünschung.

Die Ecken des Raumes waren nischenartig abgerundet. In drei dieser Nischen standen Statuen von gigantischen Ausmessungen. Griechische Schönheit und ägyptische Ungeheuerlichkeit bildeten ein französisches *tout ensemble*. Die Statue der vierten Ecke war verschleiert; sie war nicht so riesenhaft. Aber ein schmaler Fußknöchel, ein sandalen beschuhter Fuß waren sichtbar. De l’Omelette presste die Hand aufs Herz, schloss die Augen, schlug sie wieder auf und ertappte Seine satanische Majestät auf – Erröten.

Aber die Gemälde. – Kypris! Astarte! Astoreth! – tausende und immer dieselben! Und Raffael hatte sie gesehen! Ja, Raffael war hier gewesen; denn malte er nicht die ...? Und gehörte er nicht infolgedessen den Verdammten an? Die Gemälde! die Gemälde! – Wollust! O Liebe. Wer kann beim Anblick dieser verbotenen Schönheiten noch Augen haben für die zarten Entwürfe der Goldrahmen, die wie Sterne von den Mauern aus Hyazinth und Porphyrl leuchten?

Aber dem Duc sinkt doch das Herz. Nicht, wie man vermuten möchte, schwindlig gemacht durch die Pracht, noch auch trunken durch den sinnverwirrenden Hauch all der unzähligen Weihrauchgefäße.

Il est vrai qu’à toutes ces choses il a pensé beaucoup – mais! Der Duc de l’Omelette ist ganz von Schrecken ergriffen; denn der Durchblick durch das düstere, unverhängte, einzige Fenster zeigt ihm das Funkeln eines grässlichen Feuers.

Le pauvre Duc! Er konnte den Gedanken nicht abschütteln, dass die herrlichen, lockenden, nie verklingenden Melodien, die die Halle durchströmten, die Klagen und das Geheul der Verzweifelten und Verdammten seien, aber geläutert und verändert durch die Zauberkraft der verwunschenen Fensterscheiben. Und dort! – auf der Ottomane! – wer mochte der wohl sein – der *petit-mâitre* – nein, der Göttliche, der da sitzt wie aus Marmor gemeißelt, mit bleichem Antlitz, *et qui sourit si amèrement? Mais il faut agir* – das heißt, ein Franzose gibt eine Sache nie ganz verloren. Außerdem hassen Seine Gnaden Szenen. De l’Omelette ist wieder er selbst. Auf einem Tische lagen unter anderen Waffen einige Rapiere. Der Duc wusste sie zu führen; *il avait tué ses six hommes*. Nun denn, *il peut s’échapper*. Er prüft zwei der Waffen und bietet sie mit unnachahmlicher Grazie Seiner Majestät zur Wahl. *Horreur!* Seine Majestät ist kein Fechter.

Mais il joue! Welches Glück. Seine Gnaden hatten immer ein glänzendes Gedächtnis. Er hat einmal im ›*Diable*‹ des Abbé Gualtier geblättert und dort gefunden, ›*que le Diable n’ose pas refuser un jeu d’écarté.*‹ Aber die Chancen – die Chancen. Wahrlich verzweifelt; aber kaum weniger verzweifelt als der Duc. Doch kennt er nicht die Schliche und Kniffe? Ist er nicht mit *Pierre le Brun* fertig geworden? War er nicht Mitglied des Klubs *Vingt-et-un*? „*Si je perds*“, denkt er, „*je serais deux fois perdu* – dann habe ich eben *voilà tout!* doppelt verspielt ...“

(Hier zucken Seine Gnaden die Achseln.) „*si je gagne, je reviendrai à mes ortolans – que les cartes soient préparées!*“

Seine Gnaden waren ganz Aufmerksamkeit; Seine Majestät war lässig. Ein Zuschauer würde an Karl und Franz gedacht haben. Seine Gnaden dachten ans Spiel, Seine Majestät dachte an nichts und mischte. Der Duc hob ab.

Die Karten werden ausgeteilt. Der Trumpf wird aufgelegt – es ist – es ist – der König? Nein – es ist die Dame. Seine Majestät fluchte über deren männliche Kleidung.

De l’Omelette legte die Hand aufs Herz. Sie spielen. Der Duc zählt. Das Spiel ist zu Ende. Seine Majestät zählt aufmerksam, lächelt und trinkt. Der Duc lässt eine Karte verschwinden.

„*C’est à vous à faire*“ sagt Seine Majestät und hebt ab. Seine Gnaden verbeugen sich, geben und erheben sich *en présentant le Roi*. Seine Majestät sieht verdrießlich aus. Wäre Alexander nicht Alexander gewesen, so hätte er Diogenes sein mögen; der Duc versicherte beim Abschiednehmen seinem Partner, „*que s’il n’eut été De l’Omelette, il n’aurait point d’objection d’être le Diable.*“

Der Untergang des Hauses Usher

Son coeur est un luth suspendu;
Sitôt qu'on le touche il résonne.

De Beranger

Ich war den ganzen Tag lang geritten, einen grauen und lautlosen melancholischen Herbsttag lang – durch eine eigentümlich öde und traurige Gegend, auf die erdrückend schwer die Wolken herabgingen. Da endlich, als die Schatten des Abends herniedersanken, sah ich das Stammschloss der Usher vor mir. Ich weiß nicht, wie es kam – aber ich wurde gleich beim ersten Anblick dieser Mauern von einem unerträglich trüben Gefühl befallen. Ich sage *unerträglich*, denn dies Gefühl wurde durch keine der poetischen und darum erleichternden Empfindungen gelindert, mit denen die Seele gewöhnlich selbst die finstersten Bilder des Trostlosen oder Schaurigen aufnimmt. Ich betrachtete das Bild vor mir – das einsame Gebäude in seiner einförmigen Umgebung, die kahlen Mauern, die toten, wie leere Augenhöhlen starrenden Fenster, die paar Büschel dürerer Binsen, die weißschimmernden Stümpfe abgestorbener Bäume – mit einer Niedergeschlagenheit, die ich mit keinem anderen Gefühl besser vergleichen kann als mit dem trostlosen Erwachen eines Opiumessers aus seinem Rausche, dem bitteren Zurücksinnen in graue Alltagswirklichkeit, wenn der verklärende Schleier unerbittlich zerreißt. Es war ein frostiges Erstarren, ein Erliegen aller Lebenskraft – kurz, eine hilflose Traurigkeit der Gedanken, die kein noch so gewaltsames Anstacheln der Einbildungskraft aufreizen konnte zu Erhabenheit, zu Größe. Was mochte es sein – dachte ich, langsamer reitend –, ja, was mochte es sein, dass der Anblick des Hauses Usher mich so erschreckend überwältigte? Es war mir ein Rätsel; aber ich konnte mich der grauen Wahngespenster nicht erwehren; ich musste mich mit der wenig befriedigenden Erklärung begnügen, dass es *tatsächlich* in der Natur ganz einfache Dinge *gibt*, die durch die Umstände, in denen sie uns erscheinen, geradezu niederdrückend auf uns wirken können, dass es aber nicht in unsere Macht gegeben ist, eine Definition dieser Gewalt zu finden. Es wäre möglich, überlegte ich, dass eine etwas andere Anordnung der einzelnen Bestandteile dieses Landschaftsbildes genügen würde, um die düstere Stimmung des Ganzen abzuschwächen, ja vielleicht sogar vollständig aufzuheben. Von diesem Gedanken getrieben, lenkte ich mein Pferd an den steilen Abhang eines schwarzen sumpfigen Teiches, der von keinem Hauch bewegt neben dem Schlosse lag, und spähte ins Wasser – doch ein Schauder, stärker als zuvor, schüttelte mich beim Anblick der auf den Kopf gestellten und verzerrten Bilder der grauen Binsen, der gespenstischen Baumstümpfe und der toten, wie leere Augenhöhlen starren den Fenster.

Nichtsdestoweniger beschloss ich, in diesem schwermutvollen Hause einen Aufenthalt von mehreren Wochen zu nehmen. Sein Eigentümer, Roderick Usher, war einer meiner liebsten Jugendfreunde gewesen, doch seit unserer letzten Begegnung waren viele Jahre dahingegangen. Da hatte mich jüngst bei meinem Aufenthalt in einem entlegenen Teil des Landes ein Brief erreicht – ein Brief von ihm –, dessen seltsam ungestümer Charakter keine andere als eine persönliche und mündliche Beantwortung zuließ. Das Schreiben zeugte entschieden von nervöser Aufregung.

Der Verfasser sprach von einer heftigen körperlichen Erkrankung – von niederdrückender geistiger Zerrüttung – und von dem innigen Wunsch, mich, der ich sein bester und tatsächlich sein einziger persönlicher Freund sei, wiederzusehen; er hoffe, meine erheiternde Gesellschaft werde seinem Zustande etwas Erleichterung bringen. Die Art und Weise, in der dies und vieles andere gesagt war – die *Herzensbedrängnis*, die aus seinem Verlangen sprach –, das war es, das mir kein Zögern erlaubte, und ich gehorchte daher dieser höchst seltsamen Aufforderung unverzüglich.

Obgleich wir als Knaben geradezu vertraute Kameraden gewesen waren, wusste ich dennoch recht wenig über meinen Freund. Seine Zurückhaltung war immer außerordentlich gewesen; sie war ihm ganz selbstverständlich erschienen. Immerhin war mir bekannt, dass seine sehr alte Familie seit unvordenklichen Zeiten wegen einer eigentümlichen Reizbarkeit des Temperaments bekannt gewesen war, einer Reizbarkeit, die lange Jahre hindurch in vielen erhabenen eigenartigen Kunstwerken sich aussprach; später betätigte sich dies feinfühliges Empfinden in mancher Handlung großmütiger, doch unauffälliger Mildtätigkeit und in der leidenschaftlichen Hingabe an das *Studium* der Musik – weniger also an ihre altbekannten leicht fasslichen Schönheitsformen, als an die tiefverborgenen Probleme dieser Kunst. Ich hatte auch die sehr bemerkenswerte Tatsache erfahren, dass der Stammbaum der Familie Usher, die jederzeit hochangesehen gewesen, zu keiner Zeit einen ausdauernden Nebenzweig hervorgebracht hatte, mit anderen Worten, dass die Abstammung der ganzen Familie in direkter Linie herzustellen war. Und ich vergegenwärtigte mir, dass in dieser Familie neben dem ungeteilten Besitztum auch die besonderen Charaktereigentümlichkeiten sich ungeteilt von Glied zu Glied vererbten, und sann darüber nach, inwieweit im Laufe der Jahrhunderte die eine dieser Tatsachen die andere beeinflusst haben könne. Wahrscheinlich, so sagte ich mir, ist es eben dieser Mangel einer Seitenlinie, ist es dies von Vater zu Sohn immer sich gleichbleibende Erbe von Besitztum und Familienname, das schließlich beide so miteinander identifiziert hatte, dass der ursprüngliche Name des Besitztums in die wunderliche und doppeldeutige Bezeichnung ›das Haus Usher‹ übergegangen war – eine Benennung, die bei den Bauern, die sie anwendeten, beides, sowohl die Familie wie das Familienhaus, zu bezeichnen schien.

Ich sagte vorhin, dass der einzige Erfolg meines etwas kindischen Beginnens – meines Hinabblickens in den dunklen Teich – *der* gewesen war, den ersten sonderbaren Eindruck, den das Landschaftsbild auf mich gemacht hatte, noch zu vertiefen. Es ist zweifellos: das Bewusstsein, mit dem ich das Anwachsen meiner abergläubischen Furcht – denn dies ist der rechte Name für die Sache – verfolgte, diente nur dazu, diese Furcht selbst zu steigern. Denn ich kannte schon lange das paradoxe Gesetz aller Empfindungen, deren Ursprung das Entsetzen, das Grauen ist. Und einzig dies mag die Ursache gewesen sein einer seltsamen Vorstellung, die in meiner Seele entstand, als ich meine Augen von dem Spiegelbild im Pfuhl wieder hinaufrichtete auf das Wohnhaus selbst; es war eine Einbildung, so lächerlich in der Tat, dass ich sie nur erwähne, um zu zeigen, wie lebendig, wie stark die Eindrücke waren, die auf mir lasteten. Ich hatte so auf meine Einbildungskraft eingearbeitet, dass ich wirklich glaubte, das Haus und seine ganze Umgebung sei von einer nur ihm eigentümlichen Atmosphäre umflutet – einer Atmosphäre, die zu der Himmelsluft

keinerlei Zugehörigkeit hatte, sondern die emporgedunstet war aus den vermorschten Bäumen, den grauen Mauern und dem stummen Pfuhl – ein giftiger, geheimnisvoller, trüber, träger, kaum wahrnehmbarer bleifarbener Dunst.

Von meinem Geist abschüttelnd, was Traum gewesen sein *musste*, prüfte ich eingehender das wirkliche Aussehen des Gebäudes. Das auffallendste an ihm schien mir sein beträchtliches Alter zu sein. Die Zeitläufte hatten ihm seine ursprüngliche Farbe genommen. Ein winzig kleiner Pilz hatte alle Mauern wie mit einem Netzwerk überzogen, dessen feinmaschiges Geflecht von den Dachtraufen herabhing. Doch von irgendwelchem außergewöhnlichen Verfall war das Gebäude noch weit entfernt. Kein Teil des Mauerwerks war eingesunken, und die noch vollkommen erhaltene Gesamtheit stand in seltsamem Widerspruch zu der bröckelnden Schadhaftheit der einzelnen Steine. Dies Haus stand gleichsam da wie altes Holzgetäfel, das in irgendeinem unbetretenen Gewölbe viele Jahre lang vermoderte, ohne dass je ein Lufthauch von draußen es berührte, und das darum in all seinem inneren Verfall stattlich und lückenlos dasteht. Außer diesen Zeichen eines allgemeinen Verfalls bot das Haus jedoch nur wenige Merkmale von Baufälligkei. Vielleicht hätte allerdings ein scharfprüfender Blick einen kaum wahrnehmbaren Riss entdecken können, der an der Frontseite des Hauses vom Dach im Zickzack die Mauer hinunterlief, bis er sich in den trüben Wassern des Teiches verlor.

Diese Dinge bemerkte ich, während ich über einen kurzen Dammweg zum Hause hinaufritt. Ein wartender Diener nahm mein Pferd, und ich trat unter den gotisch gewölbten Torbogen der Halle. Ein Kammerdiener mit leichtem, leisem Schritt führte mich schweigend durch dunkle und gewundene Gänge bis in das Arbeitszimmer seines Herrn. Vieles, was ich unterwegs erblickte, trug irgendwie dazu bei, das unbestimmte niederdrückende Gefühl, von dem ich schon gesprochen habe, zu verstärken. Diese Dinge um mich her – das Schnitzwerk der Deckentäfelung, der ebenholzglänzende Flur, die düsteren Wandteppiche mit ihrem phantastischen Waffenschmuck, der bei meinen Tritten rasselte –, das alles waren Dinge, die schon meiner Kindheit vertraut gewesen waren, wie ich mir unumwunden eingestehen musste –, dennoch wunderte ich mich, was für unheimliche Vorstellungen so gewöhnliche Dinge erwecken konnten.

Auf einer der Treppen begegnete ich dem Hausarzt. Sein Gesichtsausdruck erschien mir gemein und durchtrieben, obgleich mein Anblick ihn verblüffte. Er begrüßte mich verwirrt und ging weiter. Jetzt riss der Kammerdiener eine Türe auf und führte mich hin ein zu seinem Herrn.

Das Zimmer, in dem ich mich nun befand, war sehr groß und hoch. Die Fenster waren lang und schmal und hatten gotische Spitzbogenform; sie befanden sich so hoch über dem schwarzen eichenen Fußboden, dass man nicht an sie heranreichen konnte. Ein schwacher Schimmer rötlichen Lichtes drang durch die vergitterten Scheiben herein und reichte gerade hin, die hervortretenden Gegenstände des Gemachs erkennbar zu machen; doch mühte sich das Auge vergebens, bis in die entfernten Winkel des Zimmers oder in die Tiefen der schmuckreichen Deckenwölbung vorzudringen. Dunkle Teppiche hingen an den Wänden. Die Einrichtung war im allgemeinen überladen prunkvoll, unbehaglich, altmodisch und schadhaft. Eine Menge Bücher und Musikinstrumente lagen umher,

doch auch das vermochte nicht, die tote Starrheit des öden Raumes zu beleben. Ich fühlte, dass ich eine Luft einatmete, die schwer von Gram und Sorge war. Wie ernste, tiefe, unheilbare Schwermut lastete es hier auf allem.

Bei meinem Eintritt erhob sich Usher von einem Sofa, auf dem er lang ausgestreckt gelegen hatte, und begrüßte mich mit warmer Lebhaftigkeit, die mir zuerst übertrieben schien – etwa als gezwungene Liebenswürdigkeit des blasierten Weltmannes. Ein Blick jedoch auf sein Gesicht überzeugte mich von seiner völligen Aufrichtigkeit. Wir setzten uns, und da er nicht gleich sprach, betrachtete ich ihn minutenlang – und wurde von Mitleid und Grauen ergriffen. Sicherlich, kein Mensch hatte sich je in so kurzer Zeit so schrecklich verändert wie Roderick Usher! Nur mit Mühe gelang es mir, die Identität dieser gespenstischen Gestalt da vor mir mit dem Gefährten meiner Kindheit festzustellen. Doch seine Gesichtsbildung war immer merkwürdig und auffallend gewesen: eine leichenhafte Blässe; große klare und unvergleichlich leuchtende Augen; Lippen, die etwas schmal und sehr bleich waren – aber von ungemein schönem Schwunge; eine Nase von edelzartem jüdischen Schnitt, doch mit ungewöhnlich breiten Nüstern; ein schöngebildetes Kinn, dessen wenig kräftige Form einen Mangel an sittlicher Energie verriet; Haare, die feiner und zarter waren als Spinnenfäden. Diese einzelnen Züge, verbunden mit einer massigen Kraft und Breite der Stirn über den Schläfen, bildeten ein Antlitz, das man nicht leicht vergessen konnte. Und nun hatte die übertriebene Entwicklung dieser charakteristischen Einzelheiten genügt, den Ausdruck seiner Züge derart zu verändern, dass ich nicht einmal wusste, ob er es wirklich war. Vor allem war ich bestürzt, ja entsetzt von der jetzt gespenstischen Blässe der Haut und dem jetzt übernatürlichen Strahlen des Auges. Das seidige Haar hatte ein ungewöhnliches Wachstum entfaltet, und wie es da so seltsam wie hauchzarter Altweibersommer sein Gesicht umflutete, konnte ich beim besten Willen nicht dies arabeskenhaft verschlungene Gewebe mit dem einfachen Begriff Menschenhaar in Beziehung bringen.

Im Benehmen meines Freundes überraschte mich sofort eine gewisse Verwirrtheit – seiner Rede fehlte der Zusammenhang; und ich erkannte dies als eine Folge seiner wiederholten kraftlosen Versuche, ein ihm innewohnendes Angstgefühl, das ihn wie Zittern überkam, zu unterdrücken – einer heftigen nervösen Aufregung Herr zu werden. Ich war allerdings auf etwas Derartiges gefasst gewesen; sowohl sein Brief als auch meine Erinnerung an bestimmte Wesenseigenheiten des Knaben hatten mich darauf vorbereitet, und auch sein Äußeres wie sein Temperament ließen dergleichen ahnen. Sein Wesen war abwechselnd lebhaft und mürrisch. Seine Stimme, die eben noch zitternd und unsicher war (wenn die Lebensgeister in tödlicher Erschlaffung ruhten), flammte plötzlich auf zu heftiger Entschiedenheit – wurde schroff und nachdrücklich – dann schwerfällig und dumpf, bleiern einfältig – wurde zu den sonderbar modulierten Kehllauten der ungeheuren Aufregung des sinnlos Betrunkenen oder des unverbesserlichen Opiumessers.

So sprach er also von dem Zweck meines Besuches, von seinem dringenden Verlangen, mich zu sehen, und von dem trostreichen Einfluss, den er von mir erhoffte. Nach einer Weile kam er auf die Natur seiner Krankheit zu sprechen. Es war, sagte er, ein ererbtes Familienübel, ein Übel, für das ein Heilmittel zu finden er verzweifelte – nichts weiter als nervöse Angegriffenheit, fügte er sofort hinzu, die zweifellos bald

vorübergehen werde. Sie äußere sich in einer Menge unnatürlicher Erregungszustände. Einige derselben, die er mir nun beschrieb, verblüfften und erschreckten mich, doch mochte an dieser Wirkung seine Ausdrucksweise, die *Form* seines Berichtes, schuld sein. Er litt viel unter einer krankhaften Verschärfung der Sinne; nur die fadeste Nahrung war ihm erträglich; als Kleidung konnte er nur ganz bestimmte Stoffe tragen; jeglicher Blumenduft war ihm zuwider; selbst das schwächste Licht quälte seine Augen, und es gab nur einige besondere Tonklänge – und diese nur von Saiteninstrumenten –, die ihn nicht mit Entsetzen erfüllten.

Ich sah, dass er der Furcht, dem Schreck, dem Grauen sklavisch unterworfen war. „Ich werde zugrunde gehen“, sagte er, „*ich muss* zugrunde gehen an dieser beklagenswerten Narrheit. So, so und nicht anders wird mich der Untergang ereilen! Ich fürchte die Ereignisse der Zukunft – nicht sie selbst, aber ihre Wirkungen. Ich schaudere bei dem Gedanken, irgendein ganz geringfügiger Vorfall könne die unerträgliche Seelenerregung verschlimmern. Ich habe wirklich kein Entsetzen vor der Gefahr, nur vor ihrer unvermeidlichen Wirkung – vor dem Schrecken. In diesem entnervten, in diesem bedauernswerten Zustand fühle ich, dass früher oder später die Zeit kommen wird, da ich beides, Vernunft und Leben, hingeben muss – verlieren im Kampf mit dem grässlichen Phantom: *Furcht*.“

Noch einen andern sonderbaren Zug seiner geistigen Verfassung erfuhr ich nach und nach aus abgerissenen, unbestimmten Andeutungen. Er war hinsichtlich des Hauses, das er bewohnte, in gewissen abergläubischen Vorstellungen befangen. Schon seit Jahren hatte er sich nicht mehr aus dem Hause herausgewagt – infolge eines Einflusses, dessen eingebildete Wirkung er mir in so unbestimmten, schattendunkeln Worten mitteilte, dass ich sie hier nicht wiedergeben kann. Wie er sagte, hatten einige Besonderheiten in der Bauart und dem Baumaterial seines Stammschlusses in dieser langen Leidenszeit auf seinen Geist Einfluss erlangt – einen Einfluss also, den das *Physische* der grauen Mauern und Türme und des trüben Pfuhs, in den sie alle hinabstarrten, auf seine *Psyche* ausübte.

Jedoch gab er zögernd zu, dass die seltsame Schwermut, unter der er leide, einer natürlicheren, gewissermaßen handgreiflicheren Ursache zugeschrieben werden könne – nämlich der schweren und langwierigen Krankheit – ja der offenbar nahen Auflösung – einer zärtlich geliebten Schwester – der einzigen Gefährtin langer Jahre – der letzten und einzigen Verwandten auf Erden. Ihr Hinscheiden, sagte er mit einer Bitterkeit, die ich nie vergessen kann, würde ihn (ihn, den Hoffnungslosen, Gebrechlichen) als den Letzten des alten Geschlechtes der Usher zurücklassen. Während er sprach, durchschritt Lady Magdalen – so hieß seine Schwester – langsam den entfernten Teil des Gemachs und verschwand, ohne meine Anwesenheit beachtet zu haben. Ich betrachtete sie mit maßlosem Erstaunen, das nicht frei war von Entsetzen – und dennoch konnte ich mir keine Rechenschaft geben über das, was ich fühlte. Wie Erstarrung kam es über mich, als meine Augen ihren entschwebenden Schritten folgten. Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, suchte mein Blick unwillkürlich und begierig das Antlitz des Bruders – aber er hatte das Gesicht in den Händen vergraben, und ich konnte nur bemerken, dass seine mageren Finger, zwischen denen viele leidenschaftliche Tränen hindurchsickerten, von noch gespenstischerer Blässe waren als gewöhnlich.

Schon lange hatte die Krankheit der Lady Magdalen der Geschicklichkeit der Ärzte gespottet. Eine beständige Apathie, ein langsames Hinwelken und häufige, wenn auch vorübergehende Anfälle, vermutlich kataleptischer Natur, das war die ungewöhnliche Diagnose. Bislang hatte sie standhaft der Gewalt der Krankheit getrotzt und war noch nicht bettlägerig geworden. Am Tage meiner Ankunft aber unterlag sie gegen Abend der vernichtenden Macht des Zerstörers – so berichtete ihr Bruder mir des Nachts in unaussprechlicher Aufregung, und ich erfuhr, dass der flüchtige Anblick, den ich von ihr gehabt, wohl auch der letzte gewesen sein werde – dass Lady Magdalen wenigstens *lebend* nicht mehr von mir erblickt würde.

In den nächsten Tagen wurde ihr Name weder von Usher noch von mir erwähnt; und während dieser Zeit war ich ernstlich und angestrengt bemüht, meinen Freund seinem Trübsinn zu entreißen. Wir malten und lasen zusammen, oder ich lauschte wie im Traum seinen seltsamen Improvisationen auf der Gitarre. Und wie nun eine innige und immer innigere Vertrautheit mich immer rückhaltloser eindringen ließ in die Tiefen seiner Seele, kam ich immer mehr zu der bitteren Erkenntnis, dass alle Versuche vergeblich sein mussten, ein Gemüt zu erheitern, dessen Schwermut wie eine ewig unwandelbare positive Eigenschaft sich ergoss und alle Dinge der Welt stetig und ausnahmslos mit düsteren Strahlen beflutete.

Ich werde stets ein Andenken bewahren an die vielen feierlich ernsten Stunden, die ich so allein mit dem Haupt des Hauses Usher zubrachte; dennoch ist es mir nicht möglich, einen Begriff zu geben von dem Charakter der Studien oder Beschäftigungen, in die er mich einspann oder zu denen er mich hinwies. Sein übertriebener, ruheloser, geradezu krankhafter Idealismus warf auf all unser Tun einen schwefelig feurigen Glanz. Seine langen improvisierten Klagegesänge werden mir ewig in den Ohren klingen; unter anderem habe ich in schmerzlichster, quälendster Erinnerung eine seltsame Variation – eine Paraphrase über ›Carl Maria von Webers letzte Gedanken‹. Die Bildwerke, die seine rastlose Phantasie erstehen ließ und die seine Hand in wunderbar verschwommenen Strichen wiedergab, weckten in mir ein tödliches Grauen, das umso grausiger war, als ich nicht enträtseln konnte, weshalb diese Bilder mich so schauerlich berührten; so lebhaft sie mir auch vor Augen stehen – ich würde mich vergeblich bemühen, mehr von ihnen wiederzugeben als eben möglich ist, mit Worten flüchtig anzudeuten. Durch die übertriebene Einfachheit, ja Nacktheit seiner Bilder fesselte er – erzwang er die Aufmerksamkeit. Wenn je ein Sterblicher vermochte, eine *Idee* zu malen, so war es Roderick Usher. Mich wenigstens überwältigte – unter den damals obwaltenden Umständen – bei den reinen Abstraktionen, die der Hypochonder wagte auf die Leinwand zu werfen –, mich überwältigte eine ganz unerhörte Ehrfurcht, von der ich nicht einen Schatten hatte empfinden können bei der Betrachtung der sicherlich glühenden, aber doch zu körperlichen Träume Füßlis.

Eines der phantastischen Gemälde meines Freundes, ein Bild, das nicht so streng abstrakt war, sei hier schattenhaft nachgezeichnet – so gut es Worte eben können. Es war ein kleines Bild und zeigte das Innere eines ungeheuer langen rechtwinkligen Gewölbes oder Tunnels mit niederen, glatten weißen Mauern, die sich ohne jede Teilung schmucklos und endlos hinzogen. Durch gewisse feine Andeutungen in der Zeichnung des Ganzen wurde im Beschauer der Gedanke erweckt, dass dieser Schacht sehr, sehr tief unter der Erde lag. Nirgends fand sich in

dieser Höhle eine Öffnung, und keine Fackel noch andere künstliche Lichtquelle war wahrnehmbar – dennoch quoll durch das Ganze eine Flut intensiver Strahlen und tauchte alles in eine gespenstische und ganz unvermutete Helligkeit.

Ich habe vorhin schon von der krankhaften Überreizung der Gehörsnerven gesprochen, die dem Leidenden alle Musik unerträglich machte, ausgenommen die Klangwirkung gewisser Saiteninstrumente. Vielleicht war es hauptsächlich diese Einschränkung, durch die er auf die Gitarre angewiesen war, die seinen Vorträgen solch phantastischen Charakter lieh. Aber das erklärte noch nicht die feurige Lebendigkeit dieser Impromptus. Sicherlich waren sie, sowohl was die Töne als was die Worte anbetraf (denn nicht selten begleitete er sein Spiel mit improvisierten Versgesängen), das Resultat jener intensiven geistigen Anspannung und Konzentration, von der ich schon früher erwähnte, dass sie nur in besonderen Momenten höchster künstlerischer Erregtheit bemerkbar war. Die Worte einer dieser Rhapsodien sind mir noch gut in Erinnerung. Sie machten wohl einen um so gewaltigeren Eindruck auf mich, als ich in ihrem mystischen Inhalt eine verborgene Andeutung zu entdecken glaubte, dass Usher ein klares Bewusstsein davon habe, wie sehr seine erhabene Vernunft ins Wanken geraten sei. Die Verse, die betitelt waren ›Der verzauberte Palast‹, lauteten ungefähr – wenn nicht wörtlich – so:

*In der Täler grünstem Tale
Hat, von Engeln einst bewohnt,
Gleich des Himmels Kathedrale
Golddurchstrahlt ein Schloss gethront.
Rings auf Erden diesem Schlosse
Keines glich;
Herrschte dort mit reichem Trosse
Der Gedanke – königlich.*

*Gelber Fahnen Faltenschlagen
Floß wie Sonnengold im Wind –
Ach, es war in alten Tagen,
Die nun längst vergangen sind! –
Damals kosten süße Lüfte
Lind den Ort,
Zogen als beschwingte Düfte
Von des Schlosses Wällen fort.*

*Wandrer in dem Tale schauten
Durch der Fenster lichten Glanz,
Geister zu dem Sang der Lauten
Schreiten in gemessnem Tanz
Um den Thron, auf dem erhaben,
Marmorschön,
Würdig solcher Weihegaben
War des Reiches Herr zu sehn.*

*Perlengleich, rubinenglutend
War des stolzen Schlosses Tor,
Ihm entschwebten flutend, flutend
Süße Echos, die im Chor,
Weithinklingend, froh besangen
– Süße Pflicht! –
Ihres Königs hehres Prangen
In der Weisheit Himmelslicht.*

*Doch Dämonen, schwarze Sorgen,
Stürzten roh des Königs Thron. –
Trauert, Freunde, denn kein Morgen
Wird ein Schloss wie dies umloh'n!
Was da blühte, was da glühte
– Herrlichkeit! –
Eine welke Märchenblüte
Ist's aus längst begrabner Zeit.*

*Und durch glutenrote Fenster
Werden heute Wanderer sehn
Ungeheure Wahngespenster
Grauenhaft im Tanz sich drehn;
Aus dem Tor in wilden Wellen,
Wie ein Meer,
Lachend ekle Geister quellen –
Ach, sie lächeln niemals mehr!*

Ich entsinne mich gut, dass diese Ballade uns auf ein Gespräch führte, in dem Usher eine seltsame Anschauung kundgab. Ich erwähne diese Anschauung weniger darum, weil sie etwa besonders neu wäre (denn andere haben ähnliche Hypothesen aufgestellt), als wegen der Hartnäckigkeit, mit der Usher sie vertrat. Seine Anschauung bestand in der Hauptsache darin, dass er den Pflanzen ein Empfindungsvermögen, eine Beseeltheit zuschrieb. Doch hatte in seinem verwirrten Geist diese Vorstellung einen kühneren Charakter angenommen und setzte sich in gewissen Grenzen auch ins Reich des Anorganischen fort. Es fehlen mir die Worte, um die ganze Ausdehnung dieser Idee, um die unbeirrte Hingabe meines Freundes an sie auszudrücken. Dieser sein Glaube knüpfte sich (wie ich schon früher andeutete) eng an die grauen Quadern des Heims seiner Väter. Die Vorbedingungen für solches Empfindungsvermögen waren hier, wie er sich einbildete, erfüllt in der Art der Anordnung der Steine, in dem sie zusammenhaltenden Bindemittel und ebenso auch in dem Pilzgeflecht, das sie überwucherte; ferner in den abgestorbenen Bäumen, die das Haus umgaben, und vor allem in dem nie gestörten, unveränderten Bestehen des Ganzen und in seiner Verdoppelung in den stillen Wassern des Teiches. Der Beweis – der Beweis dieser Beseeltheit – sei, so sagte er, zu erblicken (und als er das aussprach, schrak ich zusammen) in der hier ganz allmählichen,

jedoch unablässig fortschreitenden Verdichtung der Atmosphäre – in dem eigentümlichen Dunstkreis, der Wasser und Wälle umgab. Die Wirkung dieser Erscheinung, fügte er hinzu, sei der lautlos und grässlich zunehmende vernichtende Einfluss, den sie seit Jahrhunderten auf das Geschick seiner Familie ausgeübt habe; sie habe ihn zu dem gemacht, als den ich ihn jetzt erblicke – zu dem, was er nun sei. – Solche Anschauungen bedürfen keines Kommentars, und ich füge ihnen daher nichts hinzu.

Unsere Bücher – die Bücher, die jahrelang des Kranken hauptsächlich Geistesnahrung gebildet hatten – entsprachen, wie vermutet werden konnte, diesem phantastischen Charakter. Wir grübelten gemeinsam über solchen Werken wie ›Ververt et Chartreuse‹ von Grasset, ›Belphegor‹ von Macchiavelli, ›Himmel und Hölle‹ von Swedenborg, ›Die unterirdische Reise des Nicolaus Klimm‹ von Holberg, die Chiromantie von Robert Flud, von Jean d'Indaginé und von de la Chambre; brüteten über der ›Reise ins Blaue‹ von Tieck und der ›Stadt der Sonne‹ von Campanella. Ein Lieblingsbuch war eine kleine Oktav-Ausgabe des ›Directorium Inquisitorium‹ des Dominikaners Emmerich von Gironne, und es gab Stellen in ›Pomponius Mela‹ über die alten afrikanischen Satyrn und Ögipans, vor denen Usher stundenlang träumend sitzen konnte. Sein Hauptentzücken jedoch bildete das Studium eines sehr seltenen und seltsamen Buches in gotischem Quartformat – einem Handbuch einer vergessenen Kirche –, des ›Vigiliae Mortuorum secundum Chorum Ecclesiae Maguntinae‹.

Ich konnte nicht anders, als an das seltsame Ritual dieses Werkes und seinen wahrscheinlichen Einfluss auf den Schwermütigen denken, als er eines Abends, nachdem er mir kurz mitgeteilt hatte, dass Lady Magdalen nicht mehr sei, seine Absicht äußerte, den Leichnam vor seiner endgültigen Beerdigung in einer der zahlreichen Grüfte innerhalb der Grundmauern des Gebäudes aufzubewahren. Die rein äußere Ursache, die er für dieses Vorgehen angab, war solcher Art, dass ich mich nicht aufgelegt fühlte, darüber zu diskutieren. Er, der Bruder, war (wie er mir sagte) zu diesem Entschluss gekommen infolge des ungewöhnlichen Charakters der Krankheit der Dahingeschiedenen, infolge gewisser eifriger und eindringlicher Fragen ihres Arztes und infolge der abgelegenen und einsamen Lage des Begräbnisplatzes der Familie. Ich will nicht leugnen, dass, wenn ich mir das finstere Gesicht des Mannes ins Gedächtnis rief, dem ich am Tage meiner Ankunft auf der Treppe begegnete – dass ich dann kein Verlangen hatte, einer Sache zu widersprechen, die ich nur als eine harmlose und keineswegs unnatürliche Vorsichtsmaßregel ansah.

Auf Bitten Ushers half ich ihm bei den Vorkehrungen für die vorläufige Bestattung. Nachdem der Körper eingesargt worden war, trugen wir ihn beide ganz allein zu seiner Ruhestätte. Die Gruft, in der wir ihn beisetzen, war so lange nicht geöffnet worden, dass unsere Fackeln in der drückenden Atmosphäre fast erstickten und uns nur wenig gestatteten, Umschau zu halten. Die Gruft war eng, dumpfig und ohne jegliche Öffnung, die Licht hätte einlassen können; sie lag in beträchtlicher Tiefe, genau unter dem Teil des Hauses, in dem sich mein eigenes Schlafgemach befand. Augenscheinlich hatte sie in früheren Zeiten der Feudalherrschaft als Burgverlies übelste Verwendung gefunden und hatte später als Lagerraum für Pulver oder sonst einen leicht entzündlichen Stoff gedient, denn ein Teil ihres Fußbodens sowie das ganze Innere eines langen Bogenganges, von dem aus wir das Gewölbe

erreichten, war sorgfältig mit Kupfer bekleidet. Die Tür aus massivem Eisen hatte ähnliche Schutzvorrichtungen. Ihr ungeheures Gewicht brachte einen ungewöhnlich scharfen kreischenden Laut hervor, als sie sich schwerfällig in den Angeln drehte.

Nachdem wir unsere traurige Bürde an diesem Ort des Grauens auf ein vorbereitetes Gestell niedergesetzt hatten, schoben wir den noch lose aufliegenden Deckel des Sarges ein wenig zur Seite und blickten in das Antlitz der Ruhenden. Eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen Bruder und Schwester fesselte jetzt zum erstenmal meine Aufmerksamkeit, und Usher, der vielleicht meine Gedanken erriet, murmelte ein paar Worte, denen ich entnahm, dass die Verstorbene und er Zwillinge gewesen waren, und dass Sympathien ganz ungewöhnlicher Natur stets zwischen ihnen bestanden hatten. Unsere Blicke ruhten jedoch nicht lange auf der Toten – denn wir konnten sie nicht ohne Ergriffenheit und Grausen betrachten. Das Leiden, das die Lady so in der Blüte der Jugend ins Grab gebracht, hatte – wie es bei Erkrankungen ausgesprochen kataleptischer Art gewöhnlich der Fall ist – auf Hals und Antlitz so etwas wie eine schwache Röte zurückgelassen und den Lippen ein argwöhnisch lauernes Lächeln gegeben, das so schrecklich ist bei Toten. Wir setzten den Deckel wieder auf, schraubten ihn fest, und nachdem wir die Eisentüre wieder verschlossen hatten, nahmen wir mit Mühe unsern Weg hinauf in die kaum weniger düsteren Räumlichkeiten des oberen Stockwerkes.

Und jetzt, nachdem einige Tage bittersten Kummers vergangen waren, trat in der Geistesverwirrung meines Freundes eine merkliche Änderung ein. Sein ganzes Wesen wurde ein anderes. Seine gewöhnlichen Beschäftigungen wurden vernachlässigt oder vergessen. Er schweifte von Zimmer zu Zimmer mit eiligem, unsicherem und ziellosem Schritt. Die Blässe seines Gesichts war womöglich noch gespenstischer geworden – aber der feurige Glanz seiner Augen war ganz erloschen. Die gelegentliche Heiserkeit seiner Stimme war nicht mehr zu hören, und ein Zittern und Schwanken, wie von namenlosem Entsetzen, durchbebte gewöhnlich seine Worte. Es gab in der Tat Zeiten, wo ich vermeinte, sein unablässig arbeitender Geist kämpfe mit irgendeinem drückenden Geheimnis, zu dessen Bekenntnis er nicht den Mut finden könne. Zu andern Zeiten wieder war ich gezwungen, alles lediglich als Äußerungen seiner seltsamen Krankheit aufzufassen, denn ich sah, wie er stundenlang ins Leere starrte – und zwar mit dem Ausdruck tiefster Aufmerksamkeit, als lauschte er irgendeinem eingebildeten Geräusch. Es war kein Wunder, dass sein Zustand mich erschreckte, mich ansteckte. Ich fühlte, wie sich ganz allmählich, doch unablässig seine seltsamen Wahnvorstellungen, die er mir niemals mitteilte, in mich hineinfräßen.

Es war besonders in der Nacht des siebenten oder achten Tages nach der Bestattung der Lady Magdalen in der Gruft, als ich mich sehr spät zum Schlafen zurückgezogen hatte, dass ich die volle Gewalt dieser Empfindungen erfuhr. Kein Schlaf nahte sich meinem Lager, während die Stunden träge dahinkrochen. Ich bemühte mich, der Nervosität, die mich ergriffen hatte, Herr zu werden. Ich suchte mich zu überzeugen, dass an vielem – wenn nicht an allem –, was ich fühlte, die unheimliche Einrichtung des Gemachs schuld sei; denn es war unheimlich, wie die dunklen und zerschlissenen Wandteppiche, vom Atem eines nahenden Sturmes bewegt, stoßweise auf- und niederschwankten und gegen die Verzierungen des Bettes raschelten. Aber meine Anstrengungen waren fruchtlos. Ein nicht

abzuschüttelndes Grauen durchbebte meinen Körper, und schließlich hockte auf meinem Herzen ein Alp – ein furchtbarstes Entsetzen. Mit einem tiefen Atemzug rang ich mich frei aus diesem Bann und setzte mich im Bette auf, ich spähte angestrengt in das undurchdringliche Dunkel des Zimmers und lauschte – wie getrieben von seltsamen instinktiven Ahnungen – auf gewisse dumpfe, unbestimmbare Laute, die, wenn der Sturm schwieg, in langen Zwischenräumen von irgendwoher zu mir drangen. Überwältigt von unbeschreiblichem Entsetzen, das mir ebenso unerträglich wie unerklärlich schien, warf ich mich hastig in die Kleider (denn ich fühlte, dass ich in dieser Nacht doch keinen Schlaf mehr finden würde) und versuchte, mich aus meinem jammervollen Zustand aufzuraffen, indem ich eilig im Zimmer auf- und abwandelte.

Ich war erst ein paar Mal so hin und her gegangen, als ein leichter Tritt auf der benachbarten Treppe meine Aufmerksamkeit erregte. Ich erkannte sogleich Ushers Schritt. Einen Augenblick später klopfte er leise an meine Tür und trat mit einer Lampe in der Hand ein. Sein Gesicht war wie immer leichenhaft blass – aber schrecklicher war der Ausdruck seiner Augen: wie eine irrsinnige Heiterkeit flammte es aus ihnen – sein ganzes Gebaren zeigte eine mühsam gebändigte hysterische Aufregung. Sein Ausdruck entsetzte mich – doch alles schien erträglicher als diese fürchterliche Einsamkeit, und ich begrüßte sein Kommen wie eine Erlösung.

„Und du hast es nicht gesehen?“ sagte er unvermittelt, nachdem er einige Augenblicke schweigend um sich geblickt hatte. „Du hast es also nicht gesehen? – Doch halt, du sollst!“ Mit diesen Worten beschattete er sorgsam seine Lampe und lief dann an eins der Fenster, das er dem Sturm weit öffnete.

Die ungeheure Wut des hereinstürmenden Orkans hob uns fast vom Boden empor. Es war wirklich eine sturmrasende, aber doch sehr schöne Nacht –, eine Nacht, die grausig seltsam war in Schrecken und in Pracht. Ganz in unserer Nachbarschaft musste sich ein Wirbelwind erhoben haben, denn die Windstöße änderten häufig ihre Richtung. Die ungewöhnliche Dichtigkeit der Wolken, die so tief hingen, als lasteten sie auf den Türmen des Hauses, verhinderte nicht die Wahrnehmung, dass sie wie mit bewusster Hast aus allen Richtungen herbeijagten und ineinanderstürzten – ohne aber weiterzuziehen.

Ich sage: selbst ihre ungewöhnliche Dichtigkeit verhinderte uns nicht, dies wahrzunehmen – dennoch erblickten wir keinen Schimmer vom Mond oder von den Sternen – ebenso wenig aber einen Blitzstrahl. Doch die unteren Flächen der jagenden Wolkenmassen und alle umgebenden Dinge draußen im Freien glühten im unnatürlichen Licht eines schwach leuchtenden und deutlich sichtbaren gasartigen Dunstes, der das Haus umgab und einhüllte.

„Du darfst – du sollst das nicht sehen!“ sagte ich schauernd zu Usher, als ich ihn mit sanfter Gewalt vom Fenster fort zu einem Sessel führte. „Diese Erscheinungen, die dich erschrecken, sind nichts Ungewöhnliches; es sind elektrische Ausstrahlungen – vielleicht auch verdanken sie ihr gespenstisches Dasein der schwülen Ausdünstung des Teiches. Wir wollen das Fenster schließen; die Luft ist kühl und dir sehr unzuträglich. – Hier ist eines deiner Lieblingsbücher. Ich will vorlesen und du sollst zuhören, und so wollen wir diese fürchterliche Nacht zusammen verbringen.“

Der alte Band, den ich zur Hand genommen hatte, war der ›Mad Trist‹ von Sir Launcelot Canning, aber ich hatte ihn mehr in traurigem Scherz als im Ernst Ushers Lieblingsbuch genannt; denn in Wahrheit ist in seiner ungefügten und phantasielosen Weitschweifigkeit wenig, was für den scharfsinnigen und idealen Geist meines Freundes von Interesse sein konnte. Es war jedoch das einzige Buch, das ich zur Hand hatte, und ich nährte eine schwache Hoffnung, der aufgeregte Zustand des Hypochonders möge Beruhigung finden (denn die Geschichte geistiger Zerrüttung weist solche Widersprüche auf) in den tollen Übertriebenheiten, die ich lesen wollte. Hätte ich wirklich nach der gespannten, ja leidenschaftlichen Aufmerksamkeit schließen dürfen, mit der er mir zuhörte – oder zuzuhören schien –, so hätte ich mir zu dem Erfolg meines Vorhabens Glück wünschen dürfen.

Ich war in der Erzählung bei der allbekannten Stelle angelangt, wo Ethelred, der Held des ›Trist‹, nachdem er vergeblich friedlichen Einlass in die Hütte des Klausners zu bekommen versucht hatte, sich anschickt, den Eintritt durch Gewalt zu erzwingen. Hier lautet der Text, wie man sich erinnern wird, so:

„Und Ethelred, der von Natur ein mannhaft Herz hatte und der nun, nachdem er den kräftigen Wein getrunken, sich unermesslich stark fühlte, begnügte sich nicht länger, mit dem Klausner Zwiesprach zu halten, der wirklich voll Trotz und Bosheit war, sondern da er auf seinen Schultern schon den Regen fühlte und den herannahenden Sturm fürchtete, schwang er seinen Streitkolben hoch hinaus und schaffte in den Planken der Tür schnell Raum für seine behandschuhte Hand; und nun fasste er derb zu und zerkrachte und zerbrach – und riss alles zusammen, dass der Lärm des dünnen, dumpf krachenden Holzes durch den ganzen Wald schallte und widerhallte.“

Bei Beendigung dieses Satzes fuhr ich auf und hielt mit Lesen inne, denn es schien mir so (obwohl ich sofort überlegte, dass meine erhitzte Phantasie mich getäuscht haben müsse), als kämen aus einem ganz entlegenen Teile des Hauses Geräusche her, die ein vollkommenes sehr fernes Echo hätten sein können von jenem Krachen und Bersten, das Sir Launcelot so charakteristisch beschrieben hatte. Zweifellos war es nur das Zusammentreffen irgendeines Geräusches mit meinen Worten, das meine Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Denn inmitten des Rüttelns der Fensterläden und der vielfältigen Lärmlaute des anwachsenden Sturmes hatte der Laut an sich sicherlich nichts, was mich interessiert oder gestört haben könnte. Ich fuhr in der Erzählung fort:

„Aber als der werte Held Ethelred jetzt in die Türe trat, geriet er bald in Wut und Bestürzung, kein Zeichen des boshafte Klausners zu bemerken, sondern statt seiner ein ungeheurer schuppenrasselnder Drache mit feuriger Zunge, der als Hüter vor einem goldenen Palast mit silbernem Fußboden ruhte. Und an der Mauer hing ein Schild aus schimmerndem Stahl mit der Inschrift:

*›Wer hier herein will dringen, den Drachen muss er bezwingen;
Ein Held wird er sein, den Schild sich erringen.‹*

Und Ethelred schwang seinen Streitkolben und schmetterte ihn auf den Schädel des Drachen, der zusammenbrach und seinen üblen Odem aufgab, und dieses mit einem so grässlichen und schrillen und durchdringenden Schrei, dass Ethelred sich gern die Ohren zugehalten hätte vor dem schrecklichen Laut, desgleichen hievor niemals erhört gewesen war.“

Hier hielt ich wieder bestürzt inne – und diesmal mit schauerndem Entsetzen –, denn es konnte kein Zweifel sein, dass ich in diesem Augenblick (wennschon es mir unmöglich war, anzugeben, aus welcher Richtung) einen dumpfen und offenbar entfernten, aber schrillen, langgezogenen, kreischenden Laut vernommen hatte – das vollkommene Gegenstück zu dem unnatürlichen Aufschrei des Drachen, wie der Dichter ihn beschrieb.

Obwohl ich durch dies zweite und höchst seltsame Zusammentreffen erschreckt war und tausend widerstreitende Empfindungen, in denen Erstaunen und äußerstes Entsetzen vorherrschten, mich bestürmten, hatte ich dennoch Geistesgegenwart genug, nicht etwa durch eine diesbezügliche Bemerkung die Nervosität meines Gefährten noch zu steigern. Ich war keineswegs sicher, dass er die in Frage stehenden Laute vernommen hatte, obgleich allerdings während der letzten Minuten eine sonderbare Veränderung mit ihm vorgegangen war. Anfänglich hatte er mir gegenüber gesessen, so dass ich ihm voll ins Gesicht sehen konnte; nach und nach aber hatte er seinen Stuhl so herumgedreht, dass er nun mit dem Gesicht zur Türe schaute. Ich konnte daher seine Züge nur teilweise erblicken, doch sah ich, dass seine Lippen zitterten, als flüstere er leise vor sich hin. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, aber ich wusste, dass er nicht schlief, denn sein Profil zeigte mir seine weit und starr geöffneten Augen, und sein Körper bewegte sich unausgesetzt sanft und einförmig hin und her. Dies alles hatte ich mit raschem Blick erfasst und nahm nun die Erzählung Sir Launcelots wieder auf:

„Und nun, da der Held der schrecklichen Wut des Drachen entronnen war und sich des stählernen Schildes erinnerte, dessen Zauber nun gebrochen, räumte er den Kadaver beiseite und schritt über das silberne Pflaster kühn hin zu dem Schild an der Wand. Der aber wartete nicht, bis er herangekommen war, sondern stürzte zu seinen Füßen auf den Silberboden nieder, mit gewaltig schmetterndem, furchtbar dröhnendem Getöse.“

Kaum hatten meine Lippen diese Worte gesprochen, da vernahm ich – als sei in der Tat ein eherner Schild schwer auf einen silbernen Boden gestürzt – deutlich, aber gedämpft, einen metallisch dröhnenden Widerhall. Gänzlich entnervt sprang ich auf die Füße, aber die taktmäßige Schaukelbewegung Ushers dauerte fort. Ich stürzte zu dem Stuhl, in dem er saß. Sein Blick war stier geradeaus gerichtet, und sein Antlitz schien wie zu Stein erstarrt. Aber als ich die Hand auf seine Schulter legte, befiel ein heftiges Zittern seine ganze Gestalt; ein krankes Lächeln zuckte um seinen Mund, und ich sah, dass er leise hastend und stotternd vor sich hin murmelte, so, als wisse er nichts von meiner Anwesenheit. Mich tief zu ihm hinabbeugend, trank ich schließlich den scheußlichen Sinn seiner Worte ein:

„Es nicht hören? – Oh, ich höre es wohl und *habe* es gehört. Lange – lange – lange – viele Minuten, viele Stunden, viele Tage habe ich es gehört – aber ich wagte nicht – oh, bedaure mich – elender Schurke, der ich bin! – Ich wagte nicht, ich *wagte*

nicht zu reden! *Wir haben sie lebendig ins Grab gelegt!* Sagte ich nicht, meine Sinne seien scharf? Ich sage dir *jetzt*, dass ich ihre ersten schwachen Bewegungen im dumpfen Sarge hörte. Ich hörte sie – vor vielen, vielen Tagen schon – dennoch wagte ich nicht – *ich wagte nicht zu reden!* – Und jetzt – heute nacht – Ethelred – ha! ha! – Das Aufbrechen der Tür des Klausners, und der Todesschrei des Drachen, und das Dröhnen des Schildes! – Sage lieber: das Zerbersten ihres Sarges, und das Kreischen der eisernen Angeln ihres Gefängnisses, und ihr qualvolles Vorwärtskämpfen durch den kupfernen Bogengang des Gewölbes. Oh, wohin soll ich fliehen? Wird sie nicht gleich hier sein? Wird sie nicht eilen, um mir meine Eile vorzuwerfen? Hörte ich nicht schon ihren Tritt auf der Treppe? Kann ich nicht schon das schwere und schreckliche Schlagen ihres Herzens vernehmen? Wahnsinniger!“ – hier sprang er wie rasend auf und kreischte, als wolle er mit diesen Worten seine Seele hinausbrüllen – „*Wahnsinniger! Ich sage dir, dass sie jetzt draußen vor der Türe steht!*“

Als läge in der übermenschlichen Kraft dieses Ausrufes die Macht eines Zaubers – so rissen jetzt die riesigen alten Türflügel, auf die der Sprecher hinzeigte, ihre gewaltigen ebenholzernen Kinnladen auf. Es war das Werk des rasenden Sturmes – aber siehe – draußen vor der Türe stand leibhaftig die hohe, ins Leichentuch gehüllte Gestalt der Lady Magdalen Usher. Es war Blut auf ihrer weißen Gewandung, und die Spuren eines erbitterten Kampfes waren überall an ihrem abgezehrten Körper zu erkennen. Einen Augenblick blieb sie zitternd und taumelnd auf der Schwelle stehen – dann fiel sie mit einem leisen schmerzlichen Aufschrei ins Zimmer auf den Körper ihres Bruders – und in ihrem heftigen und nun endgültigen Todeskampf riss sie ihn tot zu Boden – ein Opfer der Schrecken, die er vorausempfunden hatte.

Wie verfolgt entfloch ich aus diesem Gemach und diesem Hause. Draußen tobte das Unwetter in unverminderter Heftigkeit, als ich den alten Teichdamm kreuzte. Plötzlich schoss ein unheimliches Licht quer über den Pfad, und ich blickte zurück, um zu sehen, woher ein so ungewöhnlicher Glanz kommen könne, denn hinter mir lagen allein das weite Schloss und seine Schatten. Der Strahl war Mondglanz, und der volle, untergehende, blutrote Mond schien jetzt hell durch den einst kaum wahrnehmbaren Riss, von dem ich bereits früher sagte, dass er vom Dach des Hauses im Zickzack bis zum Erdboden lief. Während ich hinstarrte, erweiterte sich dieser Riss mit unheimlicher Schnelligkeit; ein wütender Stoß des Wirbelsturms kam; das volle Rund des Satelliten wurde in dem breit aufgerissenen Spalt sichtbar; mein Geist wankte, als ich jetzt die gewaltigen Mauern auseinanderbersten sah; es folgte ein langes tosendes Krachen wie das Getöse von tausend Wasserfällen, und der tiefe und schwarze Teich zu meinen Füßen schloss sich finster und schweigend über den Trümmern des ›*Hauses Usher*‹.

Das Manuskript in der Flasche

Von meiner Heimat und meiner Familie lässt sich wenig sagen. Schlechte Behandlung hat mich von dieser vertrieben, und Jahre der Trennung haben mich jener entfremdet. Ererbter Reichtum verpflichtete mich zu einem außergewöhnlich sorgfältigen Bildungsgang, und mein grüblerischer Geist ermöglichte es mir, die Schätze frühen Studiums gründlich zu verarbeiten. Von allen Dingen erfreuten mich am meisten die Werke der deutschen Moralisten, nicht etwa, weil ich so unbedacht war, ihre geschwätzigte Narrheit zu bewundern, sondern weil meine streng logische Denkweise es mir leicht machte, ihre Fehler aufzudecken. Man hat mir sogar oft ein allzu nüchternes Denken vorgeworfen und meinen Mangel an Phantasie als Verbrechen hingestellt; ja, ich war berüchtigt wegen meiner Skepsis. Und in der Tat befürchte ich, dass meine Vorliebe für Physik auch *meinen* Geist in einen Fehler unserer Zeit verfallen ließ – ich meine: in die Gewohnheit, alle Dinge auf die Prinzipien eben jener Wissenschaft zurückzuführen – selbst wenn sie noch so sehr außerhalb ihres Bereiches lagen.

Nach vielen auf weiten Reisen im Ausland verbrachten Jahren trat ich im Jahre 18.. von Batavia, der Hafenstadt der wohlhabenden und volkreichen Insel Java, eine Segelreise nach dem Archipel der Sunda-Inseln an. Der Anlass zu dieser Reise war kein geschäftlicher, sondern lediglich eine nervöse Rastlosigkeit, die mich mit teuflischer Ausdauer plagte.

Unser Fahrzeug war ein schönes kupferbeschlagenes Schiff von etwa vierhundert Tonnen, das in Bombay aus malerischem Teakholz gebaut worden war. Es war mit Baumwolle und Öl von den Lachadive-Inseln befrachtet. Ferner hatten wir Kokosbast, Zucker, konservierte Butter, Kokosnüsse und einige Behälter mit Opium an Bord. Das Schiff war mit dieser leichten Last fest gefüllt und hatte infolgedessen entsprechenden Tiefgang.

Wir stachen bei schwachem Wind in See und segelten tagelang an der Ostküste von Java dahin, und der einzige Zwischenfall auf unserer eintönigen Fahrt war das gelegentliche Zusammentreffen mit einem der unserer Inselgruppe zugehörigen malabarischen Schiffchen.

Eines Abends, als ich an Backbord lehnte, gewahrte ich im Nordosten eine seltsame einzelnstehende Wolke. Sie fiel mir auf – einmal ihrer Farbe wegen, und dann, weil es die erste Wolke war, die sich seit unserer Ausfahrt aus Batavia sehen ließ. Ich beobachtete sie aufmerksam bis Sonnenuntergang, als sie sich ganz plötzlich nach Osten und Westen ausbreitete und den Horizont mit einem schmalen Nebelstreif umgürtete, der aussah wie ein langer flacher Küstenstrich. Bald darauf überraschte mich die dunkelrote Farbe des Mondes und das sonderbare Aussehen des Meeres, das sich ungemein schnell veränderte; das Wasser schien durchsichtiger als gewöhnlich. Obgleich ich deutlich auf den Grund sehen konnte, bewies mir das Senkblei, dass unser Schiff fünfzehn Faden lief. Die Luft war jetzt unerträglich heiß und mit Dunstspiralen geladen, wie sie etwa erhitztem Eisen entsteigen. Je näher die Nacht herankam, desto mehr erstarb der schwache Windhauch, und eine Ruhe herrschte, wie sie vollkommener gar nicht gedacht werden kann. Eine auf Hinterdeck brennende Kerzenflamme machte nicht die leiseste Bewegung, und ein langes, zwischen Daumen und Zeigefinger gehaltenes

Haar hing ohne die geringste wahrnehmbare Vibration. Da aber der Kapitän sagte, er sehe keine Anzeichen einer drohenden Gefahr, und da wir quer zum Ufer standen, ließ er die Segel auftuchen und den Anker fallen. Es wurde keine Wache aufgestellt, und die Schiffsmannschaft, die hauptsächlich aus Malaien bestand, lagerte sich ungezwungen auf Deck. Ich ging hinunter – mit der bestimmten Vorahnung eines Unheils. Alle Anzeichen schienen mir auf einen Samum hinzudeuten. Ich sprach dem Kapitän von meinen Befürchtungen; aber er schenkte meinen Worten keine Beachtung und würdigte mich nicht einmal einer Antwort. Meine Unruhe ließ mich jedoch nicht schlafen, und gegen Mitternacht ging ich an Deck. Als ich den Fuß auf die oberste Stufe der Kajütentreppe setzte, überraschte mich ein lautes, summendes Geräusch, das dem Sausen eines kreisenden Mühlrades glich, und ehe ich seine Ursache feststellen konnte, erbebte das Schiff in seinem ganzen Bau. Im nächsten Augenblick stürzte ein heulender Schaumregen auf uns nieder, raste über uns hin und fegte das Schiff von Steven bis Heck leer.

Die jähe Wucht des Windstoßes war für die Rettung des Schiffes in gewissem Grade von Vorteil. Obwohl es vom Wasser überschwemmt worden war, hob es sich doch, als seine Masten über Bord gegangen waren, nach einer Minute schwerfällig wieder aus der Tiefe, schwankte eine Weile unter dem ungeheuren Druck des Sturmes und richtete sich schließlich auf.

Durch welches Wunder ich der Vernichtung entging, ist unmöglich festzustellen. Zuerst durch den Wasserguss betäubt, fand ich mich, als ich wieder zur Besinnung kam, zwischen dem Hintersteven und dem Steuer eingeklemmt. Mit großer Mühe kam ich auf die Füße, und als ich verwirrt um mich blickte, kam mir zunächst der Gedanke, wir seien in die Brandung geraten; so über alles Denken schrecklich war der Wirbel sich türmender, schäumender Wasser, die uns umtosten. Nach einiger Zeit vernahm ich die Stimme eines alten Schweden, der sich, kurz bevor wir den Hafen verließen, als Matrose bei uns verdingt hatte. Mit aller Kraft rief ich ihn an, und sogleich taumelte er zu mir. Wir entdeckten bald, dass wir die einzigen Überlebenden des Unfalls waren. Alle an Deck mit Ausnahme von uns beiden waren über Bord gefegt worden; der Kapitän und die Maate mussten im Schlaf umgekommen sein, denn die Kajüten waren ganz unter Wasser gesetzt worden. Ohne Beistand konnten wir nur wenig zur Sicherheit des Fahrzeugs tun, und unsere ersten Bemühungen wurden durch die Erwartung sofortigen Untergangs lahmgelegt. Unser Ankertau war natürlich beim ersten Sturmstoß zerrissen wie ein Bindfaden, andernfalls wären wir im Nu vernichtet gewesen. Wir trieben mit furchtbarer Schnelligkeit dahin, und die Wasser machten alles um uns her zu Splittern. Das Fachwerk unseres Hecks war grässlich zerschmettert, und wir waren in jeder Hinsicht furchtbar zugerichtet. Zu unserer unaussprechlichen Freude aber fanden wir die Pumpen unversehrt und sahen, dass wir nur wenig Ballast verloren hatten. Die erste Wut des Sturmes war schon gebrochen, und wir erwarteten von der Heftigkeit des Windes wenig Gefahr; mit Verzweiflung aber sahen wir der Zeit entgegen, da er sich legen würde, denn wir wussten, dass wir mit unserm lecken Fahrzeug in der nachfolgenden Hochflut zugrunde gehen mussten.

Diese sichere Vorahnung schien sich jedoch nicht so bald erfüllen zu wollen. Fünf volle Tage und Nächte – während deren unser einziger Unterhalt aus einer geringen Menge Zucker bestand, die wir mit großer Mühe dem Vorderschiff

entnahmen – raste der Schiffsrumpf mit unfassbarer Geschwindigkeit dahin, von kurzen, sprunghaften Windstößen getrieben, die, ohne der ersten Heftigkeit des Samums gleichzukommen, noch immer schrecklicher waren als irgendein Sturm, den ich vordem erlebt. Unser Kurs war in den ersten vier Tagen bis auf geringe Abweichungen süd-südöstlich, und wir mussten an der Küste von Neu-Holland entlang getrieben sein. Am fünften Tage wurde die Kälte unerträglich, obgleich der Wind ein wenig mehr aus Norden kam. Die aufgehende Sonne hatte einen grünlichgelben Schein und stieg nur wenige Grade über den Horizont empor; sie gab nur ein unbestimmtes Licht. Es waren keine Wolken sichtbar, aber der Wind nahm zu und blies in unregelmäßigen, wuchtigen Stößen. Gegen Mittag – so gut wir das feststellen konnten – wurde unsere Aufmerksamkeit von neuem durch den Anblick der Sonne gefesselt. Sie gab kein eigentliches Licht, aber einen matten, düsteren Glanz ohne Widerschein, als liefen alle ihre Strahlen in einen Punkt zusammen. Gerade bevor sie ins wogende Meer sank, erlosch ihr zentrales Feuer, als habe eine unerklärliche Macht es ausgelöscht. Sie war nur noch ein schwacher silberner Reif, als sie hinabglitt in den unermesslichen Ozean.

Von nun ab umhüllte uns tiefste Dunkelheit, so dass wir auf zwanzig Schritte Entfernung vom Schiff keinen Gegenstand zu erkennen vermochten. Unausgesetzt umgab uns ewige Nacht, die nicht einmal von dem phosphoreszierenden Meeresleuchten erhellt wurde, an das wir in den Tropen gewöhnt gewesen waren. Der Sturm raste mit unverminderter Heftigkeit, aber die breite Schaumfläche, die uns bisher begleitet hatte, schwamm nicht mehr auf den Wogen. Rundum war Schrecken und tiefste Finsternis und ungeheure, ebenholzschwarze drohende Wüste. Mehr und mehr wurde der Verstand des alten Schweden von abergläubischem Grauen umnachtet, und meine eigene Seele hüllte sich in stummes Entsetzen. Wir gaben den Versuch, die Herrschaft über das Schiff wieder zu erlangen, als völlig nutzlos auf, banden uns, so gut es eben ging, am stehengebliebenen Stumpf des Besanmastes fest und spähten angstvoll in den weiten Ozean hinaus. Jede Möglichkeit einer Zeitberechnung fehlte uns, und ebenso wenig wussten wir, wo wir uns befanden. Wir waren uns aber völlig klar, weiter nach Süden vorgedrungen zu sein, als je ein Seefahrer gekommen war, und wunderten uns um so mehr, nicht den üblichen Eisbergen zu begegnen. Inzwischen drohte jeder Augenblick, unser letzter zu sein – jede berghohe Woge uns zu verschlingen. Das Stürmen übertraf alles, was ich für möglich gehalten hätte, und dass wir nicht sofort begraben wurden, ist ein Wunder. Mein Gefährte erwähnte, wie leicht unsere Ladung sei, und erinnerte mich an die hervorragende Leistungsfähigkeit unseres Schiffes. Ich konnte aber nicht umhin, die völlige Sinnlosigkeit jeglicher Hoffnung zu fühlen, und erwartete schweren Herzens den Tod; ich gab uns höchstens noch eine Stunde Frist, denn mit jedem Knoten, den das Schiff machte, wurden die ungeheuren schwarzen Wogen noch ungeheurer, noch grauenvoller. Bald warf es uns in atemberaubende Höhen empor, die nicht einmal der Albatros erfliegt, bald schwindelte uns bei dem rasenden Sturz in irgendeine Wasserhölle, wo die Luft erstickend war und kein Laut den Schlummer des Kraken störte.

Wieder einmal befanden wir uns auf dem Grunde eines solchen Höllenschlundes, als plötzlich ein Schrei meines Gefährten die Nacht durchgellte.

„Sieh! Sieh!“ schrie er mir in die Ohren, „allmächtiger Gott! Sieh! Sieh!“

Während er sprach, gewahrte ich einen matten Schimmer roten Lichtes, der an den Seiten des ungeheuren Abgrunds, in dem wir lagen, herunterfloss und unser Deck mit eigentümlichem Glanz überstrahlte. Ich wandte den Blick nach oben und sah ein Schauspiel, das mir das Blut in den Adern erstarren machte. In grauenvoller Höhe über uns und genau am Rande des gewaltigen Trichters schwebte ein riesiges Schiff von etwa viertausend Tonnen. Obgleich es auf dem Gipfel einer Woge stand, die seine eigene Höhe mehr als hundertmal übertraf, so schien es mir dennoch größer, als irgendein Linienschiff oder Ostindienfahrer jemals sein konnte. Sein ungeheurer Rumpf war von tiefem Schwarz und wies keine Schnitzerei und keinen Zierrat auf, wie er sonst bei Schiffen üblich ist. Aus den offenen Schießscharten lugten in langer Reihe erzene Kanonenrohre und spiegelten das Licht zahlloser Laternen wider, die in der Takelage hin- und herschwangen. Was uns aber am meisten wunderte und entsetzte, war, dass das Schiff mit vollen Segeln hineinraste in das grauenvolle Meer und den unnatürlichen Orkan. Als wir es zuerst entdeckten, sah man nur den Bug, der langsam aus irgendeinem fürchterlichen Abgrund auftauchte. Einen schaudervollen Augenblick schwebte es auf schwindelnd hohem Wogenkamm, wie in stolzem Bewusstsein seiner Erhabenheit, dann bebte es, schwankte und – kam herab. Und seltsam: ich wurde jetzt ganz ruhig und überlegen. Ich stolperte so weit nach rückwärts, als es anging, und erwartete furchtlos den Untergang. Unser eigenes Schiff hatte mittlerweile den Kampf aufgegeben und versank mit seinem Vorderteil ins Meer. Der niedersausende Koloss traf mit aller Wucht auf diesen unter Wasser befindlichen Teil, und die unausbleibliche Folge war, dass ich mit großer Heftigkeit auf das fremde Schiff hinübergeschleudert wurde.

Als ich niederfiel, stand das Schiff in den Wind und wendete, und der dadurch entstehenden Verwirrung schob ich es zu, dass mein Erscheinen von der Mannschaft nicht bemerkt wurde. Ohne große Schwierigkeit gelangte ich ungesehen zur großen Luke, die zum Teil geöffnet war, und fand bald Gelegenheit, mich im Schiffsraum zu verbergen. Warum ich das tat, vermag ich kaum zu sagen. Ein unbestimmtes Grauen vor der Besatzung des Schiffes hatte mich gleich bei ihrem ersten Anblick erfasst und war vielleicht die Hauptursache, dass ich mich so versteckte. Ich hatte kein Verlangen, mich einem Haufen Leute anzuvertrauen, die mir beim ersten Blick sonderbar und unheimlich erschienen waren. Ich hielt es daher für ratsam, mir im Schiffsraum ein Versteck herzurichten. Ich tat dies, indem ich einen Haufen Bretter in der Weise zurechtschob, dass ein kleiner freier Raum zwischen den ungeheuren Schiffsrippen für mich entstand.

Ich hatte mein Werk kaum vollendet, als nahende Schritte mich zwangen, in meinen Winkel zu kriechen. Ein Mann ging schwankend unsicheren Schrittes vorbei. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, seine Gesamterscheinung dagegen gut wahrnehmen. Er schien von der Last der Jahre schwach und gebrechlich; seine zitternden Knie vermochten ihn kaum zu tragen. Er murmelte in dumpfen, abgerissenen Worten vor sich hin – in einer Sprache, die ich nicht verstehen konnte – und wühlte in einer Ecke in einem Haufen seltsamer Instrumente und halbzerfallener Schiffskarten. Sein Gebaren war eine sonderbare Mischung von kindischem Greisentum und der feierlichen Würde eines Gottes. Er ging schließlich wieder an Deck, und ich sah ihn nicht mehr.

Ein Gefühl, für das ich keinen Namen habe, hat von meiner Seele Besitz genommen – ein Empfinden, das keine Analyse zulässt, das durch keinen altüberlieferten Lehrsatz, durch keine Erfahrung geklärt werden und zu dem, wie ich fürchte, selbst die Zukunft keinen Schlüssel bieten kann. Bei einem Geist wie dem meinigen ist alles Nachsinnen von Übel. Ich werde niemals – ja, ich weiß es, niemals diese Gedanken und Vorstellungen zu einem Abschluss bringen. Doch ist es durchaus nicht verwunderlich, wenn diese Vorstellungen unbestimmt sind, da sie so neuartigen Quellen entspringen. Ein neuer Begriff, eine neue Wesenheit, ist meiner Seele aufgegangen.

Es ist lange her, seit ich das Deck dieses grausigen Schiffes zuerst betrat, und die Fäden meines Geschicks scheinen in einem Punkt zusammenzulaufen. Unbegreifliche Menschen! In einer Versunkenheit, deren Art und Ursache mir unergründlich ist, gehen sie an mir vorbei, ohne mich zu sehen. Mich zu verbergen ist einfach Narrheit, denn das Volk *will* mich nicht sehen! Soeben erst bin ich dicht am Steuermann vorbeigegangen; und es ist noch nicht lange her, dass ich mich in die Privatkabine des Kapitäns hineinwagte und ihr das Material entnahm, um diese Aufzeichnungen niederzuschreiben. Ich werde von Zeit zu Zeit dies Tagebuch fortsetzen. Es ist wahr: ich werde nicht leicht Gelegenheit finden, es der Welt bekannt zu geben, ich werde aber den Versuch nicht unterlassen. Ich werde das Manuskript im letzten Augenblick in eine Flasche schließen und diese ins Meer werfen.

Wieder hat sich etwas ereignet, um meinen Grübeleien neue Nahrung zu geben. Sind solche Dinge das Werk blinden Zufalls? Ich hatte mich an Deck gewagt und mich, ohne dass man mir die geringste Beachtung schenkte, zwischen einem Stapel Webleinen und alter Segel auf den Boden der Schaluppe niedergeworfen. Während ich über mein eigenartiges Schicksal nachdachte, strich ich ganz unbewusst mit einem Teerpinsel, der mir irgendwie in die Hand geraten war, über den Knick eines sorgsam gefalteten Leesegels, das neben mir auf einer Tonne lag. Das Leesegel ist jetzt über dem Schiff ausgespannt, und die gedankenlosen Pinselstriche bilden das groß hingeschriebene Wort: *Entdeckung*.

Über die Bauart des Schiffes habe ich in letzter Zeit viele Beobachtungen gemacht. Obgleich gut bewehrt, scheint es mir doch kein Kriegsschiff zu sein. Die Takelage, seine Form und allgemeine Ausrüstung sprechen dagegen. Was es *nicht* ist, kann ich leicht wahrnehmen; was es *ist*, lässt sich unmöglich sagen. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber wenn ich seine seltsame Gestalt, den eigentümlichen Bau seiner Spieren, seine riesenhafte Größe, seine unzähligen Segel, seinen streng einfachen Bug und sein altmodisches Heck betrachte, so sind mir das längst vertraute Dinge, und mit diesen unklaren Schatten von Erinnerung vermischt sich eine unbestimmte Vorstellung von alten Büchern und Chroniken und weit vergangenen Jahren.

Ich habe die Schiffsrippen untersucht. Sie bestehen aus einem mir fremden Material. Das Holz hat eine eigenartige Struktur, die es gerade für den Zweck, dem

es dient, ungeeignet erscheinen lässt. Ich meine seine ungemeine *Porosität*, die nicht zu verwechseln ist mit dem wurmstichigen Zustand aller Schiffe in diesen Gewässern und auch nichts mit dem natürlichen Altersverfall zu tun hat. Die Bemerkung mag vorwitzig erscheinen, doch ich behaupte, das Holz hätte von der Sumpfeiche sein können, wenn es möglich wäre, Sumpfeichenholz durch irgendwelche Mittel biegsam zu machen.

Beim Überlesen dieses letzten Satzes kommt mir auf einmal ein Kernspruch ins Gedächtnis, den ein alter, wetterharter holländischer Seemann anzuwenden pflegte: „Es ist so gewiss“, sagte er, sobald jemand an seiner Wahrhaftigkeit zweifelte, „so gewiss, als es ein Meer gibt, in welchem das Schiff selbst in seinem Gebälk wächst, wie der lebendige Leib des Seefahrers.“

Vor etwa einer Stunde war ich kühn genug, mich in eine Gruppe der Mannschaft hineinzudrängen. Sie zollten mir nicht die geringste Aufmerksamkeit und schienen, obgleich ich mitten unter ihnen stand, keine Ahnung von meiner Gegenwart zu haben. Sie alle trugen, gleich dem einen, den ich zuerst im Schiffsraum gesehen hatte, untrügliche Zeichen hohen Alters. Ihre Knie wankten vor Schwäche; ihre Schultern waren von Alter und Hinfälligkeit tief gebeugt; ihre zusammengeschrumpfte Haut rasselte im Wind; ihre Stimmen waren leise, zittrig und heiser, ihre Augen glanzlos und triefend, und ihre dünnen grauen Haare sträubten sich furchtbar im Sturm. Rund um sie her, überall an Deck verstreut, lagen mathematische Instrumente von wunderlicher und ganz veralteter Konstruktion.

Ich erwähnte vor einiger Zeit das Hissen des Leesegels. Seit jener Zeit hat das Schiff, vom Winde umhergeworfen, seinen schrecklichen Lauf nach Süden fortgesetzt; alle Segel, selbst die armseligsten Fetzen, sind vom Royalsegel bis zur untersten Leesegeleiere gehisst, und jeden Augenblick tauchen seine Bramsegel-Rahenfocks in die schaudervollste Wasserhölle, die Menschegeist sich nur vorstellen kann. Ich komme soeben von Deck, wo es mir unmöglich war, Fuß zu fassen, obgleich die Mannschaft wenig Unbehagen zu verspüren scheint. Es ist ein unerhörtes Wunder, dass unser ungeheures Schiff nicht sofort von den Wogen verschlungen wird. Sicherlich sind wir verdammt, für immer am Rande der Ewigkeit dahinzuschweben, ohne den letzten Sprung in den Abgrund tun zu dürfen. Von Wogen, tausendmal höher als ich sie je gesehen, gleiten wir herab mit der Sicherheit einer Seemöwe, und die gewaltigen Wasser bäumen sich über uns wie Dämonen der Tiefe, doch wie Dämonen, die nur drohen, aber nicht zerstören dürfen. Ich komme dahin, unsere auffallende Rettung aus jeder Gefahr der einzig natürlichen Ursache solcher Wirkung zuzuschreiben: ich muss annehmen, das Schiff befinde sich in irgendeiner Strömung von mitreißender Gewalt.

Ich habe dem Kapitän von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden in seiner eigenen Kabine – aber es kam, wie ich erwartete: er schenkte mir keine Beachtung. Obgleich ein zufälliger Beobachter in seiner Erscheinung nichts Außergewöhnliches sehen wird, so mischte sich doch in die Bewunderung, mit der ich zu ihm aufsaß, ein unwiderstehliches Gefühl von Ehrerbietung und Scheu. An Leibesgröße kommt er mir fast gleich; er hat also etwa fünf Fuß acht Zoll. Seine

Gestalt ist stark und wohlgebaut, weder besonders robust noch sonst wie bemerkenswert. Es ist der eigenartige Gesichtsausdruck – ist die starke, wundersame, ergreifende Gewissheit so hohen, so ungeheuren Alters, die sich meiner Seele unauslöschlich einprägen. Seine nur wenig gefurchte Stirn scheint wie von Myriaden von Jahren gezeichnet. Seine grauen Haare sind Urkunden der Vergangenheit, und seine graueren Augen Sibyllen der Zukunft.

Auf dem Boden der Kabine lagen allenthalben seltsame Folianten mit Eisenschlössern und verrostete Instrumente und veraltete, längst vergessene Karten. Er stützte den Kopf in die Hand und brütete mit fieberndem, unruhigem Blick über einem Pergamentblatt, das einen Befehl zu enthalten schien, wenigstens trug es die Unterschrift eines Monarchen. Er murmelte vor sich hin – ganz wie der erste Seemann, den ich im Schiffsraum gesehen hatte –, und wieder waren es unverständliche Worte einer fremden Sprache; und obgleich der Mann dicht neben mir war, schien seine Stimme wie aus Meilenferne zu mir herzudringen.

Das Schiff und alles auf ihm ist mit Greisenhaftigkeit geladen. Die Mannschaft gleitet hin und her wie Gespenster begrabener Jahrhunderte; ihre Augen haben einen gierigen, rastlosen Ausdruck, und wenn ihre Gestalten im unsichern Schein der Laternen meinen Weg kreuzen, beschleicht mich ein Gefühl, wie ich es nie zuvor empfunden, obwohl ich mich mein Leben lang mit Altertümern befasst und in Balbek und Tadmor und Persepolis die Schatten zerfallener Säulen in mich aufgesogen habe, bis meine Seele selber zur Ruine wurde.

Ich blicke um mich und schäme mich meiner früheren Besorgnisse. Wenn ich schon vor dem Winde zitterte, der uns bisher begleitete, muss ich nicht vor Entsetzen vergehen in diesem Chaos von Sturm und Meer, demgegenüber Bezeichnungen wie Wirbelwind und Samum bedeutungslos sind? In nächster Nähe des Schiffes ist alles Nacht und unergründlich schwarzes Wasser; in der Entfernung von etwa einer Meile aber, zu beiden Seiten des Schiffes, sieht man undeutlich und in Abständen ungeheure Eiswälle in den trostlosen Himmel ragen, wie Mauern, die das Weltall umschließen.

Es ist, wie ich annahm: das Schiff befindet sich in einer Strömung – wenn man diesen Namen anwenden kann auf eine Flut, die heulend und kreischend zwischen den Eiswällen gen Süden donnert, mit der Geschwindigkeit eines sich überstürzenden Wasserfalls.

Das Grauen meiner Empfindungen zu begreifen, ist, wie ich annehme, ganz unmöglich; dennoch wird selbst meine Verzweiflung von der Neugier beherrscht, in die Geheimnisse dieser schaudervollen Gegend einzudringen, von einer Neugier, die mir die entsetzlichste Todesart erträglich macht. Es ist Tatsache, dass wir irgendeiner unerhörten Erkenntnis entgegeneilen – irgendeinem unenthüllbaren Geheimnis, dessen Enträtselung Untergang bedeutet. Vielleicht führt dieser Strom uns bis zum Südpol selbst. Ich muss bekennen, dass diese augenscheinlich so absurde Vorstellung alle Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Die Mannschaft wandert mit rastlosen, zitternden Schritten an Deck auf und ab; ihre Gesichter aber tragen eher den Ausdruck leidenschaftlicher Hoffnung, als den mutloser Verzweiflung.

Wir treiben noch immer vor dem Wind, und da wir mit Segeln ganz bepackt sind, wird das Schiff zuweilen geradezu in die Luft gehoben! O Grauen über Grauen! – Die Eismauern rechts und links hören plötzlich auf, und wir wirbeln in ungeheuren konzentrischen Kreisen dahin – rund um den Rand eines riesigen Amphitheaters, dessen gegenüberliegende Seite sich in Dunkel und Ferne verliert. Doch wenig Zeit bleibt mir, über mein Schicksal nachzudenken! Die Spiralen werden enger und enger – wir stürzen mit rasender Eile in den Strudel – und mitten im Donnergeheul von Meer und Sturm erbebt das Schiff, wankt und – o Gott! – versinkt!

Der Teufel im Glockenstuhl

Wie viel Uhr ist es? – Alte Redensart

Jedermann weiß, dass der holländische Marktflecken Spießburgh der schönste Ort der Welt ist – oder ach! war.

Da er abseits der gewöhnlichen Heerstraße in einer sozusagen außergewöhnlichen Gegend liegt, hat ihn wohl nur ein kleiner Teil meiner Leser jemals besucht. Um auch denen, die ihn nicht kennen, eine Vorstellung von dem eigenartigen Orte zu geben, halte ich es für angemessen, einiges Nähere über ihn zu erzählen. Es ist dies um so nötiger, als ich in der Hoffnung, seinen Einwohnern die allgemeinste Sympathie zuzuwenden, eine Darstellung der folgenschweren Unglücksfälle geben will, die sich dort kürzlich zugetragen haben. Niemand, der mich kennt, wird zweifeln, dass ich die Pflicht, die ich mir selbst auferlegt, nach bestem Können erfüllen werde und nach gewissenhafter Prüfung der Tatsachen und fleißiger Vergleichung der authentischen Berichte die Ereignisse mit jener Unparteilichkeit darstellen werde, die jeden, der, wie ich, Anspruch auf den Titel „Geschichtsforscher“ macht, auszeichnen muss.

Nach eingehendem Studium von Medaillen, Urkunden und Inschriften bin ich imstande, auf das bestimmteste zu behaupten, dass der Flecken Spießburgh von seinem ersten Entstehen an genau an derselben Stelle gestanden hat, an der er heute noch steht. Von dem Zeitpunkte der Gründung jedoch kann ich leider Gottes nur mit einer gewissen unbestimmten Bestimmtheit reden. Dieser Zeitpunkt nämlich, so darf ich wohl in Anbetracht seiner außerordentlichen Entfernenheit sagen, kann – wie ich vermute – nicht weiter zurückliegen als genau der Endpunkt der größten von uns ausmessbaren Spanne Zeit.

Was die Abstammung des Wortes Spießburgh betrifft –, ja, da muss ich zu meinem größten Bedauern erklären, ebenfalls keine vollständig ausreichende Auskunft geben zu können. Von einer ganzen Anzahl Meinungen über diesen wichtigen Punkt, von denen manche sehr spitzfindig, scharfsinnig, sehr gelehrt –, manche jedoch das Gegenteil von alledem waren, habe ich keine einzige für genügend begründet zu befinden vermocht. Vielleicht, aber auch nur vielleicht, könnte man der Annahme des deutschen Gelehrten Rindt zustimmen, die sich fast mit der des englischen Forschers Beef deckt. Es ist die folgende: Spieß = Spieß, Burgh = Burg. Eine derartige Abstammung wird in der Tat noch wahrscheinlicher gemacht durch die Spuren eines Blitzes, der wie ein Spieß in die Spitze des Rathausturmes gefahren sein muss – des einzigen Gebäudes in Spießburgh, das etwas „Burg“-ähnliches hat. Doch möchte ich es auf jeden Fall vermeiden, mich in einer so wichtigen Frage zu kompromittieren, und verweise deshalb den Leser, der sich noch besser informieren will, auf die „Oratiunculæ de Rebus Praeteritis“ des bekannten holländischen Professors Hoolkoopf. Siehe auch Van der Domheet: „De Derevationibus“, Seiten 27 bis 5010, gotische Ausgabe in Folio, rote und schwarze Schriftzeichen mit Stichwörtern und ohne Bogenzahlen. Beachte hier ebenfalls die eigenhändigen Randbemerkungen des bekannten chinesischen Privatgelehrten Schtumf-Sin – des erklärten Lieblingsschülers von van der Domheet. Beachte auch die untenstehenden Kommentare vom Dozenten Doehsig.

Trotz der Dunkelheit, die den Zeitpunkt der Gründung von Spießburgh und die Abstammung des Namens umhüllt, ist es doch, wie ich schon sagte, ganz unzweifelhaft, dass der Ort immer so gewesen ist, wie wir ihn heute noch sehen. Der älteste Mann im Flecken kann sich nicht der geringsten Veränderung entsinnen; und in der Tat, die bloße Vermutung einer solchen Möglichkeit würde dort als Beleidigung empfunden werden. Das Dorf liegt in einem vollständig kreisförmigen Tale von dem Umfang einer Viertelmeile, und ist auf allen Seiten von anmutigen Hügeln umgrenzt, deren Gipfel noch keiner der Einwohner zu überschreiten gewagt hat. Sie führen übrigens einen ausgezeichneten Grund für ihre Sesshaftigkeit an, indem sie sagen: sie glaubten nicht, dass auf der anderen Seite der Hügel „überhaupt etwas sei“.

Rundherum, an der äußeren Umrisslinie des Tales, das vollständig eben und in seiner ganzen Ausdehnung mit platten Ziegeln gepflastert ist, liegen die sechzig kleinen Häuser des Dorfes. Sie lehnen sich also an die Hügel an und blicken alle in den Mittelpunkt der Ebene, der gerade sechzig Ellen von der Haustür jeder Wohnung entfernt ist. Vor jedem Hause liegt ein kleiner Garten mit einem kreisrunden Wege, einer runden Sonnenuhr und vierundzwanzig runden Krautköpfen, die Gebäude selbst ähneln einander so vollständig, dass sie durch nichts unterschieden werden können. Ihre Bauart ist ein wenig wunderlich, doch außerordentlich malerisch. Sie sind aus kleinen, hartgebrannten, roten Ziegelsteinen hergestellt, die schwarze Ecken haben, so dass die Mauern wie ein riesiges Schachbrett aussehen. Die Giebel sind zur Front gewandt, das Dach und die Haupttüren tragen Gesimse, die so groß sind wie das ganze übrige Haus, die Fenster sind eng und tief, in zahlreiche Vierecke geteilt und vielfach verrahmt. Das Dach ist mit Ziegeln gedeckt, die lange, geschweifte Ohren haben. Das Holzwerk ist allenthalben von dunkler Farbe und überall mit einer ziemlich eintönigen Schnitzerei verziert, denn seit unvordenklichen Zeiten verfügten die Holzschnitzer von Spießburgh nur über zwei Vorwürfe – eine Uhr und einen Krautkopf. Diese beiden jedoch führen sie höchst vorzüglich aus und schnitzen sie überall hin, wo sie nur Platz für ihr Schnitzmesser finden können.

Im Inneren gleichen sich die Wohnungen genauso wie außen; die Möbel sind alle nach einem Vorbild gemacht. Der Boden ist mit viereckigen Ziegelsteinen belegt, die Tische und Stühle sind aus schwärzlichem Holze und haben gedrehte Beine mit schmal zulaufenden Füßen. Die Kamine sind breit und hoch, an der Vorderseite sind Uhren und Kohlköpfe eingeschnitzt; und eine wirkliche Uhr, die stets ein bewundernswertes Ticken vollführt, steht in der Mitte ihres Simses, und an jedem Ende desselben prangt ein Blumentopf, in dem ein Krautkopf wächst. Zwischen jedem Blumentopf und der Standuhr hinwiederum steht ein kleiner Chinese mit einem dicken Bauch und einem Loch in dessen Mitte, durch welches man das Zifferblatt einer Taschenuhr erblickt.

Die Feuerherde sind groß und tief; die Feuerböcke sehen wild und gefährlich aus. Im Kamin brennt fortwährend ein lustiges Feuer. Über demselben hängt ein riesiger Kessel voll Sauerkraut und Schweinefleisch, den die gute Frau des Hauses immer geschäftig beachtet. Sie ist eine kleine, alte Dame mit blauen Augen und rotem Gesicht und trägt eine ungeheure zuckerhutförmige Mütze, die mit purpurnen und gelben Bändern geschmückt ist. Ihr Kleid ist aus orangegelbem Wollstoff, hinten sehr reichlich gemacht und in der Taille sehr kurz – ja, überhaupt sehr kurz, denn es reicht nicht über die Mitte des Beines. Dies letztere ist etwas sehr rundlich, von den

Knöcheln muss man das gleiche behaupten; doch trägt sie ein prächtiges Paar grüner Strümpfe. Ihre Schuhe aus rosa Leder sind mit einem Knoten von gelbem Bande befestigt, das in der Gestalt eines Krautkopfes gebunden ist. In der linken Hand trägt sie eine kleine, schwere holländische Uhr; mit der rechten schwingt sie einen großen Kochlöffel über das Sauerkraut und das Schweinefleisch. An ihrer Seite steht eine fette, gesprenkelte Katze, an deren Schwanz „die Jongs“ eine vergoldete, kleine Repetieruhr befestigt haben, um „Spaß zu machen“.

„Die Jongs“ selbst sind alle drei im Garten und hüten das Schwein. Sie sind jeder zwei Fuß hoch, haben Dreimaster auf, tragen purpurne Westen, die ihnen fast bis an die Schenkel gehen, Kniehosen aus Buckskin, rotwollene Strümpfe, schwere Schuhe mit großen Silberschnallen und lange Röcke mit großen Perlmutterknöpfen. Jeder hat eine Pfeife im Munde und eine kleine, bauchige Uhr in der rechten Hand. Sie blasen eine Rauchwolke von sich, dann blicken sie nach der Uhr – sie blicken nach der Uhr und blasen eine Rauchwolke von sich – und so geht es immer weiter. Das Schwein, das sehr dick und faul ist, beschäftigt sich damit, die Kohlblätter, die von dem Kohl abgefallen sind, aufzulesen und hin und wieder nach der vergoldeten Repetieruhr auszuschlagen, die die Bengels auch ihm, damit es ebenso schön aussehe wie die Katze, an den Schwanz gebunden haben.

Rechts an der Tür des Hauses, in einem hochlehnigen, ledernen Armstuhl mit gedrehten, schmalzulaufenden Beinen, wie sie auch die Tische haben, sitzt der Hausherr selbst. Er ist ein außerordentlich pausbäckiger, alter Herr mit kugelrunden Augen und riesigem Doppelkinn. Sein Anzug ähnelt vollständig dem der Jungen, und ich brauche also weiter nichts über denselben zu sagen. Der ganze Unterschied zwischen ihm und den Sprösslingen besteht darin, dass seine Pfeife etwas größer ist als die ihrige, und dass er infolgedessen mehr Dampf machen kann. Wie sie, hat auch er eine Uhr, doch trägt er sie in seiner Tasche. Er hat nämlich etwas Wichtigeres zu tun, als nach der Uhr zu sehen, und worin dies Wichtigere besteht, werde ich gleich erklären. Er sitzt ruhig, hat das rechte Bein über das linke Knie geschlagen, macht ein ernsthaftes Gesicht und hält immer wenigstens eins seiner Augen fest auf ein Etwas im Mittelpunkte der Luft gerichtet. Dies Etwas befindet sich an dem Turme des Rathauses. Die Stadträte sind alle sehr kleine, runde, fette, kluge Männer, mit Augen wie Räder und mächtigem Doppelkinn. Ihre Röcke sind viel länger und ihre Schuhschnallen dicker als die der gesamten übrigen Einwohner von Spießburgh. Seitdem ich im Flecken wohne, haben sie schon drei außerordentliche Sitzungen abgehalten und die folgenden drei wichtigen Resolutionen gefasst:

1. „Es ist ein Unrecht, den guten alten Lauf der guten alten Dinge ändern zu wollen.“
2. „Es gibt nichts Erträgliches außerhalb von Spießburgh.“
3. „Wir schwören unseren Uhren und unseren Krautköpfen ewige Treue.“

Über dem Sitzungszimmer im Rathause liegt der Turm, und im Turm ist der Glockenstuhl, in dem seit unvordenklichen Zeiten der Stolz und das Wunder des Dorfes beruht: die große Uhr von Spießburgh. Und die ist denn auch der Gegenstand, auf den die Augen des alten Herrn, der in dem ledernen Armstuhl sitzt, gerichtet sind.

Die große Uhr hat sieben Zifferblätter, an jeder der sieben Seiten des Turmes – so dass man sie von jeder Richtung genau betrachten kann. Die Zifferblätter sind groß und weiß, die Zeiger schwer und schwarz. Die Stadtväter haben einen Glockenstuhlmann angestellt, dessen einzige Pflicht es ist, die Uhr zu hüten. Diese Stelle war die prächtigste aller Sinekuren, denn die Uhr hatte fast keine Bedienung nötig. Bis vor kurzem wäre auch die bloße Annahme einer solchen Möglichkeit als Ketzerei betrachtet worden. Seit den ältesten Zeiten, von denen die Archive sprechen, hatte die große Glocke stets richtig die Stunden angeschlagen. Und das war auch bei sämtlichen anderen Stand- und Taschenuhren im Flecken der Fall. Nirgends gab es einen Ort, in dem man es so genau wusste, „was es geschlagen hatte“, wie in Spießburgh. Wenn die große Uhr es an der Zeit hielt zu sagen „Mittag“, dann öffnete ihr gesamtes kleines Gefolge den Mund und antwortete wie ein Echo: „Mittag.“ Kurz, die guten Bürger waren ihrem Sauerkraut gewiss sehr zugetan – aber auf ihre Uhren waren sie geradezu stolz.

Alle Inhaber von Sinekuren werden immer mehr oder weniger mit Respekt behandelt, und da der Glockenstuhlmann von Spießburgh die prächtigste Sinekure innehat, ist er natürlich auch der am meisten respektierte Mann von der Welt. Er ist der Hauptwürdenträger des Fleckens, und sogar seine Schweine sehen mit einem Gefühl von Ehrfurcht zu ihm empor. Die Schöße seines Rockes sind bedeutend länger, seine Pfeife, seine Schuhschnallen, seine Augen, sein Bauch bedeutend dicker als die irgendeines anderen Herrn im Dorfe, und was sein Kinn anbetrifft, so ist es kein Doppelkinn, sondern eine regelrechte Dreifaltigkeit.

Ich habe jetzt den glücklichen Zustand von Spießburgh beschrieben: ach! dass ein so friedevolles Gemeinwesen jemals eine bittere Störung erfahren musste!

Seit langem gebrauchten die weisesten der Einwohner ein Sprichwort, welches den Sinn hatte, dass „nichts Gutes von außen über die Hügel kommen könne“, und es schien wirklich, als sollten diese Worte etwas wie eine Prophezeiung enthalten.

Es war vorgestern – noch fünf Minuten fehlten bis Mittag –, als ein wunderlich aussehender Gegenstand auf der Spitze eines gegen Osten liegenden Hügels erschien. Ein solches Ereignis zog natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und jeder alte, kleine Herr in seinem Lederarmstuhl wandte eines seiner Augen voll Verwunderung und Unheil ahnend auf das Phänomen, während das andere auf die Uhr im Turm gerichtet blieb.

Als nur noch drei Minuten bis Mittag fehlten, bemerkte man, dass das sonderbar aussehende fragliche Wesen ein sehr kleiner Mann und offenbar ein Fremder war. Er stieg mit großer Schnelligkeit den Hügel hinab, so dass man ihn bald sehr gut in Augenschein nehmen konnte. Es war die albernste Persönlichkeit, die man je in Spießburgh gesehen. Sein Gesicht war von tabakschwarzer Farbe, er hatte eine riesenlange Hakennase, Augen wie große gelbe Erbsen, einen weiten Mund und darin ein prächtiges Gebiss, das er gern zu zeigen schien, denn er grinste unablässig von einem Ohr zum anderen. Außer dem Schnurrbart und Backenbart war weiter nichts an seinem Gesichte zu sehen. Er war barhäuptig und trug sein Haar sauber auf Papilloten gewickelt. Sein schwarzer, eng anliegender Rock hatte lange Schwalbenschwänze, aus einer seiner Taschen hing ein mächtiges weißes

Taschentuch heraus. Seine Beinkleider waren von schwarzem Kaschmir, er trug schwarze Strümpfe und an den Füßen ein Mittelding zwischen Stiefeln und Tanzschuhen mit riesigen Büscheln schwarzer Seidenschleifen als Schuhbänder. Unter einem Arme hielt er einen Chapeau claque und unter dem anderen eine Fiedel, die fast fünfmal so groß war wie er selbst. In seiner Linken ruhte eine goldene Tabaksdose, aus welcher er, während er mit den sonderbarsten Kapriolen den Berg hinuntersprang, unaufhörlich mit dem Ausdruck größter Selbstzufriedenheit schnupfte. Du lieber Himmel! War das ein Anblick für die biedereren Einwohner von Spießburgh!

Genau gesagt hatte der Bursche trotz seines Grinsens einen verwegenen und unheilvollen Ausdruck im Gesicht; und während er nun geradenwegs auf das Dorf zulief, erregte die besagte bizarre Form seiner Schuhe sofort Verdacht.

Mancher, der ihn sah, hätte gern etwas darum gegeben, einen Blick hinter das weiße Taschentuch werfen zu können, das so aufreizend aus der Tasche seines Schwalbenschwanzrockes hing. Was jedoch hauptsächlich gerechten Unwillen gegen ihn erregte, war der Umstand, dass der elende Harlekin, während er hier einen Fandangosprung, dort eine Pirouette machte, gar keine Ahnung zu haben schien, was es heißt, das Zeitmaß richtig einzuhalten.

Die guten Leute des Städtchens hatten jedoch kaum Zeit, die Augen weit zu öffnen, als, wie ich schon sagte, es war mittlerweile gerade eine halbe Minute vor Mittag geworden, der Lump mitten zwischen sie eilte, hier ein chasseur, dort ein balancer machte, und dann nach einer Pirouette und einem pas-de-zéphyr sich wie auf Taubenflügeln in den Glockenstuhl des Rathhausturmes schwang, in dem der jetzt vor Verwunderung und Schreck erstarrte Glockenstuhlmann voll Würde rauchend gesessen hatte. Doch der Galgenstrick packte ihn bei der Nase, schüttelte ihn und zog an derselben, stülpte ihm seinen riesigen Chapeau claque über den Kopf und zog ihm denselben bis über die Augen und den Mund herab; dann erhob er seine große Geige und schlug ihn damit so lange und so kräftig, dass man, da der Glockenstuhlmann sehr dick und die Geige hohl war, geschworen hätte, ein ganzes Regiment Paukenschläger spiele im Glockenstuhl des Spießburgher Turmes des Teufels Höllenwirbel.

Es lässt sich nicht ausdenken, zu welchem verzweifeltem Racheakt dieser aufreizende Angriff die Bewohner von Spießburgh getrieben haben würde, wenn sie nicht der wichtige Umstand, dass nur noch eine halbe Sekunde bis zu Mittag fehlte, bei Besinnung gehalten hätte. Die große Uhr musste gleich schlagen, und dann gab es für jeden Bürger von Spießburgh auf der ganzen Welt nichts Wichtigeres, als dabei seine Taschenuhr aufs genaueste zu beobachten. Allerdings sah jeder vernünftige Mensch, dass der Bursche sich gerade in diesem Augenblick an der Uhr irgend etwas zu schaffen machte, wozu er kein Recht hatte. Doch als sie jetzt zu schlagen anfang, hatte niemand mehr Zeit, auf seine Manöver acht zu geben, denn jeder musste jetzt die Schläge der Glocke zählen.

„Eins!“ sagte die Uhr.

„Eens!“ echote jeder kleine, dicke Herr in jedem Lederarmstuhl in Spießburgh. „Eens!“ sagte auch seine Taschenuhr; „eens!“ sagte die Uhr von Mevrouw, und

„eens!“ sagten die Uhren der Jongens und die kleinen, vergoldeten Repetieruhren an den Schwänzen der Katze und des Schweines.

„Zwei!“ fuhr die große Uhr fort.

„Twee!“ wiederholten alle übrigen.

„Drei! Vier! Fünf! Sechs! Sieben! Acht! Neun! Zehn!“ sagte die Turmuhr.

„Dree! Vier! Fif! Seß! Seeven! Acht! Negen! Tien!“ antworteten die anderen

„Elf!“ sagte die große.

„Elfen!“ stimmten die kleinen bei.

„Zwölf!“ sagte die große Uhr.

„Twölf!“ antworteten alle, vollkommen befriedigt und ließen die Stimme sinken.

„Twölf is et!“ sagten alle die alten Herren und steckten ihre Uhren ein. Doch die große Uhr war noch nicht zu Ende.

„Dreizehn!“ sagte sie.

„O Gott!“ stöhnten die alten Herren und schnappten nach Luft, wurden bleich, ließen die Pfeifen aus dem Munde und ihr rechtes Bein von dem linken Knie fallen.

„O Gott!“ jammerten sie alle, „Dörteen! Dörteen! Mein Gott, et is dörteen Uhr!“

Es wäre unnütz, die schreckliche Szene, die nun folgte, beschreiben zu wollen. Mit einem Wort: Ganz Spießburgh war in Aufruhr!

„Was ist denn mit meiner Zwiebel passiert?“ brüllten alle die Bengels. „Ich bin schon seit einer ganzen Stunde hungrig.“

„Was ist denn mit meinem Kraut passiert?“ schrien alle Mevrouws. „Seit einer Stunde ist es schon zerkoht!“

„Was ist denn mit meiner Pfeife passiert?“ fluchten alle die alten, kleinen Herren. „Donner und Blitz, seit einer Stunde muss sie schon ausgeraucht sein.“ Sie füllten ihre Pfeifen von neuem in großer Wut, lehnten sich in ihre Armsessel zurück und stießen so schnell und wild Rauchwolken von sich, dass das ganze Dorf alsbald in undurchdringlichen Dampf gehüllt ward.

Mittlerweile wurden alle Kohlköpfe ganz rot im Gesicht, und es schien, als habe der Bösewicht von Anbeginn selbst von allem, was eine Standuhr war, Besitz genommen. Die in die Möbel geschnitzten Uhren fingen wie verhext zu tanzen an, während die auf den Kaminsimsen sich vor Wut kaum noch halten konnten und so hartnäckig fortwährend dreizehn schlugen und mit ihren Pendeln so wild herumfuhrwerkten und herumtollten, dass es wirklich schrecklich anzusehen war. Doch das schlimmste von allem war, dass weder die Katzen noch die Schweine länger mit dem Betragen der Taschenuhren an ihren Schwänzen einverstanden zu sein schienen und dies deutlich zeigten, indem sie alle auf dem Platz Reißaus nahmen, dort herumkratzten und herumstöberten, quiekten und schrien, brummten und grunzten, den Leuten ins Gesicht sprangen, sich in ihre Röcke verwickelten, kurz, die gräulichste Verwirrung anstellten, die sich ein vernünftiger Mensch nur denken kann. Und der elende, kleine Taugenichts im Turme tat offenbar noch sein

möglichstes, um den Tumult zu steigern. Hin und wieder konnte man den Schurken durch den Rauch einen Augenblick lang wahrnehmen. Er saß im Glockenstuhl auf dem Glöckner, der flach auf dem Rücken lag. In seinen Zähnen hielt der Schuft das Glockenseil, an dem er heftig zog, während er seinen Kopf bald nach rechts, bald nach links bewegte, und machte einen solchen Lärm, dass es mir noch jetzt in den Ohren saust, wenn ich nur daran denke. Auf seinem Schoße lag die große Geige, auf der er ohne jedes Zeitmaß und ohne Harmonie – der Hanswurst! – mit beiden Händen das schöne Lied „Komm' herab, o Madonna Theresa“ spielte.

Ich brachte es nicht übers Herz, noch länger Zeuge solcher Gräuel zu sein, verließ den Ort mit Abscheu und rufe nun alle, denen was an richtiger Zeit und gutem Sauerkraut liegt, zu Hilfe. Lasst uns eine feste Schar nach Spießburgh ziehen, um dort die Ordnung dadurch wiederherzustellen, dass wir den Burschen von dem Turme herunterstürzen!

Ligeia

..Und der Wille liegt darin, der nicht stirbt. Wer kennt die Geheimnisse des Willens und seine Macht? Denn Gott ist nur ein großer Wille, der alle Dinge mit der ihm eigenen Kraft durchdringt. Lediglich aus Willensschwäche überliefert sich der Mensch dem Tode. (Joseph Glanvill)

Ich kann mich bei meiner Seele nicht mehr erinnern wie, wann, noch wo ich die Lady Ligeia kennenlernte. Lange Jahre sind seit der Zeit verflossen, und bittere Leiden haben mein Gedächtnis geschwächt. Vielleicht kann ich mich auch bloß jetzt nicht mehr daran erinnern, da der Charakter meiner Geliebten, ihre seltsamen Kenntnisse, die Art ihrer so eigentümlichen, sanften Schönheit, und die scharfsinnige und sieghafte Beredsamkeit ihrer tiefen, musikalischen Stimme sich mit so gleichmäßigen, friedlichen, beständigen Schritten den Weg zu meinem Herzen gebahnt haben, dass ich nicht darauf achtete und dass es mir nie zum Bewusstsein kam.

Doch kommt es mir vor, als habe ich sie zum ersten Mal und noch viele Male nachher in einer großen, alten, verfallenen Stadt am Ufer des Rheins gesehen. Ich glaube auch bestimmt, dass sie mir von ihrer Familie erzählt hat, und zweifle nicht, dass dieselbe außerordentlich alten Ursprungs war. - Ligeia! Ligeia! - In Studien vergraben, deren Natur mehr als alles andere geeignet ist, die Eindrücke der äußeren Welt abzuschwächen, genügt mir dies eine süße Wort: Ligeia, um das Bild der Abgeschiedenen vor meinen Augen wiedererstehen zu lassen. Und jetzt, während ich schreibe, durchfährt mich plötzlich wie ein Blitz die Gewissheit, dass ich ihren Familiennamen überhaupt nie gewusst habe - den Namen der Teuren, die mir Freundin und Braut war, die mein Studiengenosse und endlich die Gattin meines Herzens wurde. War es auf irgendeinen liebestrübten Wunsch meiner Ligeia geschehen - war es ein Beweis der Kraft meiner Zuneigung, dass ich mir niemals Auskunft über diesen Punkt verschaffte? Oder war es vielleicht eine Laune meinerseits - ein bizarres, romantisches Opfer auf dem Altar meiner leidenschaftlichen Anbetung? Ich kann mich nur sehr dunkel auf die Tatsache selbst besinnen - ist es also erstaunlich, dass ich die Umstände, die sie hervorriefen und begleiteten, vollständig vergessen habe? Und in der Tat, wenn jemals der Geist der Seltsamkeit, wenn jemals die bleiche Ashtophet des götzendienerischen Ägypten mit ihren finsternen Schwingen unheilverkündend bei einer Hochzeit zugegen war, so war sie es bei der meinigen.

Doch - was Ligeia selbst, was ihr Äußeres anbetrifft, da ist mir mein Gedächtnis vollkommen treu geblieben: sie war hochgewachsen, schlank, ja, in ihren letzten Tagen sogar sehr abgemagert. Es wäre vergebliche Mühe, wollte ich die Majestät, die ruhige Gelassenheit ihrer Haltung, die unbegreifliche Leichtigkeit und Elastizität ihres Ganges beschreiben. Sie kam und ging wie ein Schatten. Ich bemerkte niemals, dass sie in mein Arbeitszimmer getreten war, wenn ich nicht die Musik ihrer sanften, tiefen Stimme vernahm oder ihre marmorweiße Hand auf meiner Schulter fühlte. Die Schönheit ihres Antlitzes ließ sich mit nichts auf Erden vergleichen. Sie war wie die Blüte eines Opiumtraumes, wie eine unirdische, geisterhaft schöne, verzückte Vision, seltsamer und himmlischer als die

Traumgebilde, die durch die schlummernden Seelen der Mädchen von Delos ziehen. Doch waren ihre Züge nicht von jener Regelmäßigkeit, die man uns in den Schöpfungen des Heidentums falscherweise zu bewundern gelehrt hat. »Es gibt keine erlesene Schönheit,« sagt Lord Verulam einmal, als er von allen Formen und Arten der Schönheit spricht, »Ohne eine gewisse *Seltsamkeit* in der Proportion.« Obwohl ich jedoch sah, dass die Züge Ligeias nicht von klassischer Regelmäßigkeit waren, obwohl ich fühlte, dass ihre Schönheit erlesen und von jener Seltsamkeit vollständig durchdrungen schien, bemühte ich mich vergebens, diese Unregelmäßigkeit zu entdecken und den Sitz jenes Seltsamen zu ergründen. Ich studierte die Umrisse ihrer hohen, bleichen Stirn - sie war tadellos! Wie kalt klingt dies Wort, auf soviel göttliche Majestät angewandt -, ihre Hautfarbe, die mit dem reinsten Elfenbein wetteiferte, die imposante Breite, die Ruhe ihrer Schläfen, die graziösen Hügel über denselben, und dann jene rabenschwarze, schimmelnde, üppige Fülle natürlich gelockten Haares, auf welches das Homerische Wort »hyazinthenfarbenes Haar« eigens geprägt schien. Ich betrachtete die zarten Linien der Nase und entsann mich nicht, irgendwo, außer vielleicht in den Gesichtern auf alten hebräischen Medaillons, eine ähnliche Vollkommenheit gefunden zu haben. Sie hatte diese weiche, köstliche Oberfläche, diese gleiche, kaum noch wahrnehmbare Neigung zu einer kleinen Biegung, dieselben harmonisch gerundeten Nasenflügel, die auf einen freien Geist hindeuten. Ich betrachtete ihren Mund, der ein Triumph aller himmlischen Dinge zu sein schien, den glorreichen Bogen der kurzen Oberlippe, die sanfte, üppige Ruhe der Unterlippe, die Grübchen, die spielten, und die Farbe, die sprach, die Zähne, die mit blendendem Glanze jeden Strahl des gesegneten Lichtes zurückwarfen, das ihr ruhiges, heiteres und zugleich blendendes, triumphierendes Lächeln auf sie legte. Ich erforschte die Form ihres Kinns - und fand auch da Grazie in seiner Breite, Sanftheit in seiner Majestät, Fälle und griechische Geistigkeit - jene Linie, die der Gott Apollo nur im Traume dem Cleomenes, dem Sohne des Cleomenes aus Athen, zeigte; und dann forschte ich in Ligeias großen Augen.

Für Augen finden wir in dem fernen Altertum kein Vorbild. Vielleicht barg Ligeias Schönheit gerade in ihnen jenen geheimen Reiz der Seltsamkeit, von der Lord Verulam spricht. Sie waren, glaube ich, größer als gewöhnlich die Augen der Menschen sind; und schöner geschnitten als die schönen Augen der Gazellen aus dem Tale Nourjahad. Aber nur hin und wieder, in den Momenten äußerster Erregung, wurde dies Besondere in ihnen deutlich wahrnehmbar. In diesem Augenblick war Ligeias Schönheit - es schien wenigstens meinen entflammten Blicken so - ganz unirdisch, wie die der erträumten Huris der Türken. Ihre Pupillen waren von strahlendstem Schwarz, von ebenholzfarbenen Wimpern tief überschattet, und die Brauen von leicht unregelmäßiger Zeichnung hatten die gleiche Farbe. Doch war das Seltsame, das ich in den Augen fand, unabhängig von ihrer Form, ihrer Farbe und ihrem Glanz - ich konnte es nur dem Ausdruck zuschreiben. Ach, ein Wort ohne Sinn! Eine große Leere, in die sich all unsere Unwissenheit auf dem Gebiete des Seelischen rettet. Der Ausdruck der Augen Ligeias! - Wie lange Stunden habe ich über ihn nachgegrübelt? Wie manche lange Sommernacht hindurch mich bemüht, ihn zu ergründen? Was war es, dies unbestimmte Etwas, das, tiefer als in den Brunnen des Demokritos, auf dem Grunde der Augen meiner Geliebten verborgen lag? Was war es? Ich war wie besessen von dem leidenschaftlichen Wunsch, es zu

enträtseln. Diese Augen! Diese großen, strahlenden, himmlischen Pupillen! Sie wurden für mich das Zwillingsgestirn der Leda, und ich war ihr eifrigster Sterndeuter.

Unter den zahlreichen und unverständlichen Anomalien in der Wissenschaft der Psychologie gibt es wohl keinen Punkt, der uns mehr beschäftigen und erregen könnte als die Tatsache, dass wir, wenn wir uns auf etwas lang Vergessenes besinnen wollen, oft bis dicht an die Ufer der Erinnerung kommen, ohne uns in Wirklichkeit und völlig erinnern zu können. Und wie oft fühlte ich, wenn ich so saß und über Ligeias Augen nachsann, wie die Erkenntnis der Bedeutung ihres Ausdrucks bis dicht an mich herankam! Ich fühlte, wie sie sich näherte, ohne mich jemals zu erreichen, wie sie vollständig entschwand, da ich sie eben zu erfassen glaubte! Und seltsames, oh, seltsamstes aller Geheimnisse: ich habe in den gewöhnlichsten Gegenständen auf der Welt eine ganze Reihe von Analogien für diesen Ausdruck gefunden. Ich meine damit, dass ich nach der Zeit, in der Ligeias Schönheit meinen Geist durchdrungen hatte und in diesem wie in einem Reliquienschrein ruhte, beim Anblick verschiedener Erscheinungen der äußeren Welt eine Empfindung verspürte, die der ähnlich war, die sich unter dem Einfluss ihrer großen, leuchtenden Pupillen über mich und in mir verbreitete. Doch ist es mir ganz unmöglich, dies Gefühl zu definieren oder zu analysieren; ich kann nicht einmal behaupten, dass ich es genau empfunden habe. Ich glaubte es nur zuweilen in dem Anblick einer schnell emporgeschossenen Weinrebe wiederzuerkennen oder in der Betrachtung eines Falters, einer Larve, eines schnell dahinschießenden Wassers. Ich fand es im Ozean wieder oder beim Fall eines Meteors, ich empfand es in den Blicken mancher außerordentlich alter Menschen. Am Firmament gibt es einen oder zwei Sterne (ich denke besonders an ein flackerndes Doppelgestirn sechster Größe, das man am nördlichen Himmel nahe bei der Leier finden wird), die in mir, so oft ich sie durch das Teleskop betrachtete, eine gleiche Empfindung herstellten. Ich fühlte mich von ihr durchdrungen bei gewissen Tönen von Saiteninstrumenten und manchmal auch bei Stellen aus meiner Lektüre. Unter zahlreichen Beispielen erinnere ich mich besonders lebhaft einiger Sätze aus einem Buche Glanvills, die (vielleicht nur wegen ihrer Bizarrerie - wer weiß?) mit Sicherheit dies Gefühl in mir erweckten › ... Und der Wille liegt darin, der nicht stirbt. Wer kennt die Geheimnisse des Willens und seine Macht? Denn Gott ist nur ein großer Wille, der alle Dinge mit der ihm eigenen Kraft durchdringt. Lediglich aus Willensschwäche überliefert sich der Mensch dem Tode.‹

Im Laufe der Zeit und durch langes Nachdenken gelangte ich dahin, gewisse entfernte Beziehungen zwischen diesem Ausspruch des englischen Philosophen und einem Teile von Ligeias Wesen zu entdecken. Eine besondere Intensität im Denken, Tun und Reden war bei ihr vielleicht das Ergebnis oder wenigstens das äußere Zeichen jener übermenschlichen Willenskraft, die während unseres langen Zusammenlebens noch andere und deutlichere Beweise ihres Daseins hätte geben können. Von allen Frauen, die ich je gekannt, war sie, die immer gelassene Ligeia mit dem ruhevollen Wesen, die schmerzzerzerrtene Beute der Geier wütendster Leidenschaftlichkeit. Ich ahnte diese Leidenschaftlichkeit nur aus der wunderbaren Ausstrahlung ihrer Augen, die mich zugleich entzückten und erschreckten, aus der zauberhaften Klangfarbe und Ruhe ihrer tiefen Stimme - ich folgte sie aus der

wilden Kraft der bizarren Worte, die sie oft aussprach und deren Wirkung durch den Kontrast zwischen ihrem Inhalt und ihrem Klang noch verdoppelt wurde.

Ich habe von den Kenntnissen Ligeias schon gesprochen: sie waren fast unbegrenzt - so wie ich sie ähnlich nie bei einer Frau gefunden habe. Sie beherrschte die klassischen Sprachen auf das gründlichste, und, so weit mein Urteil über die modernen Sprachen Europas reicht, war sie auch ihrer so mächtig, dass sie nie eine Unrichtigkeit beging. Überhaupt, bei welchem Thema der so viel gerahmten akademischen Gelehrsamkeit habe ich jemals bei Ligeia einen Irrtum bemerkt? Wie sehr zog diese Seite im Wesen meiner Frau, besonders in der letzten Periode ihres Lebens, meine Aufmerksamkeit auf sich! Ich sagte schon, dass ihr Wissen das jeder anderen Frau, die ich kennengelernt, weit übertraf, aber wo ist der Mann, der mit Erfolg das ganze ungeheure Feld der moralischen, physischen und mathematischen Wissenschaft bebaut hat? Damals sah ich noch nicht, was ich jetzt klar bemerke, dass Ligeias Gelehrsamkeit erstaunlich, geradezu beispiellos war; doch hatte ich schon ein genügendes Bewusstsein ihrer unendlichen Überlegenheit, um mich zu bescheiden und mich mit kindlichem Vertrauen von ihr durch die chaotische Welt der Erforschung des Übersinnlichen, mit der ich mich in den ersten Jahren unserer Verheiratung lebhaft beschäftigte, leiten zu lassen. Mit welchem ungeheuren Triumph, mit welchem innigem Entzücken, mit welcher himmlischer Hoffnung fühlte ich - während Ligeia an meiner Seite an diesen so wenig gepflegten und gekannten Studien teilnahm -, wie sich mir allmählich jene wunderbare Fernsicht auftat, jener weite, kostbare, jungfräuliche Pfad, auf dem ich endlich zum Sitz einer Weisheit gelangte, die zu köstlich, zu göttlich ist, um nicht verboten zu sein!

Mit welchem herzerreißendem Schmerz sah ich nach einigen Jahren meine so fest begründeten Hoffnungen auf schnellen Schwingen entfliehen! Ohne Ligeia war ich nur ein Kind, das unsicher in finsterner Nacht umhertappt. Nur ihre Gegenwart, nur ihr Beistand konnte mir die dunklen Geheimnisse der übersinnlichen Welt, in die wir uns versenkt hatten, mit lebendigem Licht erhellen. Ohne den Strahlenglanz ihrer Augen wurde diese ganze Wissenschaft, die mir bis dahin goldene Flügel verliehen hatte, düster und eine drückende Last. Ihre schönen Blicke beglänzten immer seltener die Seiten, die ich mich emsig zu entziffern bemühte. Ligeia wurde krank. Ihre seltsamen Augen flammten in zu strahlendem Feuer, die bleichen Finger nahmen die wächserne Farbe des Grabes an und bei der leisesten Erregung schlugen die blauen Adern ungestüm an ihre hohe, weiße Stirn. Ich sah, dass sie sterben musste, und kämpfte im Geiste verzweifelt mit dem düsteren Azrael.

Die Kämpfe dieses leidenschaftlichen Weibes waren zu meinem Erstaunen noch erbitterter als die meinigen. Etwas in ihrer starken Natur hatte mich glauben gemacht, der Tod werde sich ihr wohl ohne seine Schrecken nahen. Es war nicht so; Worte sind zu schwach, eine Vorstellung von der Wildheit und Zügellosigkeit des Widerstandes zu geben, den sie im Kampf mit dem Schatten entfaltete. Ich seufzte oft angstvoll auf bei diesem trauervollen Schauspiel. Ich wollte sie beruhigen, wollte ihr mit Vernunftgründen Trost zusprechen, aber bei der wilden Heftigkeit ihres Verlangens, zu leben - zu leben, nur zu leben! -, waren Vernunft und Tröstung äußerste Torheit. Doch bis zu ihrem letzten Augenblick und unter den Qualen und Willenskrämpfen ihres wilden Geistes verleugnete sich nie die äußere Ruhe ihres Wesens. Ihre Stimme wurde sanfter, tiefer; ich wollte den bizarren Sinn der Worte,

die sie mit so viel Ruhe aussprach, nicht verstehen. Mein Herz drohte zu zerspringen, wenn ich einmal, hingerissen, dieser übermenschlichen Melodie lauschte - ihrem Lebensverlangen und ihrer Daseinssehnsucht, die die Menschheit ähnlich bis dahin noch nicht gekannt hat.

Dass sie mich liebte, bezweifelte ich nicht; auch wusste ich genau, dass in einem solchen Herzen die Liebe nicht wie eine gewöhnliche Leidenschaft thronen könne. Aber erst bei ihrem Tode empfand ich die ganze Macht ihrer Neigung. Manche Stunde lang, während ihre Hand in der meinen ruhte, goss sie die Überfülle ihres Herzens vor mir aus, des Herzens, dessen mehr als leidenschaftliche Liebe an göttliche Verehrung grenzte. Womit hatte ich die Seligkeit, solche Geständnisse zu hören, verdient? Womit die Verdammnis, die Geliebte in der Stunde, da ich sie vernahm, verlieren zu müssen? Doch hierüber zu reden, kann ich nicht ertragen. Ich will nur noch sagen, dass ich in der mehr als weiblichen Hingebung Ligeias an eine Liebe, die nicht verdient war und die sie ganz als Geschenk gewährte, endlich den Antrieb ihres ungezügelt Willens zu dem Dasein, das jetzt so schnell entflo, entdeckte. Dies uferlose Verlangen, diesen wilden Wunsch nach Leben - nur nach Leben! - zu beschreiben, habe ich nicht die Macht und hat die Sprache keine Worte!

Mitten in der Nacht, in der sie starb, rief sie mich an ihr Lager und ließ mich einige Verse sprechen, die sie wenige Tage vorher verfasst hatte. Hier sind sie:

Seht!

Diese Festesnacht!
In langer Jahre trübem Lauf!
Ein Engelchor, beschwingt, verhüllt,
Und tränenüberströmt
Sitzt in dem Schauspielhaus und lauscht
Dem Spiel voll Hoffnung und voll Furcht
Und das Orchester seufzt dazu
Die Melodie der Sphären.

Schauspieler nach des Höchsten Bild
Murmeln und flüstern leis
Und gehen nach rechts und gehen nach links;
Nur Puppen sind's.
Sie stehn und wandeln
Nach körperloser Wesen Wunsch,
Die stets des Schauspiels Ort verändern.
Aus ihren Condorflügeln sinkt
Unsichtbar Weh.
Buntscheck'ges Drama! –
Nimmermehr
Wird es vergessen werden!
Nie sein Phantom, dem eine wilde Menge
Seit Ewigkeit schon in den Kreis,
Der selbst sich wieder in sich schließt,
Nachjagt und es doch nie erreicht!
Nie all die Torheit, all die Sünde,
Der Schrecken nie, des Stückes Seele.

Doch sieh! ein kriechend Wesen schleicht
Jetzt langsam auf die Menge zu –
Von Blut gerötet wand es sich Aus einer Höhle Einsamkeit.
Es naht! - Es naht!
Zum Fraße raubt's
Die angstzerquälten Spieler sich,
Die Seraph' seufzen, da des Wurmes Zahn
Des Menschen Leib benagt.
Die Lichter löschen alle - alle,
Und über jede schauernde Gestalt
Sinkt mit des Sturmes Macht
Der Vorhang hin - ein endlos Leichentuch –
Die Engel, bleich und blass,
Erheben und entschleiern sich,
Und nennen dieses Drama ›Mensch‹,
Und seinen Held den ›Sieger Wurm‹.

Als ich diese Verse beendet hatte, schrie Ligeia auf, sprang auf ihre Füße und reckte die Arme wie im Krampfe zum Himmel empor. „O Gott!“ rief sie aus, „o himmlischer Vater! Werden sich diese Dinge unabänderlich immer wieder erfüllen? - Wird dieser Sieger niemals besiegt werden? Sind wir nicht ein Teil, ein Hauch von Dir? Wer kennt die Geheimnisse des Willens und seine Macht? Lediglich aus Willensschwäche überliefert sich der Mensch dem Tode.“

Dann ließ sie, wie erschöpft von der Erregung, ihre weißen Arme sinken und begab sich feierlich auf ihr Todesbett. Und mit ihren letzten Zügen entrang sich ihren Lippen ein undeutliches Murmeln. Ich horchte hin und vernahm noch einmal den Schluss der Worte Glanvills: ›Nur aus Willensschwäche - überliefert sich der Mensch - dem Tode.‹ Sie starb; und ich, vernichtet, schmerzzermalmt, konnte die qualvolle Einsamkeit meiner Wohnung in der verlassenen Stadt am Rhein nicht länger ertragen. Ich hatte keinen Mangel an dem, was die Welt Glücksgüter nennt. Ligeia hatte mir viel hinterlassen, mehr, als das Schicksal im allgemeinen den Sterblichen zuteilt. Nach einigen Monaten müden, ziellosen Umherirrens in der Welt erwarb ich mir in einem- ganz unkultivierten, wenig besuchten Teil des schönen England eine Abtei, deren Namen ich nicht nennen will. Die finstere, traurige Großartigkeit des Gebäudes, der Anblick der fast wilden Landschaft, die melancholischen und ehrwürdigen Erinnerungen, die sich an den Ort knüpften, passten gut zu dem Gefühl gänzlicher Verlassenheit, das mich in diese einsame, entlegene Gegend getrieben hatte. Während ich an dem fast unversehrten Äußeren der Abtei keinerlei Änderung vornahm, entfaltete ich im Inneren mit fast kindischer Krankhaftigkeit und vielleicht auch mit der schwachen Hoffnung, meine Gedanken etwas zu zerstreuen, eine mehr als königliche Pracht. Seit früher Kindheit hatte ich viel Geschmack an dergleichen Torheiten, jetzt tobte sich mein Schmerz in ihnen aus. Ach, ich weiß, man hätte einen Anfang von Wahnsinn in der Vorliebe für jene kostbaren phantastischen Draperien entdecken können - in dem Geschmack an feierlichen ägyptischen Skulpturen, an bizarren Gesimsen und Möbeln, an den extravaganten Arabesken meiner golddurchwirkten Teppiche! Ich stand jetzt ganz unter der Herrschaft des Opiums,

und alle meine Arbeiten und Pläne atmeten den Geist meiner Träume. Aber ich will nicht bei den Einzelheiten solcher Phantastereien verweilen. Nur von jenem auf ewig verfluchten Zimmer will ich noch sprechen, in das ich in einem Anfall von Wahnsinn die blonde, blauäugige Lady Rowena Trevanion von Tremaine als meine Gattin - als die Nachfolgerin der unvergesslichen Ligeia - einführte.

Jede geringste Einzelheit in der Architektur oder der Ausschmückung des hochzeitlichen Gemaches steht mir noch klar vor Augen. Was dachte sich nur eigentlich die hochmütige Familie meiner Braut, als sie, von Goldgier gestachelt, ihrer geliebten Tochter gestattete, die Schwelle eines Zimmers zu überschreiten, das auf so seltsame Weise geschmückt war?

Ich sagte schon, die Einrichtung des Gemaches ist mir bis ins kleinste vollständig gegenwärtig, obgleich mein trauriges Gedächtnis sehr oft Dinge von größerer Wichtigkeit nicht aufbewahrt hat. Und doch war in seiner phantastischen Pracht weder Harmonie noch ein System, das sich mir besonders hätte einprägen können. Das Zimmer lag in einem hohen Turm, welcher zu der wie eine Burg befestigten Abtei gehörte. Es war fünfeckig und äußerst geräumig. Die ganze südliche Seite des Fünfecks nahm ein großes Fenster ein, das aus einer einzigen riesigen venezianischen Scheibe von dunkler Farbe bestand, so dass die Sonnen- und Mondstrahlen, die hindurchfielen, nur ein trübes, geisterhaftes Licht auf die Gegenstände im Inneren warfen. Die Decke aus fast schwarzem Eichenholz war außerordentlich hoch, gewölbt und von phantastischen, grotesken Ornamenten in halb gotischem, halb druidenhaftem Stil durchzogen. Aus der Mitte der melancholischen Wölbung hing an einer goldenen Ringkette eine große Lampe aus demselben Metall herab; sie erinnerte an ein Weihrauchfass, war nach sarazenischem Geschmack gearbeitet und vielfach durchbrochen, so dass das Licht in Schlangenlinien durch das kapriziöse Goldgeflecht hindurchkroch.

An verschiedenen Stellen waren kostbare Ottomanen und orientalische Kandelaber aufgestellt, und das Bett - das hochzeitliche Bett - war ebenfalls in indischem Stil gehalten, niedrig, aus massivem Ebenholz geschnitzt und von einem dunklen Baldachin, der den Eindruck eines Leichentuches machte, überschattet. In den Winkeln des Zimmers erhoben sich mächtige Sarkophage; man hatte sie in uralten Königsgräbern gefunden, und in ihre Deckel waren unvergängliche Zeichen eingegraben. Doch den phantastischsten Anblick bot die Bekleidung der Wände. Sie waren ganz unverhältnismäßig hoch und von oben bis unten mit schweren Tapissereien behangen, die aus demselben Stoffe bestanden, aus dem auch die Bezüge der Ottomanen und des Ebenholzbettes, der Betthimmel, der Teppich und die schweren Vorhänge, die einen Teil des Fensters verhüllten, hergestellt waren - einem reichen Goldstoff, in den in unregelmäßigen Zwischenräumen arabeskenhafte Figuren von ungefähr einem Fuß Durchmesser hineingewebt waren, die sich tiefschwarz von dem goldenen Grunde abzeichneten. Aber die Figuren hatten nur dann arabeskenhaften Charakter, wenn man sie von einem einzigen Punkt aus betrachtete. Durch ein heute allgemein bekanntes Verfahren, dessen Spuren man jedoch bis ins fernste Altertum verfolgen kann, waren sie so geartet, dass sich ihr Äußeres veränderte. Trat jemand in das Zimmer ein, so erschienen sie ihm einfach als monströse Hässlichkeiten; ging er weiter vor, so verschwand die Starrheit nach und nach, und Schritt vor Schritt sah er sich von einer endlosen Prozession

grässlicher Wesen umgeben, wie sie der Aberglaube des Nordens erdacht oder wie sie in den sträflichen Träumen der Mönche erstehen mögen. Dieser spukhafte Eindruck wurde noch erhöht durch einen starken künstlichen Luftzug, den ich hinter die Wandbekleidung hatte einfahren lassen und der dem Ganzen eine schauerhafte, unruhige Lebendigkeit verlieh.

Dies also war die Wohnung, dies war das hochzeitliche Gemach, in dem ich mit der Lady Rowena die gottlosen Stunden des ersten Monats unserer Verheiratung verlebte - ohne zu viel Unruhe verlebte. Ich konnte mir nicht verhehlen, dass meine Frau sich vor meiner wilden Gemütsart fürchtete, dass sie mir auswich, dass sie mich nur sehr mäßig liebte - aber das freute mich fast. Ich hasste sie mit einem Hasse, der eher einem Dämon als einem Menschen zuzutrauen war. All meine Gedanken wandten sich - mit welch bohrendem Schmerz! - zu Ligeia . zurück, zu der Geliebten, der Hohen, der Schönen, der Toten! Ich schwelgte in Erinnerungen an ihre Reinheit, ihre Weisheit, an ihr erhabenes himmlisches Wesen, an ihre leidenschaftliche, anbetende Liebe. In meiner Seele brannten jetzt glühendere, verzehrendere Flammen als je in der ihren. In der Erregung meiner Opiumträume - ich war jetzt ganz und gar zum Sklaven des Giftes geworden - rief ich mit lauter Stimme ihren Namen durch das Schweigen der Nacht oder tags durch die einsamen Schattenwege des Tales, als hätte ich sie durch die wilde Kraft, die feierliche Leidenschaft und die verzehrende Sehnsucht meiner Liebe wieder auf die Pfade des Lebens zurückrufen können, die sie verlassen - für immer? War es möglich, für immer?

Zu Anfang des zweiten Monats unserer Verheiratung wurde Lady Rowena von einer plötzlichen Krankheit angefallen, von der sie sich nur langsam erholte. Ein verzehrendes Fieber bereitete ihr schlaflose Nächte, und in der Unruhe des Halbschlummers sprach sie von Tönen und Bewegungen, die sie in dem Turmzimmer wahrnahm und die ich nur ihrer kranken Phantasie oder vielleicht dem spukhaften Äußern des Gemaches zuschreiben konnte. Nach längerer Zeit trat eine Besserung ein, und endlich schien sie ganz wiederhergestellt. Doch schon nach kurzen Wochen warf sie ein zweiter, heftiger Anfall, von dem sich ihre schwache Konstitution nie mehr erholte, von neuem auf ihr Schmerzenslager. Seit dieser Zeit zeigte ihre Krankheit einen höchst beunruhigenden Charakter, und noch beunruhigendere Rückfälle machten die ganze Wissenschaft und alle Anstrengungen der Ärzte zunichte. In demselben Grade, in dem ihr Übel fortschritt, wuchs ihre nervöse Reizbarkeit. Die allgewöhnlichsten Gegenstände flößten ihr oft eine wilde Furcht ein, sie sprach immer häufiger und beharrlicher von leisen Geräuschen, von seltsamen Bewegungen der Vorhänge, die sie erschreckten, ängstigten. Eines Nachts, gegen Ende September, machte sie mich mit außergewöhnlicher Erregung auf solch unheimliche Vorgänge aufmerksam. Sie war eben aus einem unruhigen Schlummer aufgefahren. Ich saß am Kopfende des Ebenholzbettes auf einem indischen Diwan und hatte das Mienenspiel ihres abgemagerten Gesichtes mit Besorgnis und vagem Schreck beobachtet. Sie richtete sich halb auf und sprach in angstvollem Flüstern von allerlei Tönen, die sie vernähme - ich hörte sie nicht -, von Bewegungen, die sie bemerkte und die ich nicht sah. Der Luftzug strich lebhaft hinter den Wandbekleidungen dahin, und ich bemühte mich, ihr begreiflich zu machen - ich muss gestehen, ich glaubte es selbst nicht ganz - , dass diese kaum hörbaren Seufzer, diese kaum wahrnehmbaren Veränderungen der Gestalten an der Wand

nur die natürliche Wirkung des gewohnten Luftzuges seien. Aber eine tödliche Blässe, die über ihr Gesicht lief, sagte mir, dass alle meine Anstrengungen, sie zu beruhigen, fruchtlos sein würden. Sie schien in Ohnmacht zu sinken. Was war zu tun? Einen Dienstboten hatte ich nicht in der Nähe. Da entsann ich mich plötzlich, dass ich eine Flasche leichten Weines, den ihr die Ärzte einmal verschrieben hatten, aufbewahrt hatte, und durchschnitt das Zimmer, um ihn zu holen. Aber gerade als ich unter dem Licht der Lampe stand, erregten zwei sonderbare Umstände meine Aufmerksamkeit. Ich fühlte, dass irgend etwas Greifbares wiewohl Unsichtbares meine Gestalt leicht streifte, und sah auf dem goldfarbenen Teppich, gerade inmitten der reichen Strahlen, die das Weihrauchfass entsandte, einen Schatten liegen - einen schwachen unbestimmten Schatten von engelhafter Schönheit -, so zart, wie man sich vielleicht den Schatten eines Schattens vorstellen kann. Aber da ich gerade an den Folgen einer übertrieben starken Dosis Opium litt, legte ich diesen Erscheinungen nur wenig Wichtigkeit bei und erwähnte sie Rowena gegenüber nicht.

Ich fand den Wein und durchschnitt von neuem das Zimmer, füllte ein Trinkgefäß und näherte es den Lippen meiner halb ohnmächtigen Gattin. Sie schien sich jedoch ein wenig erholt zu haben und ergriff das Glas selbst, während ich mich, die Blicke besorgt auf sie gerichtet, wieder auf die Ottomane niederließ.

Da vernahm ich ganz deutlich leise Schritte in der Nähe des Bettes, und eine Sekunde später, als Rowena den Becher an ihre Lippen erhob, sah ich - ich mag es auch geträumt haben -, wie drei oder vier Tropfen einer glänzenden, rubinfarbenen Flüssigkeit, gleichsam aus einer unsichtbaren Quelle, die in der Luft des Zimmers zu entspringen schien, in den Wein fielen. Rowena bemerkte es jedenfalls nicht, denn sie trank ohne Zögern, und ich hütete mich wohl, ihr meine Beobachtung zu erzählen, die ja nur eine Vorspiegelung meiner Einbildungskraft sein konnte, deren krankhafte Tätigkeit durch das Opium, die späte Nachtstunde und die schreckhaften Worte meiner Frau aufs höchste gesteigert worden war.

Doch konnte ich mir nicht verbergen, dass sich in Rowenas Krankheit unmittelbar nach dem Fall der Rubintropfen eine Wendung zum Schlimmen vollzog. In der übernächsten Nacht bereiteten die Hände meiner Bedienten für sie das Grab, und in der dann folgenden saß ich allein in dem phantastischen Zimmer, das sie als Braut empfangen, neben ihrem in Totenschleier gehüllten Leichnam. Seltsame Visionen, die das Opium erzeugte, umschwebten mich wie Schatten. Mein unruhiger Blick schweifte über die Sarkophage, in die Ecken des Zimmers, über die bewegten Fratzen der Draperien und die schlangenförmigen Lichtstreifen der hängenden Lampe. Ich dachte an die Ereignisse jener kurz vergangenen Nacht, und meine Augen wandten sich dem glänzenden Lichtkreis zu, in dem ich den leichten Schatten bemerkt hatte. Jetzt war er nicht mehr zu erkennen; ich atmete tief auf und blickte auf die bleiche, starre Gestalt, die auf dem Bett ausgestreckt lag. Da fühlte ich, wie tausend Erinnerungen an Ligeia in mir hochwogten; tobend wie eine Meeresflut stürzte der ganze unermessliche Schmerz, den ich empfunden, als ich sie im Leichentuch gesehen, über mein Herz. - Es wurde tiefe Nacht, und immer noch saß ich regungslos, die Blicke auf Rowena gerichtet, in Gedanken an Ligeia, die einzige, übermenschlich Geliebte.

Es mochte wohl Mitternacht sein, vielleicht etwas früher oder etwas später, ich hatte nicht auf die Zeit geachtet, als ein sehr leiser, sehr leichter, aber ganz

deutlicher Seufzer mich aus meinen Träumereien auffahren ließ. Ich fühlte, er kam von dem Ebenholzbett, von dem Totenbett. Ich lauschte, in abergläubischer Angst, aber das Geräusch wiederholte sich nicht. Ich strengte meine Augen an, um irgendeine Bewegung in dem Leichnam zu entdecken, aber ich bemerkte nicht das geringste. Und doch konnte ich mich unmöglich getäuscht haben - ich hatte das .Geräusch deutlich gehört und war vollständig wach. Angestrengt und mit äußerster Spannung beobachtete ich den Körper, aber es verflossen mehrere Minuten ohne irgendein Ereignis, das Licht in dies Geheimnis hätte bringen können. Nach einiger Zeit jedoch bemerkte ich, dass eine leichte, kaum sichtbare Färbung in die Wangen gestiegen war und sich die kleinen Adern der Augendeckel entlangzog. Grauen und Entsetzen packte mich, ich fühlte, wie mein Herz zu schlagen aufhörte und meine Glieder vor Schreck erstarrten.

Doch gab mir endlich mein Pflichtgefühl die Kaltblütigkeit zurück. Ich konnte nicht länger zweifeln, dass unsere Anstalten zum Leichenbegängnis verfrüht gewesen waren, dass Rowena noch lebte. Wiederbelebungsversuche waren dringend geboten, doch war, wie gesagt, kein Diensthote in der Nähe, da mein Turm von dem Teil der Abtei, den die Dienerschaft bewohnte, vollständig getrennt lag. Wollte ich jemanden herbeiholen, so musste ich das Zimmer auf mehrere Minuten verlassen; und das durfte ich nicht wagen. Ich bemühte mich also allein, die entschwebende Seele zurückzurufen und zu halten. Aber nach einigen Sekunden trat ein offener Rückfall ein, die Farbe verschwand aus den Wangen und Lidern, sie wurden bleicher als Marmor, und die Lippen pressten sich mit verdoppelter Kraft aufeinander und nahmen wieder den gespenstisch zusammengeschrumpften Ausdruck des Todes an; eine grauenhafte Kälte und Feuchtigkeit verbreitete sich bald über die ganze Oberfläche des Körpers, vollständige Leichenstarre trat ein. Ich sank schauernd auf mein Ruhebett, von dem ich so angstvoll aufgeschreckt war, zurück und überließ mich aufs neue meinem leidenschaftlichen Gedenken an Ligeia.

So verfloss eine Stunde, als ich - großer Gott, wie war es nur möglich - von neuem ein verwehendes Geräusch vom Bett her vernahm. In maßlosem Entsetzen horchte ich wieder hin und hörte den Ton zum zweiten Mal - es war ein Seufzer. Ich eilte auf den Leichnam zu und sah - sah deutlich -, dass seine Lippen zitterten. Eine Minute später teilten sie sich und entblößten eine glänzende Reihe perlmutterner Zähne. Ein grenzenloses Erstaunen kämpfte in meinem Geiste mit einem maßlosen Schreck. Ich fühlte meinen Blick sich verdunkeln und mein Bewusstsein schwinden, und nur durch eine gewaltige Willensanstrengung gelang es mir, mich zum Handeln aufzuraffen. Stirn, Wangen und Hals Rowenas zeigten eine schwache Lebensfarbe, eine fühlbare Wärme durchdrang den ganzen Körper, und in der Herzgegend machte sich ein leiser Pulsschlag bemerkbar. Sie lebte! Und mit verdoppeltem Eifer versuchte ich durch jedes Mittel, das mich die Erfahrung und meine ausgedehnte Lektüre medizinischer Schriften gelehrt hatte, sie zum Bewusstsein zu bringen. Plötzlich jedoch verschwand die Farbe wieder, der Puls stand still, die Lippen pressten sich wie im Todeskrampf aufeinander, und ein paar Sekunden später war der Körper eiskalt, feucht, leichenfarben und starr und zeigte all die grauenhaften Merkmale eines Leichnams, der schon seit Tagen das Grab bewohnt.

Und wieder versank ich in Träume, träumte von Ligeia, und von neuem - ist es verwunderlich, dass ich zittere, da ich dies schreibe? - von neuem tönte ein erstickter

Seufzer vom Bett her an mein Ohr. Doch wozu soll ich die unbeschreiblichen Grässlichkeiten dieser Nacht aufzählen? Wozu soll ich erzählen, wie oft sich bis zur Dämmerung dies grauenhafte Schauspiel des Wiederauferstehens erneuerte; wie jeder der erschreckenden Rückfälle einen starreren, tieferen Tod zur Folge hatte; dass jedem neuen Todeskampf ein neuer, grausigerer Verfall des Körpers folgte? Ich beeile mich, zum Ende zu kommen.

Der größte Teil der Schreckensnacht war vergangen, und die, die tot war, bewegte sich wieder einmal, und zwar jäh, heftiger denn zuvor. Ich hatte schon seit langem jeden Versuch, ihr zu helfen, aufgegeben und blieb wie gebannt auf meiner Ottomane sitzen, von einem Wirbelsturm qualvollen Entsetzens gefasst. Der Körper bewegte sich wieder - mit seltsamer Schnelle schoss Farbe in das Antlitz, die Starre der Glieder löste sich, und wären die Totenbinden und Leichentücher nicht gewesen, ich hätte geglaubt, dass Rowena zum Leben erwacht sei. Und nun musste auch mein letzter Zweifel schwinden, als das leichentuchumhüllte Wesen sich vom Bett erhob und schwankend, mit schwachen Schritten, mit geschlossenen Augen, wie jemand, der im Schläfe wandelt - aber gerade und entschlossen - in die Mitte des Zimmers schritt.

Ich zitterte nicht, ich rührte mich nicht, denn eine Flut unausdenkbarer Gedanken, die das Aussehen, die Gestalt und der Gang des Phantoms in mir erweckten, stürzte über mich. Eine wahnsinnige Verwirrung, ein nicht zu bändigender Tumult rang in meinem Hirn. War das *die lebendige* Rowena, die ich da sah? War es Rowena *überhaupt* - die blondhaarige, blauäugige Lady Rowena Trevanion von Tremaine? Weshalb, ja, *weshalb* zweifelte ich daran? Eine schwere Binde verhüllte ihren Mund - weshalb sollte das nicht der Mund der Lady von Tremaine sein? Und die Wangen? Ja, sicher waren es die Rosenwangen Rowenas. Und das Kinn, mit den Grübchen voll Gesundheit, sollte es nicht das ihre sein? - Aber: *war sie denn während ihrer Krankheit gewachsen?* Wie Wahnsinn durchschoss es mich bei diesem Gedanken. Mit einem Sprung lag ich zu ihren Füßen. Sie wich meiner Berührung aus und befreite ihr Haupt aus dem entsetzlichen Leichentuch, und in die schauernde Atmosphäre des Zimmers strömte eine üppige Fülle langer, ungeordneter Haare - *sie waren schwärzer als die Rabenflügel der Mitternacht*. Und dann sah ich, wie sich langsam die Augen in dem Antlitz öffneten. „Endlich! Da sind sie!“ rief ich laut. „Wie sollte ich sie nicht erkennen, die großen, schwarzen, seltsamen Augen meiner verlorenen Liebe - die Augen der Lady - der Lady Ligeia?“

BonBon

*Quand un bon vin meuble mon estomac,
Je suis plus savant que Balzac,
Plus sage que Pibrac;
Mon bras seul faisant l'attaque
De la nation Cossaque,
La mettroit au sac;
De Charon je passerois le lac
En dormant dans son bac;
J'irois au fier Eac,
Sans que mon cœur fit tic ni tac,
Présenter du tabac.,
(Französisches Vaudeville)*

Bon-Bon war ein Wirt von vielen Gaben. Keiner, der je im *Cul-de-sac Lefebvre* zu Rouen seine kleine Kneipe besuchte, wird es, glaube ich, bestreiten. Noch unbegreiflicher aber ist Pierre Bon-Bons Bewandertsein in der Philosophie seiner Zeit. Seine *pâtés à la foie* waren zweifellos von höchster Vortrefflichkeit; aber welche Feder könnte seinen *Essays sur la Nature*, seinen Gedanken *sur l'Âme*, seinen Betrachtungen *sur l'Esprit* Gerechtigkeit widerfahren lassen! Wohl waren seine Omelettes und Frikandeaus unschätzbar, doch welcher damals lebende Schriftsteller hätte nicht doppelt soviel für eine *idée de bon-bon* gegeben als für den ganzen Ideenplunder aller übrigen ›Weisen‹? Bon-Bon hatte Bibliotheken durchstöbert, die noch niemand sonst durchforscht hatte, unwahrscheinlich viel gelesen und Dinge begriffen, deren Auffassbarkeit jeder andere für ausgeschlossen gehalten hätte. Trotz alledem gab es selbst zu der Zeit, da er auf seiner Höhe war, Autoren in Rouen, die behaupteten, dass „seine Dikta weder die Klarheit der Akademiker noch die Tiefe der Lyzeisten“ aufwiesen. Ich kann versichern, dass seine Lehren durchaus nicht allgemein verstanden wurden, obgleich daraus keineswegs gefolgert werden darf, dass sie schwer zu verstehen waren. Ich glaube, es war gerade ihre Selbstverständlichkeit, die sie vielen so verworren erscheinen ließ. Sagt es nicht weiter - aber selbst Kant verdankt im wesentlichen Bon-Bon seine metaphysischen Begriffe. Bon-Bon gehörte weder zur Schule Platons, noch, streng genommen, zu der des Aristoteles, noch verschwendete er, wie der neuzeitlichere Leibniz, kostbare Stunden, die der Erfindung eines Frikassees oder, in leichter Abstufung, der Analyse einer Empfindung gewidmet werden konnten, in leichtfertigen Versuchen, die unverträglichen Öle und Wasser einer Moraldisputation zu verbinden. Ganz und gar nicht. Bon-Bon war ionisch; Bon-Bon war aber auch italisch. Er überlegte *a priori*; er überlegte *a posteriori*. Seine Ideen waren angeborene oder erworbene. Er glaubte an Georg von Trapezunt, er glaubte an Bossarion. Bon-Bon war ganz überzeugt ein – Bonbonist.

Ich habe bereits davon gesprochen, wie hochbegabt der Philosoph als Wirt war. Es wäre aber falsch, wenn einer meiner Freunde mutmaßen wollte, dass der Held unserer Geschichte bei der Erfüllung seiner Standespflichten sich nicht

vollständig ihrer Wichtigkeit und Würde bewusst gewesen wäre. Weit entfernt. Es war unmöglich zu sagen, auf welchen seiner *Berufe* er am meisten stolz war. Nach seiner Meinung waren die Geisteskräfte innig mit der Leistungsfähigkeit des Magens verbunden. Ich glaube, dass sich seine Auffassung fast mit der der Chinesen deckte, die der Meinung sind, der Aufenthaltsort der Seele sei der Bauch. Auf alle Fälle gab er den Griechen recht, die für Geist und Zwerchfell das gleiche Wort gebrauchten. Natürlich fällt es mir nicht bei, durch diese Äußerung die Metaphysiker der Schlemmerei oder ähnlicher Untugenden anzuklagen. Wenn Peter Bon-Bon seine Fehler hatte – und welcher große Mann hätte nicht tausende? – also, wenn Bon-Bon seine Schwächen hatte, waren sie sehr geringfügiger Art – Fehler, die bei anderen Naturen oft eher als Tugenden angesehen werden. Was nun die eine dieser Schwächen betrifft, so würde ich sie überhaupt hier nicht erwähnen, wenn sie nicht so außerordentlich hervorstechend, so sehr *in alto rilievo* aus der Ebene seines sonstigen Wesens herausragend gewesen wäre. Nie konnte er sich die Gelegenheit entschlüpfen lassen, Geschäfte zu machen.

Nicht, dass er habgierig gewesen wäre – o nein! Zum Vergnügen des Philosophen war es durchaus nicht notwendig, dass der Handel zu seinem eigenen Vorteil ausfiel. Wenn nur ein Geschäft zustande kam – irgendein Handel irgendwelcher Art unter irgendwelchen Bedingungen –, so erstrahlte tagelang sein Antlitz in triumphierendem Lächeln, und ein schlaues Augenzwinkern war der Verkünder seiner Klugheit.

Ein solches Benehmen würde sicher zu jeder Zeit die Aufmerksamkeit und das Befremden der Umwelt herausgefordert haben. Überaus erstaunlich aber wäre es gewesen, wenn diese Eigenheit zur Zeit unserer Erzählung nicht ganz besonders beachtet worden wäre. Bald lief ein Gerede herum, dass jedes Mal dann das von Bon-Bon zur Schau getragene Lächeln sich grundsätzlich von dem Grinsen unterschied, wenn er seine eigenen Witze belachte oder einen akuten Bekannten begrüßte. Und aufregende Anspielungen wurden gemacht, auf gefährliche Handelsgeschäfte die schnell abgeschlossen und später bereut worden seien; und Umstände wurden des weiteren angeführt, die irgendwie den Beweis führen sollten für unverständliches Können, für unbestimmte Wünsche und unnatürliche Neigungen, die vom Urheber alles Übels zur Erreichung seiner eigenen klugen Zwecke in Bon-Bon eingepflanzt worden seien.

Der Philosoph hat andere Schwächen, aber sie sind kaum einer Betrachtung wert. Zum Beispiel gibt es wenige Männer von außerordentlicher Tiefe, denen eine Neigung zur Flasche fehlt. Ob diese Neigung die Ursache oder der Beweis dieser Tiefe ist, ist schwer zu sagen.

Soweit ich im Bilde bin, hat Bon-Bon es nicht für nötig gehalten, die Frage gründlich zu durchdenken; ich stimme mit ihm überein. Ich halte es nicht für ausgemacht, dass der Restaurateur bei seiner Nachgiebigkeit gegen eine so wirklich klassische Neigung das intuitive Unterscheidungsvermögen verlor, welches zugleich seine Essays und seine Omelettes auszeichnete. In den Stunden seiner Einsamkeit hatte der Burgunder seine Zeit, und auch für die Côtés du Rhône hatte er seine bestimmten Stunden. Sauternes und Médoc verhielten sich für ihn zueinander wie Catull und Homer. Er konnte mit Syllogismen spielen, während er St. Peray schlürfte,

bei Clos de Vougeot war er analytisch, und der Chambertin baute ihm seine Theorien. Es wäre

gut gewesen, wenn Bon-Bon diese abwägende Genauigkeit auch auf vorbesagte Handelsneigung ausgedehnt hätte. Aber das war keineswegs der Fall. Um die Wahrheit zu sagen, die Leidenschaft für den Handel begann bei unserm Philosophen allmählich immer intensiver und mystischer zu werden, und die Diablerie der deutschen Schriften, mit denen er sich beschäftigte, drückte seinem Denken immer mehr ihren Stempel auf.

Man schritt in das Heiligtum eines genialen Mannes, wenn man in jener Zeit die Kneipe im *Cul-de-sac Lefebvre* betrat. Bon-Bon war ein Genie. In ganz Rouen gab es nicht den kleinsten Koch, der nicht darauf geschworen hätte, dass Bon-Bon ein Genie sei. Sogar seine Katze wusste es und hörte auf mit dem Schweife zu wedeln, wenn er anwesend war. Seinem großen Neufundländer war die Tatsache ebenfalls wohl bekannt; wenn der Herr sich ihm näherte, so zeigte er deutlich sein Unterwürfigkeitsgefühl durch unschuldsvolles Benehmen, Niederhängen der Ohren und Herabfallenlassen des Unterkiefers, ein Benehmen, das eines Hundes würdig war. Andererseits ist nicht zu leugnen, dass viel von dem dem Metaphysiker gezollten Respekt auf die Einwirkung seiner persönlichen Erscheinung zurückzuführen war. Meiner Meinung nach beeinflusst ein auffallendes Äußeres sogar das Tier; und ich muss zugeben, dass in der Erscheinung Bon-Bons sehr viel dazu angetan war, die Einbildungskraft eines Vierfüßlers anzuregen. Die kleinen Großen (sofern es mir gütigst gestattet ist, diesen Ausdruck anzuwenden) tragen oft etwas Majestätisches zur Schau, ein Eindruck, den die Körpergröße an und für sich nicht hervorzubringen vermag. Wenn Bon-Bons Länge auch nicht mehr als drei Fuß betrug, wenn sein Kopf auch winzig klein war, so war es doch beim Anblick der Rundung seines Bauches unmöglich, sich eines Gefühls der Ehrerbietung, ja der Verehrung zu erwehren. In seiner Gestalt müssen Hunde und Menschen eine Verkörperung des Geistes, in seinem Umfang eine passende Behausung für seine unsterbliche Seele erblickt haben.

Ich könnte, wenn es mir Freude machte, nun auf Fragen des Aufputzes oder andere gleichgültige Äußerlichkeiten unseres Helden eingehen.

Ich könnte sein Haar erwähnen, das kurz getragen und leicht über die Stirne gekämmt war und das eine kegelförmige, weiße, mit Quasten ausgezierte Flanellmütze überrag; ich könnte anführen, dass seine erbsengrüne Weste nicht den Schnitt zeigte, der bei den anderen Restaurators jener Zeit üblich war; dass die Ärmel etwas weiter waren, als die herrschende Mode vorschrieb; dass seine Manschetten nicht, wie es in jener barbarischen Geschmacksperiode üblich war, einen Umschlag von gleicher Farbe und Qualität wie der Anzug zeigten, sondern dass sie in zierlicher Weise mit dem verschiedenfarbig abgetönten Sammet von Genua überkleidet waren; dass seine Pantoffeln ein strahlendes Purpurrot in Durchbruchsarbeit zeigten und solch raffiniert spitze Form, solch herrliche Tönungen in Einfassung und Stickerei aufwiesen, dass man den Eindruck gewann, sie seien in Japan angefertigt; dass seine Kniehosen aus dem gelben atlasartigen Stoffe waren, den man *aimable* nannte, dass sein himmelblauer Überrock einem Morgenrock ähnlich, reich mit Hochrot gemustert und verziert war und so stolz um seine Schultern wallte, wie Morgennebel; dass sein *tout ensemble* die Benvenuta, eine

florentinische Improvisatrice, zu der bemerkenswerten Äußerung veranlasste: „Es ist schwer zu sagen, ob Bon-Bon ein Paradiesvogel oder die Vollkommenheit des Paradieses selbst ist.“ Ich könnte, wie gesagt, über all diese Punkte weitläufig sprechen, aber ich enthalte mich solcher Ausführlichkeit; solche persönlichen Einzelheiten gehören ins Gebiet der historischen Novelle, sind aber unter der sittlichen Würde nüchterner Tatsachenschilderung.

Ich habe vorher gesagt, dass „man in das Heiligtum eines genialen Mannes schritt, wenn man die kleine Kneipe im *Cul-de-sac* betrat“; aber nur geniale Leute konnten die Vorzüge des Heiligtums richtig würdigen. Ein Aushängeschild in Gestalt eines großen Foliobandes schwebte vor der Eingangstür. Auf dem einen Deckel erblickte man eine gemalte Flasche, auf dem anderen eine Pastete, auf dem Buchrücken stand in großen Buchstaben ›Œuvres de Bon-Bon‹. Auf diese Weise war der zwifache Beruf des Besitzers zart angedeutet.

Beim Überschreiten der Schwelle hatte man sofort eine vollständige Übersicht über das Hausinnere. Das ganze Café enthielt nur einen einzigen, langgestreckten, niedrigen Raum von altertümlicher Bauweise.

In einer Ecke des Zimmers stand das Bett des Metaphysikers. Eine Vorhangumkleidung und ein Betthimmel *à la grecque* gaben der Lagerstatt ein zugleich klassisches und behagliches Aussehen. In der Ecke, die der vorgenannten diagonal gegenüber lag, erschienen in engster Verbindung die Küchengeräte und die Bibliothek. Auf der Anrichte stand friedlich eine Platte mit polemischen Schriften. Hier lag ein Ofen voll ethischer Veröffentlichungen, dort ein Kessel voller Aufsätze in Duodezformat. Deutsche Moralschriften lagen in innigster Nachbarschaft beim Rost; Plato dehnte sich behaglich in der Bratpfanne; auf dem Spieß steckten zeitgenössische Manuskripte.

In anderer Beziehung jedoch unterschied sich Bon-Bons Kneipe wenig von den Durchschnittsrestaurants jener Periode. Gegenüber der Türe gähnte ein großer Kamin. Und rechts von diesem Kamin stellte ein offener Schrank eine stattliche Reihe von etikettierten Flaschen zur Schau.

Es war eines schönen Abends im harten Winter des Jahres ... Pierre Bon-Bon hatte den Bemerkungen seiner Nachbarn über seine eigentümliche Schwäche für den Handel zugehört und sich endlich von ihnen befreit, indem er ihnen nahe legte, nach Hause zu gehen; dann verriegelte er, eine Verwünschung vor sich hinmurmelnd, die Tür und überließ sich in nicht gerade rosiger Laune der Bequemlichkeit, die ihm ein lederner Armstuhl und ein loderndes Feuer boten.

Es war eine jener grausigen Nächte, wie sie nur ein- oder zweimal im Laufe eines Jahrhunderts vorkommen. Der Schnee wirbelte in dichten Flocken, und das Haus erbebte bis in seine Grundfesten bei den Stößen des Windes, die in alle Risse und Ritzen der Mauern drangen, heulend den Kaminschlott herabfuhren, die Vorhänge am Bett des Philosophen unheimlich hin- und herwehen ließen und die Ordnung in seinen Pastetengeräten störten. Das große Schild, das draußen im wütenden Sturmwinde hin- und herschwankte, knarrte unheilverkündend, und ein schauriges Ächzen ging von seinen alten Eichenstützen aus.

Wie ich schon gesagt habe, rückte der Metaphysiker seinen Stuhl nicht gerade in der rosigen Laune an seinen gewohnten Platz am Herde. Viele Umstände verwirrender Art hatten sich im Laufe des vergangenen Tages vereinigt, um seine Seelenruhe zu stören. Beim Versuche, *Oeufs à la Princesse* zuzubereiten, hatte er das Versehen begangen, eine *Omelette à la Rheine* zu machen; die Entdeckung eines ethischen Prinzips war durch das Überlaufen eines Stews zunichte gemacht worden; und was am schlimmsten war, eines jener bewundernswerten Handelsgeschäfte, deren erfolgreicher Abschluss ihm so sehr am Herzen lag, war ihm durchkreuzt worden. Aber seiner inneren Aufregung diesen seltsamen Wechselfällen gegenüber war bis zu einem gewissen Grade jene nervöse Beklemmung beigemischt, die durch die Wildheit einer stürmischen Nacht so leicht ausgelöst wird.

Er piff den großen schwarzen Hund zu sich her, damit er ihn in seiner unmittelbaren Nähe habe, warf sich mit dem Gefühl des Unbehagens in seinen Stuhl und konnte sich nicht enthalten, seine Augen vorsichtig und unruhig in jene entfernteren Winkel des Raumes wandern zu lassen, deren schwer durchdringliche Schatten nicht einmal durch das rote Licht des Feuers völlig verdrängt werden konnten. Nachdem er diese Durchforschung des Raumes, deren eigentlicher Zweck ihm selbst vielleicht nicht ganz klar war, beendet hatte, zog er einen kleinen, mit Büchern und Papieren bedeckten Tisch zu sich heran und war bald in die letzte Durchsicht eines dicken Manuskripts vertieft, das am nächsten Morgen veröffentlicht werden sollte.

Diese Beschäftigung dauerte kaum einige Minuten, als eine weinerliche Stimme plötzlich durch den Raum flüsterte: „Mir eilt es ganz und gar nicht, Herr Bon-Bon.“

„Zum Teufel!“ stieß unser Held hervor, indem er aufsprang, den Tisch an seiner Seite umstieß und erstaunt im Zimmer umherstarrte.

„Stimmt genau.“ antwortete die Stimme in größter Ruhe.

„Stimmt genau! – Was stimmt genau? Wie kamen Sie hier herein?“

schrie der Metaphysiker, als sein Blick auf ein gewisses Etwas fiel, das lang ausgestreckt auf dem Bette lag.

„Ich habe gesagt,“ sprach der Eindringling, ohne auf die Fragen zu achten, „ich habe gesagt, dass ich es ganz und gar nicht eilig habe.“

Das Geschäft, um derentwillen ich mir die Freiheit genommen habe, vorzusprechen, ist nicht von so großer Dringlichkeit – kurz, ich kann sehr wohl warten, bis Sie Ihre Darlegungen dort vollendet haben.“

„Meine Darlegungen! – nun aber! – wieso wissen Sie denn? Wie kamen Sie dazu, zu wissen, dass ich Darlegungen schreibe? Gütiger Himmel?“

„Pst!“ antwortete der andere, mit merkwürdig schriller Stimme, sprang vom Bette auf und machte einen einzigen Schritt auf unseren Helden zu. Eine eiserne Lampe, die von oben herabhing, zuckte bei seiner Annäherung zurück.

Die Überraschung des Philosophen hinderte ihn nicht, Erscheinung und Kleidung des Fremden genau zu mustern. Die Umriss der äußerst dünnen, aber

übermenschlich hohen Gestalt wurden deutlich hervorgehoben durch einen schäbigen Anzug aus schwarzem Tuch, der, abgesehen davon, dass er dem Körper ganz eng anlag, ziemlich nach der Mode des verflossenen Jahrhunderts geschnitten war. Diese Kleidung war offenbar für eine viel kleinere Gestalt als die des nunmehrigen Besitzers bestimmt gewesen. Seine Fuß- und Handknöchel ragten ein paar Zoll weit aus der Bekleidung hervor. Die glänzenden Schnallen seiner Schuhe strafte jedoch den Eindruck Lügen, der durch die Armseligkeit seines übrigen Äußeren hervorgerufen wurde.

Sein Kopf war scheinbar vollständig kahl, mit Ausnahme des hinteren Teiles, von dem ein Zopf in respektabler Länge herabhing. Eine grüne Brille mit Seitengläsern schützte seine Augen vor der Einwirkung des Lichtes und hinderte zugleich Bon-Bon daran, die Farbe oder die Form derselben festzustellen. An der Persönlichkeit war nicht die Spur von einem Hemd zu erblicken, hingegen schlang sich um seinem Hals eine mit außerordentlicher Genauigkeit gewundene Krawatte, deren beide Enden feierlich dicht nebeneinander herabhingen und so (meiner Überzeugung nach allerdings unabsichtlich) den Eindruck erweckten, man habe einen Geistlichen vor sich. Sowohl in seinem Benehmen als auch in seiner Erscheinung zeigte sich außerdem noch manches, was diesen Eindruck bestätigen konnte. Hinter seinem linken Ohre steckte nach Art und Gewohnheit moderner Schreiber ein Ding, das dem Stylus der Alten ähnlich war. Aus einer Brusttasche seines Rockes lugte deutlich ein kleiner, schwarzer, mit stählernen Klammern zusammengehaltener Band hervor. Ob aus Absicht oder nicht, jedenfalls war dieses Buch auf eine Weise in die Tasche gesteckt, dass die in weißen Buchstaben auf den Rücken aufgedruckten Worte ›*Rituel Catholique*‹ sichtbar wurden. Sein Gesicht flößte durch einen seltsam finsternen Ausdruck und eine leichenhafte Blässe Interesse ein. Die hohe Stirn war von tiefen Falten gefurcht, die auf andauerndes Nachdenken schließen ließen. Die Mundwinkel waren herabgezogen, so dass der Mund einen Ausdruck unterwürfigster Demut zur Schau trug. Als er nun mit gefalteten Händen, tiefem Seufzern und Blicken innigster Frömmigkeit auf unseren Helden zuschritt, machte er einen unzweifelhaft fesselnden Eindruck. Auch der letzte Schatten von Ärger verschwand vom Antlitz unseres Metaphysikers, als er nach einer offenbar zufriedenstellenden Inspektion seinem Besucher die Hand schüttelte und ihm einen Sitz anbot. Es würde jedoch ein schwerer Irrtum sein, wollte man den plötzlichen Wechsel der Gefühle bei unserem Philosophen einem der Gründe zuschreiben, die man logischerweise als ausschlaggebend annehmen könnte. Aus allem, was uns über die Veranlagung Pierre Bon-Bons bekannt ist, geht klar hervor, dass gerade er unter allen Menschen am wenigsten dazu neigte, sich durch äußeren Schein imponieren zu lassen.

Ein so scharfer Beobachter der Menschen und der Dinge musste natürlich sofort das wahre Wesen desjenigen erkennen, der sich auf solche Weise das Gastrecht bei ihm angemahlt hatte. Noch mehr: die Fußbildung des Besuchers war auffallend genug; auf seinem Kopfe saß ein ungewöhnlich hoher Hut; an der Hinterseite seiner Kniehosen war eine bewegliche Beule bemerkbar, und die Schwingung seiner Rockschoße war eine handgreifliche Tatsache. Man beurteile also, mit welcher Befriedigung unser Held sich plötzlich in die Gesellschaft einer Persönlichkeit versehn sah, vor der er schon immer die höchste Achtung empfunden

hatte. Er war jedoch zu sehr Diplomat, um sich eine Andeutung darüber entziehen zu lassen, dass er den wahren Stand der Dinge ahne. Es passte nicht in seinen Plan, zu zeigen, dass er die hohe Ehre, deren er so unverhofft teilhaftig geworden war, empfinde; sondern er hielt es für vorteilhafter, seinen Gast in ein Gespräch zu verwickeln, um den einen oder andern Gedanken über Ethik aus ihm zu ziehen und diesen Gedanken in seiner beabsichtigten Veröffentlichung zu verwerten zur Aufklärung der Menschheit und zu Nutz und Frommen seiner eignen Unsterblichkeit. Wir müssen hinzufügen, dass das hohe Alter und die anerkannt hervorragende wissenschaftliche Stellung des Besuchers diesen wohl in den Stand setzten, moralische Gedanken von hohem Werte hervorzubringen.

Diese glänzenden Zukunftsträume erweckten den Tätigkeitstrieb unseres Helden, er forderte den Ankömmling auf, sich hinzusetzen, und nahm die Gelegenheit wahr, einige Blöcke Holz auf die Flammen zu werfen, einige Flaschen Champagner auf den jetzt freigewordenen Tisch zu stellen. Als diese Vorbereitungen flink beendet waren, rückte er seinen Stuhl dem seines Gefährten gegenüber und wartete, bis jener die Unterhaltung beginne. Aber Pläne schlagen häufig fehl, wenn sie auch noch so reiflich überlegt sind, oft sogar beim ersten Versuch, sie zur Ausführung zu bringen, und der Wirt befand sich bereits bei den ersten Worten seines Gastes in der Klemme. „Ich sehe, du kennst mich, Bon-Bon,“ sagte er, „ha! ha! ha! – he! he! he! – hi! hi! hi! – ho! ho! ho! – hu! hu! hu!“ – und der Teufel ließ auf einmal die Heiligkeitsmaske fallen, riss seinen Mund von Ohr zu Ohr auf, so weit ihm dies irgend möglich war, zeigte ein zackiges Gebiss mit großen, hauerartigen Zähnen, warf den Kopf zurück und lachte ein böses, lautes, wieherndes und dröhnendes Lachen, so dass der schwarze Hund sich aufrichtete und kräftig in den Chor mit einstimmte, während die getigerte Katze mit einem Sprunge in den äußersten Winkel des Raumes setzte und von dort aus ein klägliches Miauen hören ließ.

Ganz anders war das Benehmen des Philosophen. Er war zu sehr Mann von Welt, um sich an den Gefühlsäußerungen des Hundes oder an den eine ungehörige Furcht verratenden Schreien der Katze zu beteiligen. Es darf immerhin nicht verschwiegen werden, dass Bon-Bon ein Gefühl des Erstaunens nicht ganz unterdrücken konnte, als er die weißen Buchstaben, die auf dem in der Tasche des Gastes steckenden Buche die Worte ›*Rituel Catholique*‹ bildeten, plötzlich ihren Sinn und ihre Farbe verändern sah, so dass anstelle des ursprünglichen Titels mit einem Schlage die Worte ›*Registre des Condamnés*‹ ihm in roten Lettern entgegenfunkelten. Diesem aufregenden Umstand ist es wohl zuzuschreiben, dass die Antwort auf die Bemerkung des Gastes in einem sonst bei Bon-Bon nie gehörten Tone von Verlegenheit gegeben wurde.

„O, mein Herr,“ sagte der Philosoph, „o, mein Herr, ehrlich gesagt, glaube ich, Sie sind – auf mein Ehrenwort – der Leibh... selbst – das heißt, ich glaube – ich denke – ich habe einen schwachen – ich habe einen sehr schwachen Begriff – von der überwältigenden Ehre ...“

„O! – ah! – ja! – sehr gut!“ unterbrach hier Seine Majestät; „bemühe dich nicht weiter, ich sehe wie die Dinge liegen.“ Darauf nahm er seine grüne Brille ab, wischte sorgfältig die Gläser mit dem Ärmel seines Überrockes und steckte die Brille in die Tasche.

War Bon-Bon schon über das Erlebnis mit dem Buche erstaunt gewesen, so nahm seine Verblüffung wesentlich zu bei dem Schauspiel, das sich nun seinen Augen darbot. Als er mit dem Gefühl lebhafter Neugier seine Blicke erhob, um die Augenfarbe seines Gastes festzustellen, fand er sie entgegen seinen Erwartungen weder schwarz noch grau, wie es schließlich auch seinen Vorstellungen entsprochen hätte, weder gelb noch rot noch violett noch weiß noch grün noch von irgendeiner oben im Himmel oder unten auf Erden oder im Wasser unter der Erde auffindbaren Farbe. Kurz, Pierre Bon-Bon sah nicht nur, dass Seine Majestät überhaupt keine Augen hatte, sondern er konnte auch keine Spuren von einer früheren Anwesenheit derselben entdecken; denn der Platz, welchen die Natur den Augen sonst anweist, war einfach eine – Fleischfläche.

Es lag aber nicht in der Natur des Metaphysikers, sich der Frage zu enthalten, woher dieses außergewöhnliche Verhalten stamme; und Seine Majestät antwortete würdig, befriedigend und ohne Zögern. „Augen? mein lieber Bon-Bon, Augen? Sagtest du nicht so? – oh! – ah! – Ich verstehe. Die lächerlichen Drucke, die im Umlauf sind, haben dir eine falsche Vorstellung von meinem Äußeren beigebracht. Augen, Pierre Bon-Bon, sind gut und schön an ihrem richtigen Orte – der ist, wie du behaupten möchtest, der Kopf? Richtig – der Kopf eines Wurms. Auch dir sind diese Sehwerkzeuge unentbehrlich, ich werde dich aber überzeugen, dass meine Sehkraft durchdringender ist als die deine. In der Ecke dort sehe ich eine Katze, eine hübsche Katze; sieh sie dir an, beobachte sie gut. Nun, Bon-Bon, kannst du ihre Gedanken erkennen – die Gedanken, sage ich, die Überlegungen, die Vorstellungen, die sich in ihrem Schädel entwickeln? Da hast du's ja – du kannst es nicht. Sie denkt, dass wir die Länge ihres Schwanzes und die Tiefgründigkeit ihres Gemütes bewundern. Sie ist eben mit sich darüber ins Reine gekommen, dass ich der ausgezeichnetste aller Priester bin und dass sie in dir den oberflächlichsten aller Metaphysiker erblickt. Du siehst also, dass ich keineswegs ganz blind bin; aber für einen meines Standes würden die Augen, von denen du sprichst, nur eine Last und im übrigen jederzeit der Gefahr ausgesetzt sein, durch eine Röstgabel oder durch eine Ofengabel aus den Höhlen gerissen zu werden. Ich gestehe allerdings zu, dass dir diese optischen Dinge hier unentbehrlich sein mögen.

Bemühe dich also, Bon-Bon, sie gut zu gebrauchen; – meine Sehkraft aber liegt im Innern.“

Hierauf schenkte sich der Gast von dem Weine ein, der auf dem Tische stand, schenkte auch Bon-Bons Humpen voll und forderte ihn auf, ohne Bedenken zu trinken und sich ganz wie zu Hause zu fühlen.

„Dein Buch hier ist tatsächlich hervorragend, Pierre“, mit diesen Worten nahm Seine Majestät die Unterhaltung wieder auf und klopfte ihrem Freund verständnisvoll auf die Schulter, gerade als letzterer sein Glas niedersetzte, nachdem er seine unbedingte Zustimmung zur Rede des Gastes zu erkennen gegeben hatte. „Dein Buch ist gut gemacht, auf Ehre, es ist ein Werk nach meinem Sinne. Immerhin könnte, meiner Meinung nach, in der Sache noch manches verbessert werden, und manche Begriffe erinnern an Aristoteles. Dieser war einer meiner allerintimsten Bekannten. Ich hatte eine große Zuneigung zu ihm wegen seines schrecklich schlechten Charakters und wegen seiner herrlichen Fertigkeit, Verwirrung

anzurichten. Nur eine wirklich begründete Wahrheit ist in allem zu finden, was er schrieb, und die habe ich ihm eingegeben aus purem Mitleid mit seiner Albernheit.

Ich vermute, Pierre Bon-Bon, dass du wohl weißt, von welcher herrlichen Lehre hier die Rede ist?“

„Ich kann nicht behaupten, dass ich ...“

„Wirklich? Nun, ich war es, der Aristoteles beibrachte, dass die Menschen durch das Niesen überschüssige Gedanken auf dem Wege des Gesichtsvorsprunges entfernen.“

„Und das ist – hup! – zweifellos auch der Fall“, sagte der Metaphysiker, füllte sich zu gleicher Zeit seinen Humpen aufs neue mit Champagner und bot dem Gaste seine Schnupftabaksdose hin.

„Auch zu Plato,“ fuhr Seine Majestät fort, indem Sie die Schnupftabaksdose und das damit verbundene Kompliment bescheiden ablehnte, „auch zu Plato fühlte ich einst freundschaftliche Zuneigung. Du kennst Plato, Bon-Bon? – Ah, nein, bitte tausendmal um Entschuldigung. Er traf mit mir eines Tages im Parthenon von Athen zusammen und sagte mir, dass er um eine Idee verlegen sei. Ich forderte ihn auf, niederzuschreiben, dass ο νουζ εστιν αυλοζ. Er sagte, dies würde er tun und ging nach Hause, während ich mich hinüber zu den Pyramiden begab. Aber mein Gewissen strafte mich, weil ich eine Wahrheit geäußert hatte, wenn auch nur, um einem Freunde zu helfen. Ich eilte zurück nach Athen und kam hinter dem Stuhle des Philosophen an, als er gerade das Wort □□□□□ niederschrieb.

Nun gab ich schleunigst dem Lambda einen Nasenstüber mit meinem Finger, so dass es auf dem Kopfe stand. Der Satz steht also jetzt folgendermaßen da: □□□□□□□□□□□□□□□□ und dieser Satz ist, wie dir bekannt sein wird, die Grunddoktrin seiner metaphysischen Schriften.“

„Waren Sie jemals in Rom?“ fragte der Restaurateur, als er seine zweite Flasche Champagner austrank und für eine genügende Zufuhr von Chambertin sorgte.

„Nur einmal, Herr Bon-Bon, nur ein einziges Mal,“ sprach der Teufel in einem Tone, als sagte er etwas Auswendiggelerntes her. „In früheren Zeiten herrschte dort fünf Jahre lang Anarchie. Während dieser Zeit war die Republik aller ihrer Beamten beraubt und hatte keine Oberleitung außer der der Volkstribunen, denen aber keinerlei Exekutivmacht zustand; damals, Herr Bon-Bon, damals war ich zum einzigen Male in Rom, und so kann ich keinerlei irdische Verbindung mit den dortigen Philosophen haben.“²

„Wie denken Sie über – wie denken Sie über – hup! – Epikur?“

„Was ich über wen denke?“ rief der Teufel im Tone höchsten Erstaunens. „Es fällt Ihnen doch wohl kaum bei, Epikur irgendwie zu tadeln. Was ich über Epikur denke. Meinen Sie mich damit, Herr? – Ich bin Epikur. Ich bin derselbe Philosoph, der jene hundert Abhandlungen verfasste, die Diogenes Laertes bewahrte.“

² *Ils écrivaient sur la philosophie (Cicero, Lucretius, Seneca), mais c'était la philosophie grecque. (Concorcet)*

„Das ist eine Lüge.“ schrie der Metaphysiker, denn der Wein war ihm ein wenig zu Kopfe gestiegen.

„Sehr gut! – sehr gut, mein Herr! – wirklich sehr gut, mein Herr.“ sagte Seine Majestät offenbar ungeheuer geschmeichelt.

„Das ist eine Lüge.“ wiederholte der Restaurateur gebieterisch; „das ist eine – hup! – eine Lüge.“

„Gut, gut, wie du willst!“ sagte der Teufel in beschwichtigendem Tone, und Bon-Bon, der Seine Majestät in der einen Streitfrage geschlagen hatte, hielt es für seine Pflicht, eine zweite Flasche Chambertin zu beendigen.

„Wie ich schon gesagt habe,“ fuhr der Besucher fort – „wie ich schon vorhin bemerkt habe, finden sich einige sehr outrierte Begriffe in Ihrem Buche, Herr Bon-Bon. Was zum Beispiel wollen Sie mit all dem Schwindel betreffs der Seele sagen? Aber, bitte, was ist die Seele?“

„Die – hup! – Seele“, antwortete der Metaphysiker, indem er sich auf sein Manuskript bezog, „ist unzweifelhaft ...“

„Nein, mein Herr.“

„Ganz zweifellos ...“

„Nein, mein Herr.“

„Unbestreitbar ...“

„Nein, mein Herr.“

„Erwiesenermaßen ...“

„Nein, mein Herr.“

„Unstreitig ...“

„Nein, mein Herr.“

„Hup! ...“

„Nein, mein Herr.“

„Und ohne jede Frage ein ...“

„Nein, mein Herr, die Seele ist nichts dergleichen.“

(Hier nahm der Philosoph, indem seine Augen Blitze schossen, die Gelegenheit wahr, auf einen Schlag seiner dritten Flasche Chambertin ein Ende zu bereiten.)

„Dann – hup! – bitte, mein Herr, – was – was ist sie?“

„Gehört nicht hierher, Herr Bon-Bon,“ antwortete Seine Majestät in tiefem Nachdenken. „Ich habe einige sehr schlechte, aber auch einige recht gute Seelen genossen – das heißt gekannt.“ Dabei leckte er sich die Lippen, und seine Hand berührte unbewusst den Band in seiner Tasche, worauf er in einen heftigen Niesanfall ausbrach.

Er fuhr fort: „Die Seele von Cratinus – leidlich; Aristophanes – pikant; Plato – köstlich; nicht dein Plato ist hier gemeint, sondern der Lustspieldichter gleichen Namens; bei deinem Plato würde dem Zerberus selbst übel geworden sein – pfui. Also weiter! Nævius, Andronicus, Plautus, Terenz. Dann Lucilius, Catull, Naso, Quintus Flaccus – das gute Quintchen, wie ich ihn nannte, als er zu meiner Belustigung ein *Seculare* vortrug, während ich ihn in bester Laune auf einer Gabel briet. Aber es fehlt diesen Römern an Aroma. Ein fetter Grieche ist ein Duzend von ihnen wert, hält sich außerdem vorzüglich, was man aber von den Quiriten nicht behaupten kann. Jetzt probieren wir deinen Sauternes.“

Als die Sache nun so weit gediehen war, hatte sich Bon-Bon zum *nil admirari* durchgerungen und ließ es sich angelegen sein, die geforderten Flaschen herüberzureichen. Zugleich aber drang ein merkwürdiges, im Raume deutlich vernehmbares Geräusch an sein Ohr, das wie Schwanzwedeln klang. Trotzdem nun der Philosoph dies Benehmen Seiner Majestät höchst unschicklich fand, so gab er sich doch den Anschein, als achte er nicht darauf, gab nur dem Hunde einen Fußstoß und befahl ihm, sich ruhig zu verhalten.

„Ich habe gefunden, dass Horaz und Aristoteles sich im Geschmacke ziemlich ähnlich waren; – Sie wissen, ich liebe Abwechslung.“

Terenz und Menander konnte ich kaum unterscheiden. Naso entpuppte sich zu meiner Verwunderung als ein anders zubereiteter Nicander. Virgil hatte einen starken Beigeschmack nach Theokrit.

Martial erinnerte mich lebhaft an Archilochus, Titus Livius war ganz und gar derselbe wie Polybius.“

„Hup!“ – antwortete Bon-Bon, und Seine Majestät fuhr fort: „Doch meine ganze Neigung, so weit ich überhaupt eine besitze, gehört den Philosophen, aber, Herr Bon-Bon – das eine ist zu beachten: nicht jeder Teuf... will sagen nicht jeder Mann ist imstande, einen Philosophen richtig auszuwählen. Die Langen taugen nichts; und die Besten werden durch die Einwirkung der Galle etwas ranzig, wenn sie nicht sorgsam ausgeschält werden.“

„Ausgeschält?“

„Ich meine damit natürlich, aus dem Leichnam herausgenommen.“

„Was ist Ihre Ansicht über die – hup! – Ärzte?“

„Erwähnen Sie die nicht! – brr.“ – (Hier würgte der Ekel Seine Majestät heftig.) „Ich habe nur ein einziges Mal einen gekostet – diesen elenden Hippokrates. – Er roch nach *asa foetida* – brr! brr! brr! – ich erwischte einen scheußlichen Schnupfen, als ich ihn im Styx abwusch, und nachher hing er mir die Cholera an.“

„Dieser – hup! – Lump.“ stieß Bon-Bon hervor, „diese – hup! – Missgeburt einer Pillenschachtel.“ – und der Philosoph vergoss eine Träne.

„Schließlich,“ fuhr der Besucher fort, „schließlich, wenn ein Teuf... wenn ein Mann leben will, muss er mehr als ein oder zwei Talente haben; und bei uns gilt ein fettes Gesicht als Zeichen diplomatischer Veranlagung.“

„Wieso?“

„Es geht uns manchmal äußerst schlecht mit der Ernährung. Du musst wissen, dass in einem so drückend heißen Klima, wie das meine ist, oft keine Möglichkeit besteht, einen Geist länger als zwei bis drei Stunden am Leben zu erhalten; nach dem Tode aber – riechen sie – du verstehst doch, nicht? – wenigstens wenn sie nicht augenblicklich eingepökelt werden (und ein gepökelter Geist schmeckt nicht gut).

Es besteht immer die Gefahr der Verwesung, wenn die Seelen uns auf dem gewöhnlichen Wege zugesandt werden.“ „Hup! – hup! – heiliger Gott, wie richten Sie es denn ein?“

In diesem Moment hob die eiserne Lampe mit verdoppelter Gewalt hin- und herzuschwingen an, und der Teufel fuhr halb von seinem Sitze auf. Bald jedoch fasste er sich wieder, stieß einen leisen Seufzer aus und sprach mit leiser Stimme: „Ich will dir etwas sagen, Pierre Bon-Bon, wir dürfen keine Verwünschungen mehr laut werden lassen.“

Der Wirt stürzte wieder einen Humpen voll hinab, um dadurch seine Einwilligung und sein volles Verständnis auszudrücken, und der Besucher fuhr fort: „Nun also, man kann sich auf verschiedene Weise einrichten. Die meisten von den Unsrigen verschmachten, einige begnügen sich mit Eingepökelttem; ich meinerseits ziehe es vor, die Geister *vivente corpore* zu kaufen; ich finde, auf diese Art halten sie sich sehr gut.“

„Aber der Körper! – hup! – der Körper!“

„Der Körper, der Körper – nun was soll die Frage? – Ach! ja! Ich verstehe. Nun, der Körper wird durch den Handel gar nicht in Mitleidenschaft gezogen. Ich habe in meinem Leben zahllose Geschäfte dieser Art abgeschlossen, und die andere Partei hat sich nie irgend wie dadurch belästigt gefühlt. Kain, Nimrod, Nero, Caligula, Dionys, Pisistratus und – und tausend andere wussten im späteren Lebensalter nichts davon, was es heißt, eine Seele zu haben; trotzdem waren diese Männer eine Zierde der Gesellschaft. Und dann A... , den Sie so gut kennen wie ich? Ist er nicht im Vollbesitze seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten? Wer schreibt ein scharfsinnigeres Epigramm? Wer urteilt geistreicher? Wer – aber halt! sein Pakt steht ja in meinem Taschenbuche.“

Mit diesen Worten zog er eine flache Briefftasche aus rotem Leder aus seiner Tasche und entnahm ihr eine Anzahl Papiere. Bon-Bon gelang es, auf dem einen oder anderen einige unzusammenhängende Silben zu erspähen: „Machi... , Maza... , Robesp... „ – dann auch ganze Worte: „Caligula, George, Elisabeth.“ Seine Majestät suchte einen schmalen Pergamentstreifen heraus und las laut die folgenden Worte vor: „In Anerkennung gewisser geistiger Gaben, auf deren Aufzählung hier einzugehen nicht nötig ist, außerdem in Anerkennung von eintausend Louis d’or trete ich hiermit dem Inhaber dieses Paktes alle meine Rechte, Titel, und Pertinenzen an dem Schatten ab, der sich meine Seele nennt. (gezeichnet) A... .“³ (Nun nannte Seine Majestät einen Namen. Ich fühle mich nicht berechtigt, ihn in klarerer Weise anzudeuten.)

³ Wer? Arouet.

„Ein gewandter Bursche,“ fuhr jener fort; „aber, wie du, lieber Bon-Bon, war er gründlich über die Seele im Irrtum. Du lieber Gott, die Seele ein Schatten. Die Seele ein Schatten! Ha! ha! ha! – he! he! he! – hu! hu! hu! Stell dir nur einmal einen frikassierten Schatten vor!“

„Man stelle sich – hup! – einen frikassierten Schatten vor!“ rief unser Held, dessen Geisteskräfte durch die tiefsinnigen Reden Seiner Majestät aufs äußerste angefeuerte wurden. „Man stelle – hup! – sich einen frikassierten Schatten vor. Nun, hol mich der Teufel! – hup! – hm! Als ob ich solch ein – hup! – Einfaltspinsel wäre! Meine Seele, Herr – hm!“

„Ihre Seele, Herr Bon-Bon?“

„Ja! mein Herr – hup! – meine Seele ist ...“

„Was, mein Herr?“

„Kein Schatten, zum Teufel noch mal!“

„Wollten Sie vielleicht behaupten ...“

„Ja, mein Herr, meine Seele ist – hup! – hm! – ja, mein Herr.“

„Hatten Sie nicht die Absicht, zu erklären ...“

„Meine Seele ist – hup! – besonders geeignet für – hup! – ein ...“

„Was, mein Herr?“

„Stew.“

„Ha!“

„Soufflee.“

„Oh.“

„Frikassee.“

„In der Tat.“

„Ragout und Frikandeau – und nun pass auf, mein guter Bursch. Ich werde es dir zukommen lassen – hup! ein Handel.“ Er klopfte Seine Majestät auf den Rücken.

„Ausgeschlossen“, sagte letztere ruhig, und damit erhob sie sich.

Der Metaphysiker starrte sie an.

„Für den Augenblick bin ich genügend versehen,“ sagte Seine Majestät.

„Hu – up! – wa–as?“ sprach der Philosoph.

„Momentan ohne Pekunia.“

„Was?“

„Außerdem wäre es meinerseits sehr schofel ...“

„Mein Herr.“

„Vorteil ziehen zu wollen – von ...“

„Hup.“

„Ihrer gegenwärtigen widerlichen und unschicklichen Verfassung.“

Der Besucher verbeugte sich und zog sich zurück – wie er dies bewerkstelligte, konnte nicht genau festgestellt werden –, der Metaphysik aber machte eine Anstrengung, eine Flasche nach ›dem Schurken‹ zu schleudern, die dünne Kette, die vom Plafond herabhing, riss auseinander, und der Philosoph wurde durch die herabstürzende Lampe zu Boden gestreckt.

Peter Bongbong⁴

Quand un von vin meuble mon estomac,
Je suis plus savant que Balzac –
Plus sage que Pibrac;
Mon bras seul faisant l'attaque
De la nation Cossaque,
La mettroit au sac;
De charon je passerois le lac
En dormant dans son bac;
J'irois au fier Eac,
Sans que mon cœur fit tic ni tac,
Presenter du tabac.

Vaudeville

Dass Peter Bongbong ein Gastwirt von ganz ungewöhnlichen Eigenschaften war, wird niemand, der seine kleine Pinte zu Rouen besucht hat, abstreiten können. Dass Peter Bongbong aber auch in der Philosophie seiner Zeit bewandert war, ist eine noch unleugbarere Tatsache. Seine pâtés à la fois waren ohne Zweifel tadellos; doch welche Feder kann seinen Essays sur la Natur – seinen Gedanken sur l'Ame – seinen Bemerkungen sur l'Esprit genügende Gerechtigkeit widerfahren lassen? Wenn seine Omelettes, seine Fricandeaux schon unbezahlbar waren, welcher Literaturbeflissene jener Zeit würde nicht für eine Idee von Bongbong doppelt so viel gegeben haben, wie für alle Ideen der übrigen Gelehrten zusammen? Bongbong hatte Bibliotheken durchstöbert, die kein anderer Mensch in Augenschein genommen – hatte mehr gelesen, als irgendein anderer Bücher nur ausdenken konnte – mehr verstanden, als ein anderer überhaupt für möglich hielt, zu verstehen. Und wenn auch selbst während der Zeit seiner größten Beliebtheit einige Autoren in Rouen versicherten, „dass seine dicta weder die Reinheit der Akademie noch die Tiefe des Lyzeums zeigten“ – so wurden seine Doktrinen, verstehen Sie mich recht, doch absolut nicht allgemein verstanden, obgleich nicht daraus zu folgern ist, dass sie schwer zu verstehen gewesen. Es lag, glaube ich, an ihrer Selbstverständlichkeit, dass viele Leute sie für abstrus hielten. Bongbong ist nämlich jener Denker – doch machen Sie bitte keinen Gebrauch davon –, dem Kant für seine Metaphysik hauptsächlich zu Dank verpflichtet ist. Bongbong war kein Platoniker, noch, genau genommen, ein Aristoteliker – noch verschwendete er, wie der moderne Leibniz, seine kostbaren Stunden, die er der Erfindung eines Fricasses oder facili gradu der Analyse eines Gefühls hätte widmen können, in leichtfertigen Versuchen, das widerspenstige Öl und Wasser ethischer Diskussionen miteinander zu verbinden. Das fiel ihm gar nicht ein. Bongbong war ein Optimist. Bongbong war zu gleicher Zeit ein Pessimist. Er schloss a priori, er schloss auch a posteriori. Seine Ideen waren angeborene – oder auch nicht angeborene. Bongbong war mit Begeisterung – Bongbongist.

⁴ Andere Übersetzung des Vorigen

Ich habe von dem Philosophen in seiner Eigenschaft als Gastwirt gesprochen. Ich möchte jedoch nicht, dass einer meiner Leser glaube, unser Held habe diese seine Standespflichten ohne vollständiges Bewusstsein ihrer Größe und Wichtigkeit erfüllt. Er war weit entfernt davon; und es ist schwer zu sagen, welche von seinen beiden Tätigkeiten ihn mit größerem Stolz erfüllte. Seiner Meinung nach standen die Kräfte des Geistes in direkter Verbindung mit den Fähigkeiten des Magens. Ich weiß nicht, ob er sehr von der Annahme der Chinesen abwich, dass die Seele ihren Sitz im Bauche habe. Die Griechen hatten seiner Meinung nach unter allen Umständen recht, wenn sie für Geist und Zwerchfell nur ein Wort anwandten. Doch möchte ich hier nicht so verstanden werden, als wollte ich der Vielfräßigkeit ernstlich auf Kosten der Metaphysiker das Wort reden. Wenn Peter Bongbong irrte – und welcher große Mann irrt nicht tausendmal?! – also, sage ich, wenn Peter Bongbong irrte, so waren seine Irrtümer durchaus unwichtige – waren Fehler, die man bei anderen Temperamenten eher für Tugenden gehalten haben würde. Was nun eine dieser Schwächen anbetrifft, so würde ich sie in dieser Geschichte gar nicht erwähnen, wenn sie nicht aus seiner allgemeinen Veranlagung so scharf hervorgesprungen wäre. Er konnte nämlich keine Gelegenheit, ein Geschäft zu machen, vorübergehen lassen.

Nicht, dass er habsüchtig gewesen! O nein! Zur Befriedigung des Philosophen in ihm war es durchaus nicht erforderlich, dass ihm der Handel Vorteil brachte. Doch wurde ein Geschäft perfekt – irgendein Handel unter irgendwelchen Umständen und Bedingungen abgeschlossen, so erleuchtete noch viele Tage später ein triumphierendes Lächeln sein Gesicht, und ein wissendes Augenzwinkern gab Zeugnis von seiner Weisheit.

Zu keiner Zeit wäre es zu verwundern gewesen, wenn eine so besondere Erscheinung, wie die eben von mir gezeichnete, Aufmerksamkeit und Beachtung erregt hätte. Würde sie es zur Zeit unserer Erzählung jedoch nicht getan haben, so müsste man diese Tatsache wirklich ein Wunder nennen. Man erzählte sich, dass das besagte Lächeln Bongbongs von dem biederem Grinsen, mit dem er über seine Scherze lachte oder einen alten Bekannten begrüßte, weit verschieden war. Man machte aufregende Andeutungen, erzählte sich Geschichten von gefährlichen Geschäften, die schnell gemacht und lange bereut wurden, Beispiele von unerklärlichen Fähigkeiten wurden angeführt, von sonderbarem Verlangen und unnatürlichen Neigungen, die nur der Urheber allen Übels zu seinen dunklen Zwecken hervorgerufen haben konnte.

Der Philosoph hatte andere Schwächen, doch sind sie kaum einer ernsthaften Untersuchung wert. Es gibt zum Beispiel nur sehr wenig außerordentlich tiefe Männer, die sich über einen Mangel an Neigung zur Flasche zu beklagen haben. Ob diese Neigung die erregende Ursache oder vielmehr ein Beweis der Tiefe ist, das ist durchaus nicht so leicht zu sagen. Bongbong jedoch hielt diese Frage keiner eingehenden Erforschung für wert, und ich tue es ebenfalls nicht. Doch muss man nicht glauben, dass der Restaurateur in der Hingabe an eine so klassische Neigung jenen intuitiven Scharfsinn verlor, der zu gleicher Zeit seine Essays und seine Omelettes auszeichnete. Wenn er sich von der Welt zurückzog, widmete er dem Vin de Bourgogne ganz bestimmte Stunden und weihte dem Côtes du Rhone die genau dafür geeigneten Momente. Für ihn war Sauterne im Vergleich zu Medoc, was

Catullus im Vergleich zu Homer war. Wenn er St. Peray schlürfte, machte er spielend einen Vernunftschluss dazu, während er bei einer Flasche Clos Vougeot ein Argument zergliederte und in einer Flut von Chambertin eine Theorie umstürzte. Es wäre gut gewesen, wenn ihn das gleiche Gefühl für Schicklichkeit auch bei der unbedeutenden Neigung, auf die ich anspielte, geleitet hätte, aber das war nicht der Fall. Um die Wahrheit zu gestehen: dieser Wesenszug des philosophierenden Bongbong begann wirklich eine sonderbare Intensität anzunehmen, sich immer mehr dem Mystizismus zu nähern und die tiefe Färbung des Satanismus seiner bevorzugten deutschen Studien anzunehmen.

Bongbongs kleine und versteckt gelegene Kneipe zu besuchen, hieß das Sanktum eines genialen Mannes betreten. Bongbong war tatsächlich ein genialer Mann. In ganz Rouen gab es keinen Küchenjungen, der Ihnen nicht sofort bekräftigt hätte, dass Bongbong ein genialer Mann sei. Sogar seine Katze wusste es und unterstand sich nicht, in Gegenwart des genialen Mannes mit dem Schwanz zu wackeln. Seinem großen Pudel war diese Tatsache ebenfalls bekannt, und sobald sein Herr sich näherte, gab er dem Gefühl seiner Inferiorität durch ein weihevolleres Benehmen, durch Hängenlassen der Ohren und der unteren Kinnlade einen beredten Ausdruck, der eines Hundes nicht allzu unwürdig war. Doch lässt sich nicht weglegen, dass sehr vieles an diesen gewohnten Huldigungen auf die persönliche Erscheinung des Metaphysikers zu setzen war. Ein distinguiertes Äußere verfehlt selbst bei einem Tiere nicht seinen Eindruck. Und ich muss gestehen, dass manches in dem Äußeren des Restaurateurs danach angetan war, auf die Phantasie der Vierfüßler Eindruck zu machen. Der kleine Große – wenn man mir diesen zweideutigen Ausdruck gestatten will – trug eine Majestät zur Schau, welche die bloße physische Masse allein unmöglich zustande bringen kann. Wenn Bongbong nun auch kaum drei Fuß hoch und seinen Kopf äußerst klein erschien, so war es doch unmöglich, die Rundlichkeit seines Bauches ohne ein Gefühl von Großartigkeit, ja, von Erhabenheit zu betrachten. In seiner Größe mussten Menschen und Tiere das Abbild seiner erlernten Kenntnisse – in seinem Umfange eine geeignete Wohnung für seine unsterbliche Seele erkennen.

Ich könnte mich hier, wenn es mir gefiele, über die Art der Kleidung und andere Umstände der äußeren Erscheinung des Metaphysikers weiter auslassen. Ich könnte erwähnen, dass unser Held das Haar kurz und weich in die Stirn hineingekämmt trug – dass er sein Haupt mit einer kegelförmigen, troddelbesetzten Mütze aus weißem Flanell krönte, und sein erbsengrünes Wams der Mode der damals von Restaurateuren getragenen Wämser durchaus nicht entsprach – dass seine Ärmel viel weiter waren – dass die Ärmelaufschläge nicht wie es damals, in jener barbarischen Zeit gebräuchlich war, aus Tuch von derselben Qualität und Farbe des Kleidungsstückes selbst bestanden, sondern in phantasieanregender Weise aus zweifarbigen Genueser Sammet hergestellt – dass seine Pantoffeln von schöner purpurner Farbe und schön gestickt waren, so dass man hätte glauben können, sie seien in Japan gemacht worden – dass seine Beinkleider aus einem gelben, atlasartigen Stoff hergestellt waren, den man ›Aimable‹ nennt – dass sein himmelblauer Überrock, der mit purpurnen Verzierungen reich bedeckt war, ritterlich wie der blaue Morgendämmer um seine Schultern flatterte, und dass sein tout ensemble dem bemerkenswerten Wort der Benevenuta, der Improvisatrice von

Florenz, zur Entstehung verhalf, dass schwer sei zu sagen, ob Peter Bongbong ein Paradiesvogel oder selbst ein Paradies an Vollkommenheiten sei. Ich könnte also, wie ich schon sage, mich über all diese Punkte weiter auslassen, wenn es mir gefiele, doch sehe ich davon ab. Nur Details über die Persönlichkeit ziemen sich für den historischen Novellenschreiber. Die anderen stehen unter den moralischen Würde der reinen Tatsachen.

Ich habe schon einmal gesagt: in Bongbongs kleine Kneipe eintreten, hieß das Sanktum eines genialen Mannes besuchen; doch konnte nur ein ebenfalls genialer Mann die Verdienste des Sanktums würdigen. Vor der Eingangstür schwang ein Schild hin und her, das ein riesiges Buch darstellte. Auf einer Seite desselben war eine Flasche gemalt, auf der anderen eine Pastete. Auf dem Rücken stand in großen Buchstaben zu lesen › OEvres de Bongbong‹. So wurde in zarter Weise die zweifache Beschäftigung des Eigentümers angedeutet.

Wenn man über die Schwelle trat, übersah man sofort das ganze Innere des Gebäudes. Ein langer, niedrig gestochener Raum von alter Bauart – das war Bongbongs Kneipe. In einer Ecke stand das Bett des Metaphysikers. Ein Arrangement von Vorhängen sowie ein griechischer Betthimmel gaben ihm sowohl ein klassisches wie bequemes Aussehen. In der Ecke schräg gegenüber erblickte man in familiärer Vertraulichkeit die Küchengerätschaften und die Bibliothek. Eine Schüssel von Polemik stand friedlich auf dem Anrichtetisch. Hier lag ein Ofen voll der letzten ethischen Abhandlungen, dort stand ein Kessel, angefüllt mit Duodecimo-Melangen. Deutsche Bände über Morallehre lagen in innigster Freundschaft neben dem Bratrost; ein Waffeleisen hielt mit Eusebius gute Nachbarschaft; Plato lehnte bequem in einer Bratenpfanne, und Manuskripte von Zeitgenossen waren in Reih und Glied an einem Bratspieß aufgesteckt.

Sonst jedoch wich Bongbongs Lokal sehr wenig von den üblichen Restaurants damaliger Zeit ab: Der Tür gegenüber gähnte der ungeheure Kamin. Zur Rechten desselben erblickte man den Schenktisch; darauf eine stattliche Reihe etikettierter Flaschen. –

Hier war es also, in einer strengen Winternacht des Jahres 18..., dass Peter Bongbong, nachdem er eine Zeitlang den Anspielungen seiner Nachbarn auf seine sonderbare Neigung zugehört hatte – dass also Peter Bongbong, nachdem er sie alle aus seinem Hause vertrieben, die Tür mit einem Fluche verschloss und sich in durchaus nicht friedfertiger Gemütsverfassung den Bequemlichkeiten seines lederüberzogenen Armstuhles und dem Anblick der lodernen Reisigbündel überließ.

Es war einer jener schrecklichen Nächte, wie sie nur ein- oder zweimal im Jahrhundert vorkommen. Es schneite wütend, und das Haus schwankte in seinen Grundfesten bei dem Ansturm des Windes, der durch die Ritzen der Mauern drang, ungestüm den Kamin hinabblies, an den Bettvorhängen zerrte, und die pâté-Pfannen und Papiere schonungslos durcheinanderwarf. Das riesige Buchschild, das draußen der Gewalt des Sturmes ausgesetzt war, knarrte, und die Fensterrahmen aus solidem Eichenholz seufzten unheilverkündend auf.

Es war also, wie gesagt, kein friedliches Wetter, als der Metaphysiker seinen Stuhl zu seinem gewohnten Standort am Kamin heranzog. Tagsüber hatten sich

verschiedene widrige Dinge ereignet, welche die Heiterkeit seiner Betrachtungen trübten. Als er œufs á la Princesse machen wollte, hatte er eine omelette á la Reine geschaffen, die Entdeckung eines ethischen Prinzips war durch das Übergarwerden eines Stew vereitelt worden, und last not least war ihm eins seiner bewunderungswürdigen Geschäfte, deren glückliches Zustandekommen ihn immer in Entzückung versetzte, durchkreuzt worden. Doch mischte sich in seinen Zorn jetzt jene nervöse Ängstlichkeit, wie sie eine stürmische Nacht nur zu leicht erzeugt. Er pffiff den schon erwähnten schwarzen Pudel näher zu sich heran, rückte einmal unruhig in seinem Stuhle hin und her und konnte nicht umhin, in die entfernten Winkel des Raumes, deren unerbittliche Schatten das rote Kaminfeuer nicht zu verjagen vermochte, einen forschenden, ungewissen Blick zu senden. Nachdem er diese Nachforschung, deren Zweck ihm wohl selbst unverständlich blieb, beendet hatte, zog er einen kleinen, mit Büchern und Papieren bedeckten Tisch an seine Seite und versenkte sich ganz in die Überarbeitung eines umfangreichen Manuskriptes, das er am folgenden Morgen der Veröffentlichung zu übergeben gedachte.

Als er sich einige Minuten in dieser Weise beschäftigt hatte, flüsterte plötzlich eine weinerliche Stimme im Zimmer: „Ich bin durchaus nicht eilig, Herr Bongbong.“

„Der Teufel!“ rief unser Held aus, sprang auf seine Füße, warf den Tisch an seiner Seite um und blickte erstaunt umher.

„Das stimmt!“ erwiderte die Stimme ruhig.

„Das stimmt? Was stimmt? Wie kamen Sie hier herein?“ schrie der Metaphysiker, als sein Auge auf etwas fiel, das lang ausgestreckt auf dem Bette lag.

„Ich meinte“, erwiderte der Eindringling, ohne auf die Fragen zu achten, „ich meinte, dass meine Zeit absolut nicht beschränkt ist – dass das Geschäft, um dessentwillen ich mir die Freiheit nahm, hier vorzusprechen, durchaus nicht dringend ist; ich kann sehr wohl warten, bis Sie mit Ihrer Exposition fertig sind.“

„Meine Exposition? – Nanu? – Wie wissen Sie denn – wie kommen Sie dazu, zu wissen, dass ich eine Exposition schreibe? Gerechter Gott, Sie –“

„Still!“ antwortete ihm die Gestalt in schrillum Flüstertone, erhob sich schnell vom dem Bette und machte einen Schritt auf unseren Helden zu, während eine eiserne Lampe, die von oben herabhing, sich bei seinem plötzlichen Aufstehen bewegte und krampfhaft hin und her pendelte.

Das Erstaunen, welches sich des Philosophen bemächtigte, hinderte nicht, dass er Erscheinung und Kleidung des Fremden einer genauen Prüfung unterwarf.

Die Umriss seiner außerordentlich dünnen, doch weit über Mittelmaß langen Gestalt wurden durch einen abgetragenen alten, ganz eng auf der Haut anliegenden Anzug, der nach der Mode von vor hundert Jahren geschnitten war, deutlich hervorgehoben. Der Anzug war offenbar für eine Person gemacht worden, die viel kleiner war als ihr jetziger Besitzer. Seine Knöchel und Handgelenke blieben mehrere Zoll weit frei. Doch strafte ein Paar wundervoller Schnallen an seinen Schuhen die an den anderen Teilen der Kleidung zur Schau getragene armseligste Armut Lügen. Sein Kopf war unbedeckt und vollständig kahl, mit Ausnahme des Hinterschädels, von dem ein Schweif von bemerkenswerter Länge herabhing. Eine

grüne Brille mit Seitengläsern schützte seine Augen vor dem Licht und hinderte unseren Helden, ihre Farbe und Bildung zu erkennen. Von einem Hemd war an der ganzen Person nichts zu bemerken, doch war eine weiße, schmutzig aussehende Krawatte sehr exakt um seinen Hals gewunden; die langen Enden hingen an jeder Seite ernsthaft herab und gaben der ganzen Persönlichkeit (ich glaube allerdings unbeabsichtigterweise) ein fast geistliches Aussehen. Auch noch andere Umstände, in seiner Erscheinung sowohl wie in seiner Haltung, legten einen derartigen Vergleich nahe. Hinter dem linken Ohr trug er nach Art der Schreiber ein Instrument, welches dem Stylus der Alten ähnlich sah. Aus einer Brusttasche seines Rocks guckte ein kleines, stahlbeschlagenes Bändchen hervor. Dieses Buch war, zufällig oder nicht, von der Person so in die Tasche gesteckt worden, dass man die mit weißen Buchstaben auf seinen Rücken gedruckten Worte ›Katholisches Ritual‹ lesen konnte. Die ganze Physiognomie des Fremden mutete interessant finster an. Das Gesicht war leichenblass, die Stirn hoch und von tiefen, nachdenklichen Falten durchquert. Seine Mundwinkel waren mit dem Ausdruck unterwürfigster Demut nach unten gezogen. Auch lag in dem Übereinanderlegen seiner Hände, als er auf unseren Helden zuschritt – in dem tiefen Seufzer – und besonders in seinem Blick etwas so ausgesprochen Gottesfürchtiges, dass es von vornherein günstig stimmen musste. Jeder Schatten von Ärger schwand auf den Zügen des Metaphysikers dahin nach dieser zufriedenstellenden Prüfung der Person seines Besuchers; er schüttelte ihm herzlich die Hand und bot ihm einen Stuhl an.

Es wäre jedoch grundfalsch, diese augenblickliche Änderung der Gefühle des Philosophen einer jener Ursachen zuzuschreiben, die man natürlicherweise für bestimmend hätte halten können. Peter Bongbong war, soweit ich sein Wesen kenne, derjenige Mensch, welcher sich zuallerletzt von Äußerlichkeiten in der Erscheinung eines Menschen beeinflussen ließ. Es ist ganz unmöglich, dass ein so scharfsinniger Beobachter aller Menschen und Dinge nicht im ersten Augenblick den wahren Charakter der Person, die sich soeben seiner Gastfreundschaft aufgedrungen, sofort erkannt hätte. Um nichts weiter zu sagen –: die Bildung der Füße seines Besuchers war merkwürdig genug – im hinteren Teil seiner Beinkleider bemerkte er ein zitterndes Anschwellen, und die Vibrationen seines Rockschwanzes waren eine ›greifbare‹ Tatsache. Stellen Sie sich nun vor, mit welcher Befriedigung sich unser Held plötzlich in der Gesellschaft einer Person sah, für die er zu jeder Zeit von der tiefsten Hochachtung erfüllt gewesen. Er war jedoch zu sehr Diplomat, um durch irgendeine Äußerung zu zeigen, dass er vom wahren Stand der Dinge unterrichtet sei. Er tat, als sei er sich der hohen Ehre, die ihm eben widerfahren, gar nicht bewusst, sondern zog seinen Gast in eine Unterhaltung, um wichtige ethische Ideen aus ihm herauszulocken, die in seiner wohlwogenen Veröffentlichung einen Platz einnehmen, das Menschengeschlecht erleuchten und ihn zugleich unsterblich machen sollten – Ideen, die, wie ich hinzufügen muss, ihm der Besucher bei seinem hohen Alter und seiner bekannten Beschlagenheit in der Wissenschaft der Moral sehr leicht hätte liefern können.

Durch solche Aussichten gelockt, forderte unser Held den Herrn also zum Sitzen auf, warf einige Reisigbündel auf das Feuer und stellte ein paar Flaschen Sekt auf den wiederaufgerichteten Tisch. Als er damit fertig war, ließ er sich seinem Genossen gegenüber nieder und wartete, bis derselbe die Unterhaltung beginnen

würde. Doch werden Pläne, und selbst die wohlwogeneren, oft gleich zu Anfang durchkreuzt – der Restaurateur wurde durch das erste Wort seines Besuchers aus dem Konzept gebracht.

„Ich sehe, Sie kennen mich, Bongbong“, sagte er, „ha ha ha! he he he! hi hi hi! ho ho ho! hu hu hu!“ und dabei ließ der Teufel plötzlich alle Gottesfurcht aus seinen Mienen schwinden, öffnete seinen Mund, so weit er nur konnte, von einem Ohr zum anderen, wobei er ein Gebiss gekerbter, fangartiger Zähne enthüllte, seinen Kopf zurückwarf und lange laut, wiehernd und gotteslästerlich lachte, während sich der schwarze Hund auf die Hinterbeine setzte und lustig im Chore einstimmte, und die Katze davonschoss und in der entferntesten Ecke des Zimmers zu fauchen begann.

Der Philosoph folgte ihrem Beispiel nicht. Er war zu sehr Weltmann, um zu heulen wie der Hund oder durch Kreischen die unziemliche Angst der Katze zu verraten. Zwar muss ich gestehen, dass er ein wenig in Erstaunen geriet, als er wahrnahm, dass die weißen Buchstaben, welche die Worte ›Katholisches Ritual‹ gebildet hatten im Augenblick sowohl Form wie Farbe wechselten und sich in den rotgedruckten Titel ›Register der Verdammten‹ verwandelten. Dieser aufregende Umstand gab der Erwidern Bongbongs auf die Bemerkung seines Besuchers eine Unbestimmtheit, die vielleicht gar nicht bemerkt wurde.

„Nun, mein Herr“, entgegnete der Philosoph, „nun, mein Herr, um aufrichtig zu sprechen – ich glaube, Sie sind – auf mein Wort – das heißt, ich denke, ich glaube, ich habe eine gewisse schwache – sehr schwache Vorstellung von der großen Ehre –“

„Oh – ja – gewiss – sehr gut“, unterbrach ihn Seine Majestät, „kein Wort mehr – ich sehe, wie die Dinge liegen“, und nahm bei den Worten seine grüne Brille ab, putzte sie sorgfältig auf seinem Rockärmel und steckte sie in die Tasche.

Wenn Bongbong schon durch die Veränderung, die mit dem Buche vor sich gegangen, verblüfft worden war, so wuchs sein Erstaunen noch durch das Schauspiel, das sich ihm jetzt darbot. Als er neugierig seine Augen erhob, um die seines Gastes zu betrachten, fand er, dass sie durchaus nicht, wie er gedacht, schwarz waren oder grau, noch braun, noch blau – noch gelb oder rot – noch purpurn – noch weiß – noch grün, noch von irgendeiner anderen Farbe aus dem Himmel oben – der Erde hier – oder dem Meere tief unten. Kurz, Peter Bongbong sah nicht allein ganz deutlich, dass Seine Majestät überhaupt keine Augen hatte, sondern entdeckte auch nicht das allergeringste Anzeichen, dass er früher einmal welche besessen, denn der Raum, auf dem sich die Augen eigentlich befunden haben mussten, war nur eine einfache, tote Fleischfläche.

Es lag nicht in der Natur des Metaphysikers, von der Erforschung der Ursachen eines so seltsamen Phänomens um kleinlicher Bedenken willen Abstand zu nehmen; und Seine Majestät antwortete ihm denn auch prompt, würdig und eingehend: „Augen? Mein lieber Bongbong, Augen sagten Sie? – oh! ah! Ich verstehe. – Die lächerlichen Abbildungen, die von mir zirkulieren, haben Ihnen eine falsche Vorstellung von meiner persönlichen Erscheinung gegeben. Augen? – Wahrhaftig! Augen – Peter Bongbong – sind gut und wohl an ihrem richtigen Platze – und der, sagen Sie ist der Kopf. – Richtig! Der Kopf eines Wurmes! Für Sie sind diese Sehwerkzeuge allerdings unerlässlich – und doch will ich Ihnen beweisen,

dass meine Sehkraft schärfer ist als die Ihrige. Da ist eine Katze in der Ecke – eine hübsche Katze – sehen Sie sie an – beobachten Sie sie gut. Sehen Sie, Herr Bongbong, die Gedanken – die Gedanken, sage ich, die Ideen, die Betrachtungen, die sich in diesem Augenblick in ihrem Schädel erzeugen? Da haben Sie es –: Sie sehen es nicht! Sie denkt nämlich, wir bewunderten die Länge ihres Schwanzes und die Tiefe ihres Geistes. Sie ist eben zu dem Schlüsse gekommen, dass ich der ehrwürdigste aller Geistlichen und Sie der oberflächlichste aller Metaphysiker sind. Sie sehen also, dass ich nicht vollständig blind bin, doch würden für einen Mann meines Berufs die Augen, von denen Sie sprechen, bloß eine Last sein, die ihm noch dazu jeden Augenblick von einem Schürhaken ausgebrannt werden können. Für Sie sind diese Sehwerkzeuge, wie gesagt, unerlässlich. Bemühen Sie sich nur, Herr Bongbong, dieselben gut zu gebrauchen – ich schaue mit der Seele.“

Hierauf bediente sich der Gast mit Wein, goss auch für Bongbong ein Glas ein und forderte ihn auf, zu trinken und überhaupt zu tun, als ob er zu Hause wäre.

„Sie haben da ein kluges Buch geschrieben, Bongbong“, begann Seine Majestät von neuem und klopfte unserm Freunde auf die Schulter, als dieser, nachdem er seiner Aufforderung nachgekommen war, sein Glas wieder niedersetzte. „Es ist ein Werk nach meinem Herzen. Doch könnte man, scheint mir, die Anordnung der verschiedenen Materien noch verbessern – auch erinnern mich verschiedene Ihrer Bemerkungen an Aristoteles. Dieser Philosoph gehört zu meinen intimsten Bekannten. Ich schätze ihn sowohl wegen seiner ewigen schlechten Laune wie auch wegen seiner hervorragenden Begabung, Schnitzer zu machen. All das Zeug, was er geschrieben, enthält nur eine einzige solide Wahrheit, die ich ihm noch dazu aus purem Mitleid mit seinem absurden Geschreibsel angedeutet habe. Ich nehme an, Peter Bongbong, dass Sie sehr gut wissen, auf welche wundervolle moralische Wahrheit ich anspiele?“

„Ich weiß nicht recht –“

„Wahrhaftig nicht? Nun, ich war es, der den Aristoteles darauf aufmerksam machte, dass die Menschen ihre überflüssigen Ideen durch die Nase ausstoßen.“

„Was auch – pschi! – Unzweifelhaft der Fall ist“, erwiderte der Metaphysiker, während er sich Wein eingoss und seinem Besucher die Schnupftabakdose anbot.

„Dann war auch da ein gewisser Plato“, fuhr Seine Majestät fort, und wies die Schnupftabakdose sowie das Kompliment, das sie in sich schloss, bescheiden zurück. – „Dann lebte noch ein gewisser Plato, für den ich eine Zeitlang alle nur möglichen freundschaftlichen Gefühle empfand. Kannten Sie Plato, Bongbong? – Aber nein! Bitte tausendmal um Pardon. Er traf mich eines Tages in Athen im Parthenon und erzählte mir, dass er einer Idee halber ganz untröstlich sei. Ich forderte ihn daraufhin auf, das **δ νους εστιν αυλος** niederzuschreiben. Er sagte, er wolle es tun und ging nach Hause, während ich mich zu den Pyramiden begab. Doch schlug mir das Gewissen, dass ich eine Wahrheit offenbart hatte, wenn auch einem Freunde gegenüber. Ich eilte nach Athen zurück und stellte mich hinter den Lehrstuhl des Philosophen, als er gerade das Wort „**αυλος**“ niederschrieb. Ich gab dem Lambda einen Nasenstüber, dass sein Oberstes nach unten kam. Auf diese Weise lautete der Satz nun **δ νους εστιν αυγος** und ist, wie Sie bemerkt haben werden, die Basis seiner metaphysischen Lehren.“

„Waren Sie jemals in Rom?“ fragte der Restaurateur, als er mit der zweiten Flasche Sekt fertig war, und holte von seinem Schanktisch einen neuen Stoff, Chambertin nämlich.

„Nur einmal, Herr Bongbong, nur einmal. Es war die Zeit“, sprach der Teufel so gemessen, als sagte er eine Stelle aus einem Buche auf, „in der fünf Jahre Anarchie herrschte, die Republik all ihrer Leiter beraubt war, außer den Volkstribunen keinerlei Obrigkeit hatte, und diese selbst auch nicht im Besitze einer ausübenden Gewalt waren! Zu dieser Zeit also, Herr Bongbong, nur zu dieser Zeit, war ich in Rom und machte folglich keine Bekanntschaft mit den dortigen Philosophen.“

„Was denken Sie über – was denken Sie über – hi ... köpp“, stieß es ihm auf – „Epikur?“

„Was denke ich über wen?“ fragte der Teufel sehr erstaunt. „Sie haben doch nicht im Ernst an Epikur etwas auszusetzen? Was ich über Epikur denke? Meinen Sie mich, mein Herr? Ich bin Epikur. Ich bin der Philosoph, der jede der dreihundert Abhandlungen geschrieben hat, die Diogenes Laertes erwähnt.“

„Das ist gelogen“, erwiderte der Metaphysiker geradeheraus, denn der Wein war ihm schon ein wenig zu Kopfe gestiegen.

„Ausgezeichnet! – Ausgezeichnet, Herr! – Sehr schön, wahrhaftig, Herr!“ meinte Seine Majestät, anscheinend sehr geschmeichelt.

„Das ist gelogen!“ wiederholte der Restaurateur in dogmatischem Tone, „das ist – hi ... köpp – gelogen!“

„Nun also, wie Sie wollen“, entgegnete der Teufel friedlich, worauf Bongbong, nachdem er Seine Majestät so gründlich von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugt hatte, es für angemessen erachtete, eine zweite Flasche Chambertin herbeizuholen.

„Was ich sagen wollte“, begann der Besucher wieder, „was ich schon vorhin bemerken wollte – in Ihrem Buche da, Herr Bongbong, stehen einige ourtrierte Bemerkungen. Was meinen Sie zum Beispiel mit Ihrem ganzen Gewäsch über die Seele? Ich bitte Sie, Verehrtester, was ist das: die Seele?“

„Die Seele – hi ... köpp –“, erwiderte der Metaphysiker mit Beziehung auf sein Manuskript, „ist unzweifelhaft –“, „Nein, mein Herr!“

„Ganz gewiss!“

„Nein, mein Herr!“

„Unbestreitbar!“

„Nein, mein Herr!“

„Offenbar!“

„Nein, mein Herr!“

„Unwiderleglich!“

„Nein, mein Herr!“

„Hi ... köpp –“

„Nein, mein Herr!“

„Ohne allen Zweifel eine –“

„Nein, mein Herr, die Seele ist durchaus kein solches Ding!“ (Hier schleuderte der Philosoph giftige Blicke und nahm die Gelegenheit wahr, die dritte Flasche Chambertin sofort bis auf den letzten Tropfen zu leeren.)

„Also – hi ... köpp – also, mein Herr, was ist die Seele denn sonst?“

„Das gehört nicht zur Sache, Herr Bongbong“, erwiderte Seine Majestät nachdenklich. „Ich kostete – das heißt, ich kannte verschiedene sehr schlechte Seelen und auch – einige – ziemlich gute.“ Hier schnalzte er mit der Zunge, ließ seine Hand wie unwillkürlich auf das Buch in seiner Tasche sinken und wurde von heftigem Niesen befallen. Dann fuhr er fort: „Die Seele des Cratinus zum Beispiel war passabel, Aristophanes schmeckte stark, Plato hingegen ausgezeichnet – das heißt, nicht Ihr Plato, sondern Plato der komische Dichter; an Ihrem Plato hätte sich Cerberus selbst den Magen verderben können. Pfui! Dann lernte ich noch kennen – warten Sie mal – Naevius und Andronicus und Plautus und Terentius – dann Lucilius und Catullus, Naso und Quintus Flaccus – der gute Quintus! So nannte ich ihn nämlich, als er mir zum Vergnügen eine *Seculare* vorsang, während ich ihn in bester Laune am Bratspieß röstete. Aber sie haben kein Aroma, diese Römer. Ein einziger fetter Grieche ist mehr wert als ein Dutzend von ihnen und hält sich außerdem, was man von den Quiriten nicht gerade sagen kann. – Doch wir wollen mal Ihren Sauterne kosten.“

Bongbong hatte sich mittlerweile vorgenommen, nach dem bekannten *nil admirari* zu handeln, und bemühte sich, die gewünschten Flaschen herbeizuholen. Doch wurde er sich plötzlich eines sonderbaren Geräusches bewusst, das dem Wedeln eines Schwanzes ähnlich klang. Der Philosoph nahm jedoch, obwohl solches Tun sehr ungezogen war, weiter keine Notiz von demselben – gab nur dem Hunde einen Tritt und befahl ihm, still zu sein.

Der Besucher fuhr fort: „Ich fand, dass Horaz ähnlich schmeckte wie Aristoteles. Wie Sie wissen, liebe ich die Abwechslung, Terentius konnte ich kaum von Menander unterscheiden. Naso erkannte ich mit großem Erstaunen als bloßen verkleideten Nicander. Virgilius schmeckte stark nach Theocritus. Martial erinnerte mich lebhaft an Archilochus – und Titus Livius war ganz und gar Polybius und kein anderer.“

„Hi ... köpp –“, erwiderte Bongbong, und Seine Majestät fuhr fort: „Wenn ich ein *›penchant‹* habe, Herr Bongbong, so ist es das für einen Philosophen. Doch lassen Sie es sich gesagt sein, Herr, nicht jeder Teuf-, ich meine: nicht jeder Herr weiß, welche Art von Philosophen er zu wählen hat. Die Langen sind nicht gut, und die Besten haben oft, wenn man sie nicht ganz vorsichtig schält, etwas *haut-goût* von der Galle.“

„Schält?“ – „Ich meine: von den Knochen löst.“

„Was halten Sie denn – hi ... köpp – von den Ärzten?“

„Reden Sie mir nicht von denen! üh! üh!“ (Seine Majestät schien dem Erbrechen nahe zu sein.) „Ich kostete bloß einmal einen – den Schuft Hippocrates! – er roch nach Asafoetida: üh! üh! üh! Erkältete mich jämmerlich, als ich ihn im Styx wusch; und nach all der Mühe bekam ich noch die Cholera morbus von ihm.“

„Der – hi ... köpp – Elende!“ schrie Bongbong, „diese – hi ... köpp – Missgeburt von Pillenschachtel! –“ Der Philosoph ließ eine Träne fallen.

„Und zum Schluss“, fuhr der Besucher fort, „zum Schluss, wenn ein Teu-, ein Herr leben will, muss er mehr Talente haben, als eins oder zwei: Bei uns ist ein fettes Gesicht das Anzeichen eines gewitzten Kopfes.“

„Wieso?“

„Nun, wir sind manchmal wirklich in Proviantschwulitäten. Sie müssen nämlich wissen: In einem so schwülen Klima, wie dem meiner Heimat, ist es oft unmöglich, einen Geist länger als zwei oder drei Stunden lebendig zu erhalten. Und wenn man ihn nach dem Tode nicht sofort einpökelt (ein gepökelter Geist schmeckt nie gut), so – na, Sie verstehen! So riechen Sie! Man muss immer die Fäulnis befürchten, wenn uns die Seelen auf dem gewöhnlichen Wege zugeführt werden.“

„Hi ... köpp – hi ... köpp – du lieber Gott: Was fangen Sie denn dann an?“

Bei diesen Worten begann die eiserne Lampe sich mit verdoppelter Schnelligkeit hin und her zu schwingen, während der Teufel von seinem Sitze halb aufsprang; mit einem leichten Seufzer erlangte er jedoch seine Ruhe wieder und sagte nur in leisem Tone zu unserem Helden: „Ich muss Ihnen etwas sagen, Peter Bongbong: Sie dürfen nicht mehr fluchen!“

Der Wirt stürzte als Zeichen seiner Willfährigkeit die ganze Flasche hinunter, worauf der Gast fortfuhr: „Je nun! Wir fangen verschiedenes an. Die meisten von uns verhungern, einige halten sich an das Eingepökelte; ich kaufe meine Geister vivente corpore und habe gefunden, dass sie sich sehr gut halten.“

„Aber der Körper? hi ... köpp – Der Körper?“

„Der Körper? – der Körper? – Was soll der Körper? Ah, ich verstehe. – Nun, der Körper hat bei dem Geschäfte nichts zu tun. Ich schloss zeit meines Lebens schon zahllose Käufe der Art ab, ohne dass die Beteiligten irgendwelche Unbequemlichkeiten empfanden. Ich kaufte Kain und Nimrod und Nero und Caligula und Dionysius und Pisistratus und – tausend andere, die während ihrer späteren Lebensjahre nicht mehr wussten, was es hieß, eine Seele zu haben, und doch waren sie eine Zierde der Gesellschaft, Außerdem kaufte ich auch noch A ..., Sie wissen schon, wen ich meine, und kennen ihn so gut wie ich. Ist der nicht im Besitze all seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten? Gibt es jemanden, der ein kühneres Epigramm schreibt? Der geistreicher argumentiert? Der – doch warten Sie, ich habe seinen Kontrakt in der Tasche.“

Bei diesen Worten zog er eine rotlederne Brieftasche hervor und entnahm ihr eine Anzahl Papiere. Auf einigen derselben erhaschte Bongbong die Buchstaben Macchi – Maza – Robesp – sowie die Worte Caligula, George, Elizabeth. Seine Majestät ergriff endlich einen schmalen Pergamentstreifen und las von demselben ab:

In Anbetracht gewisser geistiger Fähigkeiten, die näher zu benennen unnötig ist, und in weiterer Hinsicht auf eintausend Louisdor vermache ich im Alter von einem Jahr und einem Monat hiermit dem Eigentümer dieses Kontraktes alle meine Rechte und Ansprüche auf den Schatten, den man meine Seele nennt. gez. A...

(Hier sprach Seine Majestät einen Namen aus, den noch unverkennbarer anzudeuten, ich mich nicht für berechtigt halte.)

„Ein gescheiter Kerl“, meinte er dann, „doch war er wie Sie, Herr Bongbong, bezüglich der Seele in einem Irrtum befangen. Die Seele ein Schatten! Das fehlte noch! Die Seele ein Schatten! ha! ha! ha! he! he! he! hi! hi! hi! hu! hu! hu! Denken Sie doch nur: ein zu Frikassee gemachter Schatten!“

„Denke man sich doch nur – hi ... köpp – einen zu Frikassee gemachten Schatten!“ rief unser Held, dessen geistige Fähigkeiten durch die tiefe Unterhaltung mit Seiner Majestät noch bedeutend geschärft worden, laut aus.

„Denke man sich einen – hi ... köpp – frikassierten Schatten! Gott verdamme mich! – hi ... köpp – Wenn ich ein solcher Einfaltspinsel gewesen wäre! Meine Seele –“

„Ihre Seele, Herr Bongbong?“

„Ja, Herr – hi ... köpp – meine Seele ist –“

„Was? Herr?“

„Kein Schatten! Verdammt nicht!“

„Wollen Sie damit sagen –“

„Jawohl, Herr! Meine Seele ist – hi ... köpp –jawohl!“ –

„Ich wollte keinen Anspruch machen –“

„Meine Seele ist – hi ... köpp – ganz besonders geeignet – hi ... köpp – zu – „

„Zu? Herr?“

„Stew.“

„Ha!“

„Soufflée.“

„Eh?“

„Frikassee.“

„In der Tat!“

„Ragout und Fricandeau – und sehen Sie her, alter Kerl, Sie sollen – hi ... köpp – mit mir ein Geschäft machen.“ Hier klappste der Philosoph Seiner Majestät auf den Rücken.

„Ich denke nicht daran“, meinte der Gast sehr ruhig und erhob sich von seinem Sitze. Der Metaphysiker starrte ihn an.

„Ich bin momentan versorgt“, meinte Seine Majestät.

„Hi ... köpp – was?“ sagte der Philosoph.

„Habe kein Kapital freiliegen –“

„Was?“

„Wäre auch sehr unehrenhaft –“

„Herr!“

„Vorteil zu ziehen –“

„Hi.. köpp –“

„– aus Ihrer augenblicklichen widerwärtigen, ungentlemanliken Verfassung.“

Bei diesen Worten verbeugte sich der Besucher und empfahl sich. Wie? – das hat nie sicher festgestellt werden können. Doch riss wie auf Verabredung die Kette, die von der Decke herabhing, und der Metaphysiker wurde durch die herabfallende Lampe zu Boden geschmettert.

Schatten

Wahrlich! Ob ich auch wandele durch das Tal des Schattens... (Psalm Davids)

Ihr, die Ihr lest, seid noch unter den Lebendigen; aber ich, der ich schreibe, werde schon lange meinen Weg ins Reich der Schatten gegangen sein. Denn wahrlich, seltsame Dinge werden geschehen, und Geheimes wird offenbar werden - und viele Jahrhunderte werden vergehen, ehe einst Menschen diese Aufzeichnungen lesen. Und wenn sie gelesen haben, werden einige nicht glauben, werden einige zweifeln, und nur wenige werden über die Schriftzüge, die hier mit eisernem Griffel eingegraben sind, ernsthaft nachsinnen.

Das Jahr war ein Jahr des Schreckens gewesen, ein Jahr unaussprechlichen, schaudervollen Entsetzens. Denn viele Wunder und Zeichen waren geschehen, und über alles Land und alles Meer hielt die Pest ihre schwarzen Schwingen gebreitet. Und denen, welche die Gestirne deuteten, war es nicht unbekannt, dass die Himmel Unheil verkündeten; und ich, der Grieche Oinos, erkannte mit manchen anderen, dass das siebenhundertvierundneunzigste Jahr gekommen war, in dem sich beim Aufgange des Aries der Planet Jupiter mit dem roten Ringe des schrecklichen Saturn vereint. Das seltsame Wesen, das Luft und Himmelskörper durchdrang, offenbarte sich nicht nur im Äußeren des Erdballs, sondern - ich müsste mich denn sehr irren - auch in den Seelen, Phantasien und Grübeleien der Menschen.

Bei einigen Flaschen roten Chiosweines saßen wir des Nachts in einem hohen Saal in einer trüben Stadt, die Ptolemais heißt, zu sieben beisammen. Und zu unserem Zimmer gab es keinen anderen Eingang als eine hohe kupferne Tür, und die Tür war von dem Künstler Corinnos gefertigt, von seltener Arbeit und von innen verschlossen. Schwarze Draperien umhingen den düsteren Raum und verbargen unsern Augen den Mond, die gelben Sterne und die menschenleeren Straßen - doch die Ahnung und die Erinnerung an das Unglück ließen sich nicht ausschließen. Es waren Dinge um uns - körperliche und geistige Dinge - von denen ich keine deutliche Schilderung geben kann, als drücke eine Schwere in der Luft, als drohe uns Erstickung. Beängstigung sank dumpf herab - und vor allem quälte uns jener schreckliche Daseinszustand, in dem die Sinne übermäßig lebendig und wach sind, während die Kräfte des Gedankens schlummern. Eine tote Schwere hing über uns. Sie lag auf unseren Gliedern, auf den Gegenständen in dem Zimmer, auf den Bechern, aus denen wir tranken. Es schien, als drücke sie alle Dinge nach unten, alles, nur nicht die Flammen der sieben eisernen Lampen, die unser Trinkgelage beleuchteten. Sie stiegen in langen, dünnen Lichtstreifen auf und brannten alle bleich und unbeweglich; und in dem Spiegel, den ihr Licht auf dem runden Ebenholztisch bildete, um den wir saßen, erblickte jeder von uns, die wir da versammelt waren, seines eigenen Antlitzes Blässe und das unruhige Flackern in den niedergeschlagenen Augen der Freunde. Doch lachten wir und waren lustig auf unsere Art - hysterisch lustig - und sangen die Lieder Anakreons - wahnsinnige Lieder; und tranken unaufhörlich, obgleich uns der purpurne Wein an Blut gemahnte. Denn es war noch ein Gast in unserem Gemache, der junge Zoilus. Tot und ausgestreckt lag er da, leichentuchumhüllt - der Dämon des Ortes. Ach, er hatte keinen Anteil an unserer Heiterkeit oder nur soviel, als sein von Qual entstelltes Antlitz und seine Augen, deren Feuer der Tod nur halb verlöschen konnte, anzeigten - nur soviel Anteil, als Tote an der lauten Munterkeit derer nehmen, die bald sterben

sollen. Aber obgleich ich, Oinos, fühlte, dass die Augen des Abgeschiedenen auf mir ruhten, zwang ich mich, ihren bitteren Ausdruck nicht zu bemerken und starrte beharrlich in die Tiefen des Ebenholzspiegels und sang mit lauter, voller Stimme die Lieder des Sohnes von Teios. Aber nach und nach hörten meine Lieder auf, und ihr Echo verrollte in den düsteren Draperien des Zimmers, wurde schwach und undeutlich und schwand ganz hin. Und seht! Aus jenen düsteren Draperien, in denen die Töne des Liedes verschwunden waren, kam ein dunkler, undeutlicher Schatten hervor - ein Schatten, wie ihn der Mond, wenn er niedrig am Himmel steht, aus der Gestalt des Menschen bildet, doch war es nicht der Schatten eines Menschen und nicht der eines Gottes, noch eines bekannten Dinges. Und er schwankte eine Weile zwischen den Draperien des Zimmers und blieb endlich vor unseren Augen auf der Tür von Kupfer stehen. Aber der Schatten war undeutlich und formlos und unbestimmt und war nicht der Schatten eines Mannes noch eines Gottes - weder eines Gottes von Griechenland, noch von Chaldäa, noch eines ägyptischen Gottes. Und der Schatten blieb auf der Kupfertür unter dem Bogen ihres Frieses stehen und rührte sich nicht und sprach kein Wort, sondern stand da und blieb stehen. Und die Tür, auf der der Schatten ruhte, befand sich, wenn ich mich nicht täusche, zu Füßen des jungen, leichentuchumhüllten Zoilus. Aber wir, die sieben Versammelten, die den Schatten aus den Draperien kommen gesehen hatten, wagten lange nicht, ihn anzublicken, sondern schlugen unsere Augen nieder und starrten beharrlich in die Tiefen des Ebenholzspiegels. Und endlich sprach ich, Oinos, einige leise Worte und fragte den Schatten nach seiner Heimat und nach seinem Namen. Und der Schatten antwortete:

„Ich bin der Schatten und meine Heimat ist nahe bei den Katakomben von Ptolemais und dicht an den nebligen Ebenen Elysions, die an den trüben Strom Charons grenzen.“

Und da fuhren wir, die Sieben, voll Schreck von unseren Sitzen auf und standen schauernd. Denn die Stimme des Schattens war nicht die Stimme eines Wesens, sondern die Stimme vieler, und ihr Tonfall, der von Silbe zu Silbe wechselte, schlug düster an unser Ohr mit einem Stimmklang, den wir wohl kannten - mit dem Stimmklang von vielen tausend abgeschiedenen Freunden.

Der Salonlöwe

Ich bin – das heißt, ich war ein großer Mann; mein Name ist, wenn ich mich nicht irre, Eitel Gold, und ich bin irgendwo in der Stadt Rumfutsch geboren.

Die erste Handlung meines Lebens war, mit beiden Händen meine Nase zu umfassen. Meine Mutter sah es und nannte mich ein Genie –; mein Vater weinte vor Freude und schenkte mir eine Abhandlung über Nosologie, die ich in- und auswendig kannte, noch ehe ich die ersten Höschen trug.

Schon damals begann ich zu ahnen, dass ich für die Wissenschaft geboren sei, und sah ein, dass jeder Mensch, sofern er eine genügend große Nase hat, derselben nur nachzugehen braucht, um zur Würde eines Löwen zu gelangen. Doch beschränkte ich mich nicht bloß auf leere Theorien. Jeden Morgen zog ich zweimal an meinem Rüssel und genoss ein Dutzend kleiner Gläschen.

Als ich majorenn⁵ geworden, bat mich mein Vater eines Tages, ihm in sein Zimmer zu folgen.

„Mein Sohn“, sagte er, als wir Platz genommen, „was ist der Hauptzweck deines Lebens?“

„Mein Vater“, antwortete ich, „das Studium der Nosologie.“

„Und was ist das, 'Nosologie'?“

„Mein Vater“, sagte ich, „die Wissenschaft von der Nase.“

„Und kannst du mir sagen“, fragte er weiter, „welchen Sinn das Wort ›Nase‹ hat?“

„Die Nase, mein Vater“, erwiderte ich und senkte die Stimme, „ist von ungefähr eintausend Autoren verschieden definiert worden. (Hier zog ich meine Uhr heraus.) Es ist jetzt ungefähr Mittag, und wir haben bis Mitternacht Zeit genug, sie alle Revue passieren zu lassen. Ich will also gleich beginnen: Die Nase ist nach Bartholinus jener Vorsprung, jener Buckel, jener Auswuchs, jener ...“

„Ausgezeichnet“, unterbrach mich der gute alte Herr, „ich bin ganz paff über dein grenzenloses Wissen – wahrhaftiger Gott, ich bin paff.“ (Hier schloss er die Augen und legte die Hand aufs Herz.) „Komm einmal her!“ (Hier ergriff er mich am Arme.) „Deine Erziehung kann nun als vollendet angesehen werden – es ist die höchste Zeit, dass du in die Welt kommst, und du kannst nichts Besseres tun, als nur immer deiner Nase nachzugehen. So nämlich ... und so ...“ (Hier geleitete er mich durch geschickte Fußstritte die Treppe hinunter bis zur Haustüre.) „... so, mein Sohn, nun gehe, und Gott schütze dich.“

Ich hielt den väterlichen Rat für sehr beherzigenswert und ging – meiner Nase nach. Zuvor zog ich jedoch zwei- oder dreimal an ihr und schrieb schleunigst eine Broschüre über Nosologie.

Ganz Rumfutsch geriet in Aufregung.

„Erstaunliches Genie!“ meinte die „Rundschau für reine Intelligenz“.

⁵ volljährig, mündig

„Sicherlich eine exzeptionelle Erscheinung!“ meinte das „Adelsblatt“.

„Tiefer, überzeugungsbewusster Denker!“ meinte die „Politische Zeitung“.

„Stern am Himmel des Geistes!“ meinte der „Lokalanzeiger“.

„Endlich ein wirklicher Mann!“ meinte die „Frauenwelt“.

„Einer von den ganz Großen!“ äußerte sich der Herausgeber Prof. Dr. Geste.

„Sogenanntes einseitig entwickeltes Phänomen!“ äußerte sich der Verleger des „Adelsblattes“, Herr von Dumm.

„Natürlich einer der Unsrigen!“ äußerte sich der Chefredakteur und Abgeordnete Herr Mauzufrieden.

„Geschickter Bursche!“ beneidete der Journalist Zeile.

„Wer mag er sein?“ sagte die Chefredaktrice Frau Hose.

„Was mag er sein?“ grunzte das dicke Fräulein Hose.

„Wo mag er sein?“ krächte das dürre Fräulein Hose.

Aber ich nahm nicht die geringste Notiz von allen diesen Menschen, sondern begab mich geradenwegs in das Atelier eines Künstlers.

Die Herzogin von Irgentwi saß gerade zu ihrem Porträt; der Marquis von Sountso hielt den Pudel der Herzogin; der Graf von Herge-Laufen spielte mit dem Salzflacon der Dame, und Seine Königliche Hoheit der Prinz von Garnix lehnte sich über den Rücken ihres Fauteuils.

Ich näherte mich dem Künstler und rümpfte meine Nase.

„Oh, sehr schön!“ seufzten Ihre Gnaden.

„Oh, Hilfe!“ stotterte der Marquis.

„Oh, shocking!“ murmelte der Graf.

„Oh, entsetzlich!“ grunzte Seine Königliche Hoheit.

„Wie hoch ist ihr Preis?“ fragte der Künstler.

„Für seine Nase!“ riefen Ihre Gnaden.

„Tausend Pfund!“ sagte ich und setzte mich.

„Tausend Pfund?“ fragte der Künstler träumerisch.

„Tausend Pfund!“ sagte ich.

„Sie ist wunderbar schön!“ sagte er in Ekstase.

„Sie kostet tausend Pfund!“ sagte ich.

„Können Sie Garantie leisten?“ fragte er und wandte die Nase gegen das Licht.

„Ich garantiere für sie!“ sagte ich und schnäuzte mich kräftig.

„Ist sie auch wirklich ein Original?“ fragte er und berührte sie ehrfurchtsvoll.

„Wie?“ fragte ich und rümpfte sie nach der Seite.

„Existiert keine Kopie von ihr?“ fragte er und studierte sie durchs Mikroskop.

„Absolut keine!“ sagte ich und streckte sie wieder gerade.

„Wundervoll!“ rief er, ganz geblendet von der Schönheit dieser Bewegung.

„Tausend Pfund!“ sagte ich.

„Tausend Pfund?“ fragte er.

„Genau!“ sagte ich.

„Tausend Pfund!“ sagte er.

„Jawohl!“ sagte ich.

„Sie sollen sie haben“, sagte er, „... welch Kapitalstück!!!“

Er überreichte mir sofort eine Banknote und machte eine Skizze von meiner Nase. Ich mietete mir ein großes Apartment und widmete Ihrer Majestät die neunundneunzigste Auflage meiner „Nosologie“ mit dem Porträt meines Rüssels.

Der Prinz von Wales, dieser kleine Taugenichts, lud mich zum Diner ein.

An dem Abende waren wir zu lauter Löwen beisammen.

Es war da erstens ein Neoplatoniker. Er zitierte Porphyryus, Jamblicus, Plotinus, Proclus, Hierocles, Maximus von Tyrus und Syrianus.

Es war ferner da ein Professor der menschlichen Vervollkommnungslehre. Er zitierte Turgot, Price, Priestley, Condorcet, de Stael und den „Ambitious Student III Health“.

Dann sah ich Herrn Positif Paradox. Er bemerkte, dass alle Narren Philosophen und alle Philosophen Narren seien.

Auch Herr Ästhetikax Ethix war zugegen. Er sprach vom Feuer, von Einheit und von Atomen; von Doppelseele und Vorexistenz, von Sympathie und Antipathie, von primitiver Intelligenz und von Homoeomerie.

Des fernerem bemerkte ich Herrn Theo Logius. Er schwatzte von Eusebius und Arius; über Häresie und das Konzil von Nicäa; über Puseyismus und Consubstanzialismus; über Homoousios und Homoiousios.

Dann war noch Herr de Fricassé da. Er sprach von Zungen à l'ecarlate, von Blumenkohl in sauce velouté, von Kalbsbraten à la Sainte-Menehould, von Marinaden à la Saint-Florentin und von Orangengelée en mosaïque.

Herr Pfropfen war auch zugegen. Er sprach über Latour und Markobrunner, über Champagner und Chambertin, über den Richebourg und den Hautbrion, den Léoville und den Medoc, über Bassac und Preignac, über Grave und Sauterne, über Lafitte und Saint-Peray. Er schüttelte den Kopf über Clos-vougeot und rühmte sich, mit geschlossenen Augen Sherry von Amontillado unterscheiden zu können.

Weiter bemerkte ich noch den Signor Tintotintin-totinti aus Florenz. Er erklärte uns Cimabuë, Arpino, Carpaccio und Agostino; er sprach von den Dunkelheiten des Caravaggio, von der Lieblichkeit des Albano, vom Colorit des Tizian, von den dicken Basen des Rubens und den Scherzhaftigkeiten des Jan Steen.

Fernerhin lernte ich den Direktor der Universität Rumfutsch kennen. Er sprach die Meinung aus, dass der Mond in Thracien Bendis, in Ägypten, Bubastis, in Rom Diana und in Griechenland Artemis genannt worden sei.

Dann sah ich einen Großtürken aus Stambul. Er konnte sich dem Glauben nicht verschließen, dass die Engel Pferde, Hühner und Stiere seien; dass im siebenten Himmel irgend jemand existiere, der siebzig Köpfe habe, und dass die Erde von einer himmelblauen Kuh getragen werde, die mit einer Unzahl grüner Hörner geschmückt sei.

Herr Polyglotte war ebenfalls eingeladen. Er teilte uns mit, was aus den dreiundachtzig verlorenen Tragödien des Äschylus, aus den vierundfünfzig Reden des Isaeus, den dreihunderteinundneunzig Zwiegesprächen des Lysias, den einhundertvierundzwanzig Abhandlungen des Theophrastus, dem alten Buch über Kegelberechnung des Apollonius, den Hymnen und Dithyramben des Pindar und den fünfundvierzig Tragödien Homers des Jüngsten geworden ist.

Auch sah ich Herrn Ferdinand Fosillius Feldspar. Er belehrte uns über unterirdische Feuer und Tertiärformationen, über luftförmige, flüssige und feste Körper; über Quarz und Kiesel, Schiefer und Schörl; über Gips und Kalk, über Blende und Hornblende, über Glimmerschiefer und den Puddingstein, über Antimon und den Chalcedon, über Mangan, über alles, was Sie nur wollen.

Dann kam Ich. Ich sprach von mir – von Mir und von Mir –; von Nosologie, von Meiner Broschüre und von Mir. Ich rümpfte Meine Nase und sprach von Mir.

„Glücklicher Mann! Wundervoller Mensch!“ sagte der Prinz von Wales.

„Süperb!“ sagten die Tafelgäste. Und am folgenden Morgen machten wir Ihre Gnaden der Herzogin von Irgentwi einen Besuch.

„Werden Sie zu Protzens kommen, reizendes Geschöpf?“ sagte sie und gab mir einen sanften Klaps unter das Kinn.

„Ja, auf meine Ehre!“ sagte ich.

„Mit der ganzen Nase?“ fragte sie.

„So wahr ich lebe“, erwiderte ich.

„Hier ist meine Einladungskarte, schöner Engel; ich werde also sagen, dass Sie kommen?“

„Liebe Herzogin, mit tausend Freuden.“

„Wer spricht von Freuden? Kommen Sie nur mit der ganzen Nase!“

„Mit der ganzen Nase, mein Liebling“, sagte ich, zog ein- oder zweimal an ihr und begab mich zu Protzens.

Der Salon war zum Ersticken voll.

„Er kommt!“ sagte jemand auf der Treppe.

„Er kommt!“ sagte ein anderer ein wenig höher.

„Er kommt!“ rief ein anderer noch ein wenig höher.

„Er ist da?“ rief die Herzogin, „er ist da, der kleine Liebling!“

Und sie bemächtigte sich meiner beiden Hände und küsste mich dreimal auf die Nase.

Eine lebhafte Bewegung ging durch die Versammlung.

„Diavolo!“ rief der Graf von Capricornutti.

„Dios guarda!“ murmelte Don Stiletto.

„Milles tonnerres!“ fluchte der Prinz von Grenouille.

„Tausend Teufel!“ brummte der Kurfürst von Kollern.

Das konnte ich mir nicht gefallen lassen. Ich wurde wütend und wandte mich brüsk nach dem Kurfürsten um.

„Kurfürst!“ sagte ich, „Sie sind ein Gorilla!“

„Mein Herr!“ erwiderte er nach einer Pause, „Donner und Blitz!“

Mehr wollte ich ja nicht. Wir wechselten die Karten. Am anderen Morgen schoss ich ihm die Nase ab – und stellte mich darauf meinen Freunden wieder vor.

„Dummkopf!“ sagte der erste.

„Esel!“ sagte der zweite.

„Stumpfbold!“ sagte der dritte.

„Tölpel!“ sagte der vierte.

„Tropf!“ sagte der fünfte.

„Pinsel!“ sagte der sechste.

„Hinaus!“ sagte der siebente.

Sehr gekränkt von alledem, suchte ich meinen Vater auf.

„Mein Vater“, fragte ich, „was ist der Hauptzweck meines Daseins?“

„Mein Sohn“, sagte er, „noch immer das Studium der Nosologie; aber als du dem Kurfürsten die Nase abschosest, hast du eben übers Ziel hinausgeschossen. Du hast eine ausgezeichnet schöne Nase, das ist wahr. Aber der Kurfürst hat nun gar keine mehr. Du bist jetzt überall durchgefallen, und er ist der Held des Tages geworden. Ich gebe gern zu, dass in Rumpfutsch die Größe eines Löwen der Größe seiner Nase genau entspricht –, aber du meine Güte – dann steht eben ein Löwe, der gar keine Nase hat, über aller Konkurrenz!“

Vier Tiere in einem Der Homo-Cameleopard

*Chacun a ses vertus.
Crebillons „Xerxes“.*

Antiochus Epiphanes wird gewöhnlich für den Gog des Propheten Ezechiel gehalten. Diese Ehre kommt aber viel eher dem Cambyses, dem Sohne des Cyrus, zu. Und außerdem bedarf der Charakter des syrischen Herrschers keines verherrlichenden Beinamens. Dass er den Thron bestieg oder vielmehr, dass er um das Jahr hunderteinundsiebzig vor Christo die Herrschaft an sich riss, sein Versuch, den Tempel der Diana zu Ephesus zu zerstören, seine erbitterte Feindschaft gegen die Juden, seine Vergewaltigung des Heiligtums der Heiligen und sein schmachliches Ende zu Taba nach einer wüsten elfjährigen Herrschaft – das alles sind Ereignisse, die die Aufmerksamkeit der Geschichtsschreiber seinerzeit mehr beschäftigt haben, als die geschmacklosen, phantastischen, niederträchtigen, feigen und grausamen Taten, die man zu einem Gesamtbild seines Privatlebens hinzufügen muss.

Nehmen wir an, lieber Leser, dass wir uns im Jahre dreitausendachthundertdreißig befinden und für einen Augenblick in die phantastischste aller menschlichen Wohnstätten, in die bedeutende Stadt Antiochia versetzt sind. Man hat untrügliche Beweise dafür, dass es in Syrien noch mindestens sechzehn Städte dieses Namens gab. Aber die unsrige nannte man Antiochia Epidaphne, weil sie nahe bei dem Dorf Daphne lag, in dem sich ein Tempel dieser Gottheit befand. Sie wurde (vielleicht wird man dies widerlegen!?) von Seleucus Nicanor erbaut, der sie zum Gedächtnis seines Vaters Antiochus gründete; und sehr bald darauf war sie die Hauptstadt Syriens. In den blühenden Zeiten der römischen Herrschaft war sie die Residenz des Präfecten der orientalischen Provinzen, und verschiedene Kaiser der königlichen Stadt (von denen wir besonders Verus und Valens hervorheben wollen) brachten hier die größte Zeit ihres Lebens zu. Doch ich sehe, dass wir vor der Stadt angelangt sind. Steigen wir auf diese Plattform, und werfen wir einen Blick auf die Stadt und ihre Umgebung.

„Was ist das für ein breiter, schnellfließender Strom, der sich so ungestüm seinen Weg durch die unzähligen Wasserfälle, das Chaos der Berge und die Menge der Bauten bahnt?“

„Das ist der Orontes, das einzige Wasser, das man außer dem Mittelländischen Meere sehen kann, das sich wie ein ungeheurer Spiegel nach Süden bis zu zwölf Meilen Entfernung erstreckt. Jeder hat wohl das Mittelländische Meer geschaut, aber nur wenige Menschen haben den Ausblick auf Antiochia genossen –; ich meine, nur sehr wenige von denen, die, wie wir, eine gute moderne Erziehung genossen haben. Also lassen wir das Mittelländische Meer, und richten wir unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Häusermasse, die sich zu unseren Füßen ausbreitet. Wir müssen immer bedenken, dass wir im Jahre dreitausendachthundertunddreißig stehen. Wenn es später wäre, wenn es zum Beispiel um das Jahr achtzehnhundertfünfundvierzig wäre, würden wir von alledem nichts finden. Im neunzehnten Jahrhundert ist Antiochia, das heißt: wird Antiochia sich in einem bedauerlichen Zustande befinden. Von heute bis dahin wird es dreimal von Erdbeben zerstört worden sein, und alles, was aus der ersten Zeit seines

Bestehens noch vorhanden ist, wird sich in einem verwahrlosten, ruinenhaften Zustande befinden, und der Patriarch wird seine Residenz nach Damaskus verlegt haben. Nun gut, ich sehe, dass Sie meinen Rat befolgen und dass Sie sich die Stätte näher ansehen, um

Eure Augen zu erfreuen an Überresten von gewaltigen Werken, die einst die Stadt zu hohem Ruhm gebracht.

„Ich bitte um Verzeihung; ich hatte vergessen, dass Shakespeare nicht vor siebzehnhundertfünfzig Jahren leben wird. Aber hatte ich nicht recht, den Anblick von Epidaphne grotesk zu nennen?“

„Es ist sehr befestigt; und zwar verdankt es seine Stärke ebenso der Natur wie der Kunst.“

„Ganz recht!“

„Es besitzt eine große Menge herrlicher Paläste.“

„Ich sehe.“

„Und all die zahlreichen wundervollen, prächtigen Tempel können wohl mit den berühmtesten der Antike verglichen werden.“

„Dies alles gebe ich zu; aber es gibt auch eine Unmenge niedriger Hütten und elender Baracken. In den Straßenrinnen liegt ungemein viel Schmutz, und wäre nicht alles von starkem Dufte des Weihrauchs durchdrungen, so würden wir einen unerträglichen Gestank auszustehen haben. Sahen Sie je so entsetzlich enge Straßen oder so rätselhaft hohe Häuser? Wie dunkel die Schatten sind, die sie werfen! Die Lampen bleiben in diesen endlosen Straßen den ganzen Tag über angezündet; sonst würde eine ägyptische Finsternis herrschen.“

„Es ist jedenfalls ein seltsamer Ort. Was ist das für ein sonderbares Gebäude dort unten? Sehen Sie nur, es überragt alle anderen und schließt sich westlich an den Palast des Königs an!“

„Das ist der neue Tempel der Sonne, die in Syrien unter dem Namen Elah Gabalah angebetet wird. In späteren Zeiten wird ein berühmter römischer Kaiser diesen Kultus in Rom einführen und daher seinen Beinamen Heliogabalus erhalten. Ich bin überzeugt, dass der Anblick der Gottheit dieses Tempels Ihnen einige Freude bereiten würde. Sie brauchen nicht zum Himmel aufzublicken! Ihre Majestät die Sonne ist nicht da – wenigstens nicht die Sonne, welche die Syrer anbeten. Diese Gottheit befindet sich im Innern des Gebäudes dort unten vor uns. Sie wird in der Form eines großen Steinhaufens angebetet, dessen Gipfel in eine Konus oder eine Pyramide endigt – ein Wort, das von πυρ, das ist: Feuer, abgeleitet ist.“

„Hören Sie nur –! Sehen Sie doch –! Was sind das für lächerliche Wesen, halb nackt und mit bemalten Gesichtern, die sich mit drohenden Gebärden und lautem Geschrei an die Menge wenden?“

„Einige davon sind Gaukler; andere wieder sind Philosophen; die meisten aber – und besonders die, welche mit Stöcken auf die Menge schlagen – sind Höflinge aus dem Palast, die irgendeinen drolligen Einfall des Königs ausführen.“

„Und nun erst dort! Himmel! Ein Ameisenhaufen wilder Bestien! Welch entsetzliches Schauspiel –! Welch gefährliches Pläsier!“

„Schrecklich, wenn Sie wollen, aber nicht im geringsten gefahrlos. Sehen Sie nur genau zu, und Sie werden bemerken, dass jedes Tier ruhig hinter seinem Herrn schreitet. Einige darunter werden allerdings an einer Leine geführt; das sind die kleineren und schüchterneren Arten. Der Löwe, der Tiger und der Leopard sind vollständig frei. Sie sind zu ihrer gegenwärtigen Profession ohne Schwierigkeit ausgebildet und folgen ihren Eigentümern sozusagen als Kammerdiener. Es kommt allerdings vor, dass ihre wilde Natur wieder hervorbricht, aber ein zerfleischerter Held, ein erwürgter Kämpfer sind zu häufig in Epidaphne, als dass man ihnen noch viel Aufmerksamkeit schenkte.“

„Aber welches ungewöhnlichen Tumult vernehme ich? Das ist, bei Gott! ein höllisches Geräusch, selbst für Antiochia! Irgendein Unglücksfall?!“

„Ganz unzweifelhaft! Der König wird irgendein neues Schauspiel befohlen haben: die Vorstellung von Gladiatoren im Hippodrom – oder vielleicht die Niedermetzelung der skythischen Gefangenen – oder den Brand seines neuen Palastes – oder selbst ein schönes Freudenfeuer aus einigen Juden. Der Lärm nimmt zu! Heiterkeitsausbrüche höre ich! Die Luft ist erfüllt von den Tönen der Blasinstrumente und den Rufen aus Millionen Kehlen. Lasst uns Spaßes halber heruntersteigen und sehen, was los ist. Hierher – nehmen Sie sich in acht! Wir befinden uns hier in der Hauptstraße, die man die Timarchusstraße nennt. Der Menschenstrom kommt von dieser Seite, und es würde uns schwer werden, in entgegengesetzter Richtung weiterzudringen. Die Menge flutet in die Heraklidenallee, die vom Palast ausgeht; so wird sich also wohl der König dort befinden. Ja, ich höre die Stimme des Herolds, der seine Ankunft in den pomphaften Phrasen des Orients verkündet. Wir werden ihn erblicken, wenn er an dem Tempel der Ashimah vorüberkommt. Mittlerweile wollen wir uns in den Vorhof des Heiligtums verziehen; er wird gleich hier sein! Während der Zeit betrachten wir diese Figur. Wen stellt sie vor? Oh! das ist der Gott Ashimah in Person. Sie sehen, dass er weder ein Lamm, noch ein Bock, noch ein Satyr ist; er hat auch kaum Ähnlichkeit mit dem Plan der Arkadier. Und doch sind alle diese Eigenschaften – pardon – werden sie alle von den Gelehrten der späteren Jahrhunderte dem Ashimah der Syrer zugeschrieben werden. Setzen Sie sich Ihre Brille auf, und dann sagen Sie mir, was das ist. Nun?“

„Gott verzeihe mir! aber das ist ein Affe!“

„Ja, ganz gewiss! – ein Pavian – und durchaus keine Gottheit. Sein Name ist eine Ableitung vom griechischen simia –; was für einfältige Narren doch die Altertumsforscher sind! Aber sehen Sie nur dort unten den kleinen lumpenbehangenen Burschen. Was schreit er? Wohin eilt er? Oh! er sagt, dass der König sich mit großem Gepränge nahe; dass er sein Festkleid angezogen habe und dass er eben im Begriff sei, tausend israelitische Gefangene eigenhändig zu töten! Für diese Heldentat hebt ihn der kleine Lump in die Wolken! Achtung! Dort kommt eine Gruppe Menschen, alle gleich geschmückt. Sie haben eine lateinische Hymne auf den Heldenmut des Königs gemacht und singen sie nun im Schreiten:

Mille, mille, mille,
Mille, mille, mille.
Decollavismus, unus homo!
Mille, mille, mille, mille decollavismus!
Mille, mille, mille!
Vivat qui mille, mille occidit!
Tantum vini habet nemo
Quantum sanguinis effudit.⁶

Was übersetzt ungefähr folgendermaßen lautet:

Tausend, tausend, tausend,
Tausend, tausend, tausend,
Mit einem einzigen Helden haben wir tausend vernichtet.
Tausend, tausend, tausend,
Lasst uns die Tausend ewig besingen.
Hurra! – Ja, lasst uns singen
Und langes Leben unserem König wünschen,
Der tausend Mann so ruhmvoll überwunden.
Hurra! Lasst uns aus vollem Halse schreien,
Dass er bei seiner Heldentat
Viel reichlicher der Opfer Blut vergoss,
Als Syrien an Wein uns bieten konnte.

„Hören Sie diese Trompetenfanfaren?“

„Ja – der König naht! Sehen Sie nur! Das Volk rast vor Begeisterung und hebt seine Augen verzückt zum Himmel! Er naht –! Er naht –! Da ist er!“

„Ja –? Wo –? der König –? Ich sehe ihn nicht –! ich versichere Sie, dass ich ihn nicht sehe!“

„So müssen sie blind sein.“

„Das ist möglich. Auf jeden Fall kann ich nichts anderes erblicken, als eine tobende Menge von Idioten und Narren, die sich eilig vor einer riesig großen Giraffe niederwerfen und sich bemühen, die Füße des Tieres zu küssen. Sehen Sie nur, wie es eben einem aus der Menge einen Fußtritt gibt – ah! noch einem – und noch einem – und noch einem! Ich kann in der Tat nicht genügend bewundern, welcher ausgezeichneten Gebrauch das Tier von seinen Füßen macht.“

„Eine Volksmenge, gewiss –! Aber dies sind die edlen und freien Bürger Epidaphnes! Das Tier, haben Sie gesagt! Hüten Sie sich nur! Wenn jemand das hörte! Mein lieber Freund, diese Giraffe ist niemand anderes als Antiochus Epiphanes – Antiochus, der große König von Syrien, der mächtigste aller

⁶ Flavius Vospicus sagt, dass die hier eingeschobene Hymne von der Bevölkerung bei dem sarmatischen Kriege zu Ehren des Aurelian gesungen wurde, der mit eigener Hand neuhundertfünfzig Feinde tötete. E. A. P.

orientalischen Autokraten! Allerdings wird er auch zuweilen Antiochus Epimanes – Antiochus der Narr – genannt, aber das kommt nur daher, weil nicht alle seine Verdienste zu würdigen wissen. Es ist nicht zu leugnen, dass er sich augenblicklich in eine Tierhaut gesteckt hat, und dass er seine Rolle als Giraffe so treu wie möglich wiederzugeben sucht; aber er tut dies nur, um seine Würde als König aufrechtzuerhalten. Übrigens ist der König von riesengroßem Wuchs, und dies Kleid steht ihm infolgedessen nicht schlecht und ist ihm nicht zu groß. Wir dürfen nichtsdestoweniger annehmen, dass er einen besonderen Grund zu dieser seltsamen Verkleidung haben muss. Zum Beispiel vielleicht – stimmen Sie zu – das Blutbad von tausend Juden! Mit welcher hoheitsvoller Würde der Monarch auf seinen vier Füßen schreitet! Sein Schwanz wird, wie Sie sehen, von seinen bevorzugtesten Keksweibern, Elline und Argelais, hoch in die Luft gehalten; und sein ganzes Äußere wäre unbedingt sehr gefällig, ständen seine Augen nicht so unangenehm aus dem Kopfe und wäre seine Gesichtsfarbe nicht durch den übermäßigen Genuss von Wein so unbeschreiblich geworden. Folgen wir ihm nach dem Hippodrom, und lauschen wir dem Triumphgesang, welchen er nun selbst anstimmt:

„Wer ist König außer Epiphanes?
Sagt – wisst ihr es?
Wer ist König außer Epiphanes!
Bravo –! Bravo!
Nein, es gibt keinen außer Epiphanes!
Es gibt keinen:
Und also reißt die Tempel nieder
Und löscht die Sonne aus!“

Schön und kühn gesungen! Das Volk begrüßt ihn als Dichterfürsten, als Ruhm des Orients, Entzücken des Universums und schließlich als wunderbarste Giraffe. Sie flehen ihn an, seinen Gesang zu wiederholen, und, wie Sie hören, beginnt er ihn von neuem. Wenn er im Hippodrom anlangt, wird er den Dichterkranz empfangen als Vorgeschmack eines Sieges bei den nächsten olympischen Spielen.“

„Aber, gütiger Jupiter! was geht denn in der Menge hinter uns vor sich?“

„Hinter uns, haben Sie gesagt? – Oh! Oh! – ich verstehe. Mein Freund, es ist gut, dass Sie beizeiten sprachen. Wir wollen uns nur schleunigst in Sicherheit bringen. Hierher –! flüchten wir unter den Bogen dieses Aquädukts; ich werde Ihnen erklären ... Wie ich schon fürchtete, ist es schlimm ausgelaufen. Der seltsame Anblick dieser Giraffe mit Menschenkopf musste bei den wilden Tieren, die so zahlreich gezähmt werden, die Ideen von Logik und Harmonie beleidigen. Ein Aufstand der Herren Bestien war die natürliche Folge, und, wie gewöhnlich bei derartigen Gelegenheiten, werden alle Versuche, die Bewegung zu unterdrücken, fruchtlos sein. Einige Syrer sind schon zerrissen worden, aber die vierfüßigen Patrioten scheinen nur den einen Wunsch zu haben, die Giraffe zu verschlingen. Der ›Dichterfürst‹ hat sich also auf seine Hinterfüße erhoben, denn es handelt sich um sein Leben. Die Höflinge haben ihn im Stich gelassen, und seine Keksweiber sind diesem edlen Beispiel gefolgt –. Entzücken des Universums, du befindest dich

in einer traurigen Lage! Ruhm des Orients, du läufst Gefahr, zerfleischt zu werden! Sieh deshalb nicht so besorgt nach deinem Schwanz, er wird unzweifelhaft durch den Schmutz gezogen werden. Sieh also nicht hinter dich, und beschäftige dich nicht mit deiner unvermeidlichen Entehrung; sei vielmehr mutig, gebrauche deine Beine und rette dich zum Hippodrom! Denke daran, dass du Antiochus Epiphanes, Antiochus der Große bist! Der Dichturfürst, der Ruhm des Orients, das Entzücken des Universums und die wunderbarste aller Giraffen! Gütiger Himmel! Welch außerordentliche Schnelligkeit du entfaltetest! Ja, du besitzt Gewandtheit der Beine! Laufe, Fürst –! Bravo! Epiphanes –! Du läufst gut, Giraffe –! Ruhmreicher Antiochus! Er läuft – er springt –! Er fliegt! Wie ein Blitz fährt er dahin und nähert sich dem Hippodrom! Noch einen Satz –! Er schreit –! Er ist angelangt –! Das war dein Glück; denn, o Ruhm des Orients, wenn du nur eine halbe Sekunde später die Pforten des Amphitheaters erreicht hättest, wäre in Epidaphne auch nicht der kleinste Bär gewesen, der nicht deinen Leichnam beschnüffelt hätte –. Kommen Sie – wir wollen uns entfernen – denn unsere modernen Ohren sind zu empfindlich für den Heidenlärm, der nun aus Freude über die Befreiung des Königs entstehen wird –! Hören Sie! schon fängt man an –! Sehen Sie –! die ganze Stadt ist in Verwirrung.“

„Dies ist unbedingt die prächtigste Stadt des Orients! Welch Gewimmel von Menschen! Welches Durcheinander aus allen Ständen und von jedem Alter! Welch verschiedene Sekten und Nationen! Was für verschiedene Trachten! Welch babylonisches Sprachgewirr! Welch tierische Schreie! Welch Getöse von Instrumenten! Was für ein Haufen Philosophen!“

„Kommen Sie, machen wir uns davon!“

„Nur einen Augenblick noch. Was bedeutet diese neue Aufregung im Hippodrom. Haben Sie eine Ahnung?“

„Oh! das ist weiter nichts! Die edlen und freien Bürger von Epidaphne, welche so außerordentlich zufrieden mit der Hochherzigkeit, dem Mut, der Weisheit und der Göttlichkeit ihres Königs sind, halten es, nachdem sie eben von neuem Zeuge seiner übermenschlichen Gewandtheit gewesen sind, für ihre Pflicht, zu dem Dichterlorbeer auch noch den Kranz des Schnelllaufens auf seine Stirn zu drücken. Er würde bei den nächsten olympischen Spielen diesen Kranz unbedingt erringen, und so ist es nur zu natürlich, dass man ihn schon heute im voraus damit bekränzt.“

Eine Anulung

Der Baron Ritzner von Jung stammte aus einer ungarischen Aristokratenfamilie, deren Mitglieder durch ein gewisses groteskes Wesen berühmt geworden waren, von dem uns Tieck, ein Sprössling des Hauses, lebendige, wenn auch durchaus nicht zureichende Schilderungen gegeben hat.

Ich lernte Ritzner auf dem wundervollen Schlosse Jung kennen, in das mich eine Reihe sonderbarer Abenteuer, die ich hier nicht mitteilen kann, im Sommer 18.. verschlagen hatte. Wir traten uns näher, ich eroberte mir einen Platz in seinem Herzen und, was schwieriger war, sein Vertrauen, das mir gestattete, hie und da kurze Einblicke in sein Seelenleben zu tun. Später, als sich unsere Beziehungen noch intimer gestalteten, wurden auch diese Einblicke länger und tiefer. Und als wir uns nach einer dreijährigen Trennung in Heidelberg wiedersahen, da konnte ich von mir sagen, dass ich über den Charakter des Barons Ritzner von Jung so gut Bescheid wusste, wie es überhaupt nur möglich war.

Ich erinnere mich noch sehr wohl, welch neugieriges Geflüster unter uns Studenten herumging, als er am Abend des fünfundzwanzigsten Juni 18.. plötzlich unter uns erschien. Noch deutlicher erinnere ich mich, dass man ihn gleich einstimmig, als man ihn nur eben gesehen, „den merkwürdigsten Mann von der Welt“ nannte, und dass doch keiner auf den Gedanken kam, diese seine Ansicht irgendwie näher begründen zu wollen. Er machte unleugbar eine so einzig dastehende Erscheinung aus, dass man es für dumm, zwecklos gehalten hätte, zu fragen, worin denn nun eigentlich sein Besonderes bestehe. Doch will ich mich mit langen Erläuterungen nicht aufhalten, sondern nur noch bemerken, dass er von dem ersten Augenblick an, da er seinen Fuß in die Universitätsstadt setzte, auf die Studenten, ihre Gewohnheiten, Neigungen und Börsen einen unbeschränkten, herrischen und doch wieder unbestimmbaren, gänzlich unerklärlichen Einfluss ausübte. Die kurze Zeit, die er an der Universität zubrachte, steht in ihren Annalen als eine deutlich ausgeprägte Ära da, und jeder, der damals Beziehungen zur Alma mater hatte, bezeichnete sie als die denkwürdige Zeit der „Herrschaft des Barons Ritzner von Jung“.

Kurz nach seiner Ankunft in Heidelberg suchte er mich in meiner Wohnung auf. Er war damals von unbestimmbarem Alter; das heißt, es war nur annähernd auf die Zahl seiner Jahre zu schließen. Man konnte ihn ebenso gut für fünfzehn wie für fünfzig halten –, ihn, der in Wirklichkeit einundzwanzig Jahre und sieben Monate zählte. Er war durchaus nicht hübsch, vielleicht eher hässlich zu nennen. Die Umrisse seines bleichen Gesichts schienen eckig und hart, die Stirn hoch und allerdings sehr schön, die Nase stumpf und höckerig, die Augen groß, schwer, glasig und ausdruckslos. Über den Mund war mehr zu sagen: die Lippen waren voll, standen ein wenig vor und ruhten eine auf der anderen mit einem so schweren Ausdruck von Ernst, Feierlichkeit und Ruhe, wie ihn alle anderen Gesichtszüge eines Menschen zusammengenommen nicht wohl hätten ausdrücken können.

Ohne Zweifel hat man aus dem, was ich bisher gesagt, schon entnommen, dass der Baron zu jenen seltenen anormalen Menschenkindern zählte, welche die, ich möchte fast sagen, Wissenschaft der Mystifikation zum Studium und zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben. Eine besondere geistige Veranlagung ließ

ihn instinktiv den Schlüssel zu dieser Wissenschaft finden, während seine persönliche Erscheinung es ihm ganz besonders leicht machte, seine Pläne auszuführen. Ich bin fest davon überzeugt, dass keiner der Studenten in Heidelberg während der berühmten Zeit jener „Herrschaft des Barons Ritzner von Jung“ jemals das Geheimnis, das seinen Charakter verhüllte, durchschaut hat. Und ebenso bestimmt glaube ich, dass außer mir kein Mensch an der ganzen Universität ihn eines Scherzwortes oder einer scherzhaften Tat für fähig hielt. Desgleichen hätte man wirklich eher der alten Bulldogge am Gartentor oder der Perücke des Professors der Theologie zugetraut, trotzdem es oft klar an den Tag kam, dass die tollsten, unverzeihlichsten Streiche, Taugenichtserien und närrischsten Possen, wenn auch nicht gerade von ihm angezettelt, so doch infolge seiner geheimnisvollen Vermittlung ausgeheckt und ausgeführt wurden. Die Grazie – wenn ich dies Wort hier gebrauchen darf – seiner Kunst zu mystifizieren lag nämlich in einer angeborenen Kenntnis der menschlichen Natur und einer der wunderbarsten Selbstbeherrschung entsprungenen Geschicklichkeit, die jedem klar beweisen musste, dass die tollen Streiche, die er anzettelte, eigentlich teils trotz, teils infolge seiner Bemühungen vollführt wurden, die Ordnung und die Würde der Alma mater zu schützen. Der tiefe, durchdringende, überwältigende Kummer, in den sich stets nach dem Misslingen solch preiswürdiger Anstrengungen sein Gesicht zu falten pflegte, ließ auch bei unseren skeptischsten Genossen nicht den geringsten Zweifel an der Aufrichtigkeit, seiner Gefühle aufkommen. Die Geschicklichkeit, mit der er dann jede Spur von Scherzhaftigkeit von sich fort auf den Scherz selbst übertrug, jede Absurdität von seiner Person weg und nur auf die Streiche selbst hinleitete, verdiente eine gleich große Beachtung. Ich habe nie wieder einen Menschen kennengelernt, der so geschickt den natürlichen Folgen seiner Manöver ausgewichen wäre. Mein Freund ging stets in eine Atmosphäre von Tollheit eingehüllt und schien dennoch bloß für die ernstesten Seiten der Geselligkeit zu leben; selbst seine Behausung, seine Lebensgewohnheiten, alles war dazu angetan, mit der Erinnerung an die Persönlichkeit des Barons Ritzner von Jung stets die Vorstellung von Ernst, Würde, ja, Erhabenheit zu verbinden.

Während der Zeit seines Aufenthaltes in Heidelberg schien der Geist des dolce far niente wie ein Inkubus über der Universität zu liegen. Man dachte an nichts anderes als an Essen, Trinken, Rauchen usw. Die Wohnungen der Studenten wurden in Kneipen verwandelt, und die berühmteste und besuchteste aller dieser Kneipen war die des Barons. Hier fanden die meisten, längsten, geräuschvollsten und ereignisreichsten Zechereien statt.

Einmal nun hatten wir unsere „Sitzungen“ bis fast zum Tagesanbruch ausgedehnt und alle dem Weine reichlicher als sonst zugesprochen. Die Gesellschaft bestand außer dem Baron und mir aus sieben oder acht Personen. Die meisten von ihnen waren sehr begüterte junge Leute, die Verbindungen mit den höchsten Kreisen hatten und im Punkte der Ehre schon aus Familienstolz und Tradition sehr peinlich empfanden. Ihre Ansichten über das Duell waren – mehr als deutsch zu nennen. In der letzten Zeit hatten drei oder vier Zweikämpfe mit verhängnisvollem Ausgang in Heidelberg stattgefunden und ihren übertriebenen Anschauungen neue Kraft und Nahrung gegeben, so dass sich während des größeren Teiles der Nacht die Unterhaltung nur um diesen einen Punkt, der alle am

meisten interessierte, gedreht hatte. Der Baron, der anfangs ungewöhnlich still und schweigsam gewesen, schien nach und nach aus seiner Apathie zu erwachen, nahm dann plötzlich aufs lebhafteste an unserer Unterhaltung teil und führte sie bald vollständig. Er betonte den Nutzen und die Schönheit, welche dieses Gesetz der Etiquette in sich schließe, mit einer Wärme, einer so eindrucksvollen Beredsamkeit und Herrlichkeit, dass er seine Zuhörer zur Begeisterung hinriss und mich selbst ganz aus der Fassung brachte, denn ich kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, dass er in seinem Herzen über all die Dinge, die er da pries, lachte und für den ganzen Duellunfug die überlegene Verachtung hatte, welche er verdient.

Als ich während einer Pause in der Rede des Barons – die ich, wenn auch nur schwach, doch am deutlichsten beschreibe, wenn ich sage, dass sie mit dem glühenden, singenden, monotonen und doch musikalisch-predigerhaften Tonfalle Coleridges Ähnlichkeit hatte – meine Blicke bei unseren Genossen umherschweifen ließ, sah ich, dass einer von ihnen mehr als alle anderen interessiert und erregt zuhörte. Dieser Herr, den ich Herrn von Mann nennen möchte, war in jeder Hinsicht ein Original – das heißt abgesehen von der einen Eigenschaft, dass er ein sehr großer Narr war. Er hatte es jedoch fertig gebracht, sich bei einer besonderen Clique an der Universität in den Ruf zu setzen, ein logisches Talent und ein tiefer Denker zu sein. Doch auch als Duellant stand er in Heidelberg in großem Ansehen. Ich habe die genaue Zahl der Opfer vergessen, die durch seine Hand gefallen – jedenfalls war sie nicht klein. Er besaß ohne Zweifel viel Mut, doch rühmte er sich weniger dieses Mutes als seiner genauen Kenntnis der Duellformen, der Etikette des Duells sozusagen, und seiner schönen Empfindlichkeit im Punkte der Ehre. Das war sein Steckenpferd, das er zu Tode hetzte. Und er tat's in einer durchaus lächerlichen Weise; was dem Baron Ritzner, der immer auf der Lauer lag, jemanden zu düpiere, schon lange Zeit die Nahrung gegeben, mit der er seinen Hunger, andere Leute anzuführen, wohl stillen konnte. Alles dies wusste ich jedoch damals noch nicht so ganz sicher, merkte aber sofort, dass Ritzner wieder einen Streich in petto hatte und dass Herr von Mann sein Opfer werden sollte.

Während jener nun in seinem Gespräch oder vielmehr Monolog immer feuriger wurde, bemerkte ich, dass auch die Erregung des Herrn von Mann mit jedem Augenblicke wuchs. Endlich unterbrach er den Baron, um sehr eingehend die Gründe, die er für seine eigene Ansicht hatte, auseinanderzusetzen. Der Baron antwortete ihm – und zwar immer in „tiefgefühltestem“ Tone – ebenfalls sehr eingehend und schloss, wie mir schien, ziemlich geschmacklos, mit einer sarkastischen, höhnischen Bemerkung. Nun begann Herr von Manns Steckenpferd plötzlich in den Zügel zu schäumen. Ich entnahm es aus der spintisierenden Wortklauberei, mit der er seinem Gegner nunmehr aufwartete. Der letzten Worte seiner Entgegnung entsinne ich mich noch ganz deutlich: „Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen dies sage, Baron von Jung: Ihre Ansichten sind, obwohl in der Hauptsache korrekt, dennoch in verschiedenen Punkten weder für Sie noch für die Universität, deren Mitglied Sie sind, ehrenvoll. In mancher Hinsicht sind Sie sogar nicht einmal einer ernsthaften Widerlegung wert. Ich würde noch mehr sagen, mein Herr, müsste ich nicht fürchten, Sie zu beleidigen.“ – hier lächelte er niederträchtig liebenswürdig – „Ich würde sagen, dass Ihre Anschauungen nicht die sind, die man von einem Ehrenmann erwarten darf.“

Als Herr von Mann seine mehr als zweideutige Rede beendet hatte, richteten sich aller Augen auf den Baron. Er wurde bleich, dann beängstigend rot, dann fiel ihm sein Taschentuch aus der Hand, und während er sich zur Erde beugte, um es wieder aufzuheben, gelang es mir, in dem Augenblicke, da ihn niemand sonst sehen konnte, einen raschen Blick auf sein Gesicht zu werfen. Es strahlte vor Freude und hatte jenen komischen, höchst belustigten Ausdruck, den es nur annahm, wenn wir allein waren und er sich mir gegenüber rückhaltlos offen zeigte. Einen Augenblick später stand er aufrecht vor Herrn von Mann da – der Ausdruck seiner Züge war in der kurzen Zeit ein so vollständig anderer geworden, dass ich fast glauben musste, ich hätte mich getäuscht und er behandle die ganze Sache als eine vollständig ernste Angelegenheit: vor Erregung schien er zu ersticken, leichenblass war er wieder geworden. Er schwieg eine kurze Zeit, als wolle er sich fassen, und als ihm dies scheinbar gelungen, ergriff er eine große Weinkaraffe, die in seiner Nähe stand, hielt sie sehr ausdrucksvoll fest und sagte: „Die Redensarten, die Sie, Herr von Mann, mir zuzuschleudern für gut befunden haben, sind in so verschiedenen Punkten anfechtbar, dass ich weder Zeit noch Lust habe, näher auf sie einzugehen. Dass meine Anschauungen jedoch nicht die seien, die man von einem Ehrenmann erwarten dürfe, ist ein so beleidigender Vorwurf, dass er mir nur einen Weg zum Handeln offen lässt. Doch erfordert die Gegenwart dieser Gesellschaft so wie der Umstand, dass Sie mein Gast sind, immerhin einige Reserve meinerseits. Sie werden es deshalb verstehen, dass ich von dem unter Ehrenmännern nach einer solchen persönlichen Beleidigung üblichen Verfahren ein wenig abweiche. Sie werden mir deshalb auch verzeihen, wenn ich Sie in diesem Augenblicke sehr bescheiden taxiere und Sie bitte, für eine kurze Zeit Ihr Abbild da im Spiegel für den lebendigen Herrn von Mann selbst anzusehen. Wenn das geschehen ist, werden wir aller Schwierigkeiten enthoben sein. Ich werde die Karaffe Wein auf Ihr Bild da im Spiegel entleeren und so den Geist, wenn schon nicht den genauen Buchstaben des Gesetzes erfüllen, das die Bestrafung jeder persönlichen Beleidigung fordert, während ich doch der Notwendigkeit enthoben bin, Ihre wirkliche Person körperlich verletzen zu müssen.“

Mit diesen Worten schleuderte er die gefüllte Karaffe gegen den Spiegel, der dem Herrn von Mann direkt gegenüber hing, und traf genau sein Abbild, wobei der Spiegel natürlich in tausend Stücke ging. Die ganze Gesellschaft sprang auf und verabschiedete sich rasch. Als Herr von Mann das Zimmer verlassen hatte, bat mich Ritzner flüsternd, ihm schnell zu folgen und mich ihm als Sekundanten anzubieten. Ich tat es, ohne jedoch recht zu wissen, wie die ganze lächerliche Angelegenheit enden sollte.

Der Duellant nahm mein Anerbieten mit steifer, höchst affektierter Miene an, nahm meinen Arm und führte mich in seine Wohnung. Ich konnte mich kaum enthalten, ihm ins Gesicht zu lachen, als er mir mit dem tiefsten Ernst „den besonderen, verfeinten Charakter“ der empfangenen Beleidigung auseinandersetzte. Nach einer ziemlich langweiligen Ansprache nahm er eine Anzahl alter Bücher von seinem Bücherbrett, die sämtlich vom Duell handelten, und unterhielt mich eine Zeitlang damit, Stellen aus ihnen mir vorzulesen und ernsthaft zu kommentieren. Der Titel einiger dieser Werke erinnere ich mich noch ganz genau – er las mir vor aus „Anordnungen Philipps des Schönen über den Zweikampf“, aus

„Theater der Ehre“ von Faoyen und eine Abhandlung „Wann ist das Duell erlaubt?“ von Audignier. Er blätterte auch mit viel Haltung in Brantoms „Duellmemoiren“, das im Jahre 1666 in Köln erschien, in Elzevir auf Velin mit einem wundervollen Rande und von Derôme gebunden. Doch lenkte er meine Aufmerksamkeit ganz besonders und mit einer Miene mysteriöser Gelehrsamkeit auf einen dicken Oktavband, der in barbarischem Latein von einem Franzosen, einem gewissen Hedelin, geschrieben worden war und den spitzfindigen Titel trug: „Duelli lex scripta et non, aliterque“. Aus diesem Buche las er mir das unglaublichste Kapitel vor, das wohl je in der Welt geschrieben worden ist: „Injuriae per applicationem, per constructionem et per se“, von dem die Hälfte, wie er behauptete, genau auf seinen eigenen „besonderen, verfeinten“ Fall passe, obwohl ich von dem Ganzen auch nicht eine Silbe verstand. Als er die Kapitel zu Ende gelesen hatte, schloss er das Buch und fragte mich, was ich nun für das richtigste hielte. Ich erwiderte ihm, dass ich vollständiges Vertrauen zu der Zartheit seiner Gefühle hege und allen seinen Vorschlägen von vornherein zustimme. Diese Antwort schien ihm zu schmeicheln, denn er setzte sich sofort nieder und schrieb folgenden Brief an den Baron:

Mein Herr!

Mein Freund, Herr Poe, wird Ihnen diesen Brief überbringen. Ich halte es für meine Pflicht, Sie um baldmöglichste Auskunft betreffs der Vorfälle zu bitten, die sich heute nacht in Ihrer Wohnung ereignet haben. Sollten Sie diese Aufklärung verweigern, so wird Herr Poe so liebenswürdig sein, mit irgendeinem Ihrer Freunde, den Sie bezeichnen wollen, die zu einem Zusammentreffen nötigen Schritte zu tun.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebenster Karl von Mann
An den Baron Ritzner von Jung.

18. August 18...

Da ich nichts Besseres zu tun wusste, überbrachte ich also Ritznern diesen Brief. Er verbeugte sich, als er ihn entgegennahm, und führte mich ernst und zeremoniell zu einem Sitze. Nachdem er die Herausforderung durchgelesen hatte, schrieb er folgende Antwort, die ich Herrn von Mann schleunigst zurückbringen musste.

Mein Herr!

Durch unseren gemeinsamen Freund, Herrn Poe, habe ich Ihr Schreiben von heute früh erhalten. Nach reiflicher Überlegung muss ich zugeben, dass Sie das Recht haben, eine Aufklärung von mir zu verlangen. Doch macht es mir in Anbetracht des besonderen, verfeinten Charakters unserer Uneinigkeit und der Ihnen zugefügten persönlichen Beleidigung große Schwierigkeit, eine bis ins einzelne gehende und allen Schattierungen der Beleidigung entsprechende wörtliche Satisfaktion zu geben. Ich vertraue jedoch auf Ihre ganz außerordentlich ausgebildete feine Unterscheidungsgabe in Sachen der Etikette, die Sie ja schon seit langer Zeit so ganz besonders auszeichnet. In der vollkommenen Sicherheit, dass Sie mich verstehen werden, bitte ich also um die Erlaubnis, dass ich statt ihnen meine eigenen Empfindungen auszudrücken, Sie auf die Meinungen Hedelins verweisen darf, die er im neunten Paragraphen des Kapitels „Injuriae per

applicationem, per constructionem et per se“ in seinem Buche „Duelli lex scripta et non, aliterque“ niedergelegt hat. Ihre anerkannt scharfe Urteilskraft in all den Sachen, die dort abgehandelt werden, wird Sie, des bin ich gewiss, davon überzeugen, dass der bloße Umstand, dass ich Sie auf diese prächtige Passage hinweise, genügt, Ihre Bitte um Aufklärung in der eines Ehrenmannes würdigen Weise zu erfüllen. Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster Ritzner von Jung
An Herrn Karl von Mann.

18. August 18...

Herr von Mann begann die Lektüre dieses Briefes mit finsterem Gesichte. Bald jedoch hellten sich seine Züge auf, und ein Lächeln possierlichster Selbstgefälligkeit überflog dieselben, als er an das Geschwätz über die „Injuriae per applicationem, per constructionem et per se“ gekommen war. Als er fertig war, bat er mich mit dem lebenswürdigsten Lächeln der Welt, Platz zu nehmen, während er die betreffende Abhandlung herbeiholte. Er suchte die angeführte Stelle auf, las sie sehr sorgfältig leise durch, schloss das Buch und bat mich, in meinem Charakter als Vertrauensmann dem Baron von Jung seine allervorzüglichste Hochachtung für sein ritterliches Betragen auszusprechen und ihm zu versichern, dass die gegebene Aufklärung die vollste, ehrenhafteste, unzweideutigste Satisfaktion in sich geschlossen, die man sich nur denken könne.

Über all dies höchst erstaunt, begab ich mich wieder zu dem Baron zurück. Er schien Herrn von Manns lebenswürdige Empfehlung als etwas ganz Selbstverständliches hinzunehmen und begab sich nach ein paar allgemeinen Worten in ein anderes Zimmer, aus dem er bald mit der unvermeidlichen Abhandlung „Duelli lex scripta et non, aliterque“ zurückkam. Er überreichte mir den Band und bat mich, etwas darin zu lesen. Ich tat es, konnte jedoch nicht das geringste verstehen. Dann nahm er selbst das Buch und las mir ein Kapitel laut vor. Zu meiner Überraschung sah ich nun, dass es ein grässlich absurder Bericht über ein Duell zwischen zwei Pavianen war. Jetzt erklärte er mir das Geheimnis und zeigte mir, dass das Buch nach dem Plan der Unsinnverse des Du Bartas geschrieben sei, das heißt, es war so geschickt verfasst, dass es auf einen oberflächlichen Blick hin alle äußeren Zeichen von Verständlichkeit, ja! selbst von Tiefe aufwies, während es in Wirklichkeit nicht den Schatten eines Sinnes enthielt. Erst wenn man abwechselnd jedes zweite und dritte Wort ausließ, erschien eine Reihe spaßhafter Spöttereien über den Zweikampf, wie er in modernen Zeiten ausgeführt wird.

Später erzählte mir der Baron einmal, dass er zwei oder drei Wochen vor dem Abenteuer die Abhandlung absichtlich in Herrn von Manns Hände gespielt und voll Zufriedenheit aus dem hohen Tone seiner Reden entnommen habe, dass er dieselbe mit größter Aufmerksamkeit studiert habe und für ein sehr verdienstvolles Werk halte. Auf diese Bemerkung hatte er nur gewartet. Herr von Mann wäre lieber tausend Tode gestorben als einzugestehen, dass er einen Buchstaben von dem, was auf der ganzen Welt über das Duell geschrieben worden ist, nicht gelesen und verstanden habe.

Eine Widerborstigkeit

„Lasst uns auf die Wälle eilen“, sagte Abel-Phittim zu Buzi-Ben-Levi und Simeon dem Pharisäer am zehnten Tage des Monats Thammuz im Jahre dreitausendneunhunderteinundvierzig – „lasst uns auf die Wälle eilen, die dem Tore Benjamins in der Stadt Davids zunächst liegen, und auf das Lager der Unbeschnittenen herabsehen; denn es ist die letzte Stunde der vierten Wache, die Sonne geht auf, und die Götzendiener warten auf uns mit den Opferlämmern, die uns Pompejus versprochen.“

Simeon, Abel-Phittim und Buzi-Ben-Levi waren die Gizbarim oder Unter-Einnehmer der Opfergaben in der heiligen Stadt Jerusalem.

„Wahrhaftig“, erwiderte der Pharisäer, „lasst uns eilen, denn diese Freigebigkeit bei den Heiden ist ungewöhnlich, und noch immer ist Wankelmütigkeit bei den Baalsanbetern gefunden worden.“

„Sie sind so wankelmütig und verräterisch, wie der Pentateuch wahr ist“, sagte Buzi-Ben-Levi, „jedoch nur gegen das Volk Adonais. Wann hätte man je gesehen, dass die Ammoniter zu ihrem Schaden wankelmütig gewesen wären? Es scheint mir kein zu großer Zug von Freigebigkeit zu sein, uns Lämmer für den Altar des Herrn zu überlassen, wenn sie für jeden Kopf dreißig Silbersekel erhalten.“

„Du vergissest jedoch, Ben-Levi“, erwiderte Abel-Phittim, „du vergisst: der Römer Pompejus, der so gottlos die Stadt des Allerhöchsten belagert, hat keine Sicherheit, dass wir die für den Altar gekauften Lämmer nicht mehr zur Nahrung des Körpers als des Geistes verwenden.“

„Aber – bei den fünf Spitzen meines Bartes!“ rief der Pharisäer aus, der zu der Sekte der ›Schläger‹ gehörte (einer kleinen Gruppe von ›Heiligen‹, deren Sitte es war, die Füße gegen das Steinpflaster zu stoßen und zu verwunden, ein beständiger Vorwurf für die weniger Eifrigen –! ein Stein des Anstoßes für die minder gottseligen Fußgänger!), „bei den fünf Spitzen meines Bartes, den ich als Priester nicht rasieren lassen darf: Sind wir alt geworden, um den Tag zu erleben, an dem ein lästerlicher, götzendienerischer römischer Emporkömmling uns anklagen darf, den Gelüsten des Fleisches die heiligsten und geweihtesten Gaben geopfert zu haben? Haben wir gelebt, um den Tag zu sehen, an dem ...“

„Lasst uns nicht weiter über die Gründe der Philister rechten“, unterbrach ihn Abel-Phittim, „denn heute ziehen wir zum ersten Male Nutzen aus ihrer Freigebigkeit oder ihrem Geiz. Lasst uns vielmehr auf die Wälle eilen, damit die Opfer nicht fehlen am Altar, dessen Feuer der Regen des Himmels nicht verlöschen, dessen Rauchsäulen der Sturm nicht zerwehen kann!“

Der Stadtteil, auf den unser würdiger Gizbarim nun zueilte, und der nach seinem Erbauer, dem König David, genannt war, galt als der befestigteste Teil von Jerusalem; er lag auf dem hohen, steilen Berge Zion und war von einem breiten, tiefen, in den Fels gehauenen Graben umgeben, an dessen innerem Rande sich eine hohe, feste Mauer erhob. Diese Mauer war in regelmäßigen Zwischenräumen mit viereckigen Türmen aus weißem Marmor geschmückt, deren niedrigster sechzig und deren höchster hundertundzwanzig Ellen maß. Aber in der Nähe des Tores Benjamins endete die Mauer, denn dort erhob sich aus dem Graben ein fast lotrecht

aufsteigender Fels von zweihundertundfünfzig Ellen Höhe, der zu dem steilen Berge Moriah gehörte, so dass Simeon und seine Genossen von der Spitze des hier errichteten Turmes Adoni-Bezek, des höchsten um ganz Jerusalem, von dem aus gewöhnlich mit der belagernden Armee verhandelt wurde, das feindliche Lager von einer Höhe aus betrachteten, welche die der Cheopspyramide um einige und die des Tempels des Belus um viele Fuß schlug.

„Wahrhaftig“, seufzte der Pharisäer, während er mit schwindelnden Augen in den Abgrund starrte, „die Unbeschnittenen sind zahlreich wie der Sand am Meere und wie die Heuschrecken in der Wüste. Das Tal des Königs ist das Tal Adommins geworden.“

„Und doch“, rief Ben-Levi, „kannst du mir nicht einen Philister zeigen, von Aleph bis Tau, von der Wüste bis an die Festungsmauern, der größer scheint wie der Buchstabe Jot!“

„Lasst den Beutel mit den Silbersekeln herunter!“ schrie jetzt ein römischer Soldat mit einer rauhen, barschen Stimme, die aus der Unterwelt zu kommen schien. „Lasst den Beutel mit den verfluchten Münzen herunter, deren Namen auszusprechen einem edlen Römer die Zunge zerbrechen kann! Ist das eine Art und Weise, unserem Herrn Pompejus eure Dankbarkeit dafür zu erzeigen, dass er in seiner Güte euren gottlosen Belästigungen Gehör geschenkt hat? Der Gott Phoebus, der ein wahrer Gott ist, jagt schon seit einer Stunde in seinem Wagen dahin, und solltet ihr nicht bei Sonnenaufgang auf den Wällen sein? He!? Ædepol! Glaubt ihr vielleicht, dass wir, die Eroberer der Welt, nichts Besseres zu tun hätten, als an der Tür jedes Hundestalles zu warten, bis es den Hunden der Erde einfällt, mit uns ihr Geschäft zu machen? Herunter mit dem Beutel, sage ich, und passt auf, dass euer Lumpengeld die richtige Farbe und das richtige Gewicht hat!“

„El Elohim“, jammerte der Pharisäer, als die misstönenden Laute des Centurionen die Felsklippen herauf klangen und sich an den Mauern des Tempels zerschlugen. „El Elohim –! wie heißt? wer ist der Gott Phoebus, wen ruft der Gotteslästerer an? Du, Buzi-Ben-Levi, der du die Gesetze der Heiden kennst und unter ihnen gewohnt hast, ist es Nergal, von dem der Götzendiener spricht? Oder Ashimah –? Oder Nibhaz –? Oder Tartak –? Oder Adramalech –? Oder Anamalech –? Oder Succoth-Benith –? Oder Dagon –? Oder Belial –? Oder Baal-Perith –? Oder Baal-Peor –? Oder Baal-Zebub?“

„Nein, es ist keiner von allen; aber gib acht, lass das Seil nicht zu schnell zwischen deinen Fingern hinabgleiten; denn der Korb könnte an jenem Felsvorsprunge anstoßen, und das heilige Opfergeld würde hinausgeschleudert werden.“

Mit Hilfe eines ziemlich ungeschickten Mechanismus langte der Korb endlich unten an; und von ihrer hohen Bergeszinne sahen sie mit schwindelnden Blicken, wie sich die Römer unten um denselben herumdrängten; aber die Höhe und der Morgennebel verhinderten sie, ihre Bewegungen genau zu verfolgen.

Es verstrich eine halbe Stunde.

„Wir werden uns verspäten“, seufzte der Pharisäer und blickte ungeduldig in den Abgrund hinunter, „wir werden uns verspäten, und die Katholim werden uns unseres Amtes entsetzen.“

„Nie mehr“, entgegnete Abel-Phittim, „werden wir uns von der Fettigkeit der Erde nähren, nie mehr werden unsere Bärte nach Weihrauch duften und unsere Lenden mit dem feinen Leinen des Tempels gegürtet sein.“

„Raca!“ fluchte Ben-Levi, „Raca! Wollen sie uns um das Handelsgeld betrügen oder, heiliger Moses, sollten sie wagen, die Sekel des Tabernakels nachzuwiegen?“

„Sie haben eben das Signal gegeben“, rief der Pharisäer, „sie haben eben das Signal gegeben! Zieh auf, Abel-Phittim, und du, Buzi-Ben-Levi, zieh auf! Denn entweder halten die Philister den Korb noch fest, oder der Herr hat ihre Herzen erweicht, dass sie ein Tier von gutem Gewicht hineingesetzt haben.“ Und die Gizbarim zogen und zogen ihre schwere Last durch den noch immer zunehmenden Nebel nach oben.

„Heiliger Moses“, stöhnte es über die Lippen Ben-Levis, als nach einer Stunde am Ende des Seiles ein Gegenstand undeutlich sichtbar wurde. „Heiliger Moses! Es ist ein Widder aus den Dickichten von Engadin und sein Fell so rau wie das Tal Josaphat.“

„Es ist ein Erstgeborener der Herde“, sagte Abel-Phittim. „Ich erkenne es an seinen Blockklippen und an der kindlichen Rundung seiner Glieder. Seine Augen sind schöner als die Juwelen auf dem Brustschild des Hohenpriesters, und sein Fleisch ist süß wie der Honig vom Hebron.“

„Es ist ein gemästetes Kalb von den Weiden Bashans“, sagte der Pharisäer. „Die Heiden haben bewunderungswürdig an uns gehandelt. Lasst uns die Stimme zu einem Psalm erheben! Lasst uns danken mit Trompeten und Posaunen, mit Psaltern, mit Harfen, mit Cymbeln, mit Zithern!“

Erst als der Korb bis auf einige Fuß in die Nähe der Gizbarim gekommen war, verriet ihnen ein leises Grunzen, dass er ein Schwein von ganz ungewöhnlicher Größe enthielt.

„El Emanu!“ rief das Trio, die Augen zum Himmel gewandt; und sie ließen voll Entsetzen das Seil los, und das Schwein stürzte kopfüber unter die Philister.

„El Emanu – Gott sei mit uns – es ist das unaussprechliche Fleisch!“

Die Sphinx

Während der furchtbaren New Yorker Cholerazeit hatte ich es vorgezogen, die freundliche Einladung eines Verwandten anzunehmen und bei ihm in der Abgeschlossenheit eines Landhäuschens, am Ufer des Hudson, einige Wochen zuzubringen. Wir konnten uns dort alle die üblichen Sommerunterhaltungen und Lustbarkeiten gestatten und hätten uns auch wohl die Zeit mit Ausflügen in die weiten Wälder, mit Kahnfahren, Fischen, Baden, mit Malen und Zeichnen, mit Musik und Lektüre auf das allerangenehmste vertrieben, wenn uns nicht jeden Morgen die schrecklichen Nachrichten aus der nahen Riesenstadt zugegangen wären. Beinahe kein Tag verstrich, der uns nicht die Nachricht von dem Tode eines mehr oder weniger guten Bekannten brachte. Und als das Verhängnis weiter fortschritt, da sahen wir schließlich nur noch mit dem größten Bangen dem Boten entgegen, der uns die Briefe und Zeitungen brachte; denn wir konnten sicher sein: unter den Opfern, die die Seuche seit der letzten Post gefordert, befand sich wieder einer unserer Freunde – wenn nicht gar mehrere und die liebsten!

So mochte es kommen, dass uns schließlich selbst die Luft, die aus dem Süden kam, todbringend schien. Mich wenigstens fasste dieser Gedanke, um mich schließlich nicht wieder loszulassen und sich in jede Wendung meines Sprechens, Denkens und Träumens einzuschleichen.

Mein gastfreundlicher Verwandter war weniger erregt. Und obwohl er sich innerlich auch recht gedrückt fühlen mochte, versuchte er doch, mich aufzurichten. Sein scharfer, philosophisch geschulter Verstand ließ sich von Unwirklichkeiten nicht so leicht berühren. Tatsächliche Schrecknisse, Gefahren und so weiter konnten ihn sicherlich hart bedrängen, aber ihre bloßen Schatten gingen unwirksam an ihm vorüber.

Seine Bemühungen, mich zusammenzurütteln und aus meinem Zustande krankhafter Verdüsterung, in den ich gesunken war, herauszureißen, wurden größtenteils durch gewisse Bücher vereitelt, die ich in seiner Bibliothek gefunden. Sie hatten einen Inhalt, der die Saat ererbten Aberglaubens in mir notwendig zum Keimen bringen musste.

Ich hatte diese Bücher gelesen, ohne dass mein Gastgeber darum wusste. Und so konnte er sich erst recht nicht erklären, welchem Umstände die dauernde Veränderung meines Wesens im besonderen zuzuschreiben sein mochte, noch wissen, wie es überhaupt in mir aussah.

Damals war ich ganz besonders geneigt, an Vorbedeutungen zu glauben – ja, diesen Glauben selbst ernsthaft zu verteidigen. Wir führten darüber lange und lebhaft Debatten. Mein Verwandter betonte immer wieder, wie vollständig unberechtigt der Glaube an dergleichen Dinge sei – ich behauptete dagegen, dass ein so vielfach empfundenes Gefühl, wenn es sich plötzlich, unvorbereitet, ohne erkennbare Spuren einer Suggestion von außen, einstellt, in sich selbst die nicht zu verkennende Kraft der Wahrheit enthalten und größere Beachtung beanspruchen müsse.

Nun geschah es, dass sich bald nach meiner Ankunft in dem Landhause ein seltsamer Vorfall ereignete, der so viel Unheilverkündendes an sich hatte, dass es

nur zu erklärlich war, wenn ich ihn als eine Vorbedeutung ansah. Er erschreckte, verwirrte und verstörte mich so, dass mehrere Tage vergingen, ehe ich mich entschließen konnte, meinem Freunde eine Mitteilung von demselben zu machen.

Am Abend eines außerordentlich warmen Tages saß ich mit einem Buche in der Hand an einem offenen Fenster, das eine weite Aussicht längs der Ufer des Flusses auf einen entfernten Hügel gestattete, dessen mir zugekehrter Abhang größtenteils der Bäume entblößt worden war. Meine Gedanken waren schon lange von dem Buche in meiner Hand zu den Verwüstungen gewandert, die in der benachbarten Stadt herrschen mochten. Als ich einmal meine Blicke von den Blättern erhob, fielen sie auf das nackte Bild jenes Hügels und auf einen Gegenstand – auf ein lebendiges Ungeheuer von schaudererregender Gestalt, das sich mit großer Schnelligkeit vom Gipfel zum Grunde bewegte und endlich in dem dichten Walde am Fuße des Hügels verschwand. Als mein Auge dies Wesen zuerst wahrnahm, bezweifelte ich meinen gesunden Verstand oder wenigstens das Zeugnis meiner Augen; und es dauerte mehrere Minuten lang, ehe ich mich davon überzeugte, dass ich weder irre sei noch träume. Und dennoch fürchte ich, dass alle, denen ich das Ungeheuer beschreibe, das ich doch deutlich sah und auf seinem ganzen Wege unausgesetzt beobachtete, noch schwerer zu überzeugen sein werden, als ich es selbst war.

Ich schätzte die Größe des Untieres durch einen Vergleich mit dem Durchmesser der großen Bäume ab, der wenigen Waldriesen, die man bei der Abholzung übergangen hatte, und schloss, dass sie beträchtlicher sei als die eines der mittelgroßen Dampfboote, die auf dem Flusse verkehrten. Ich sagte, als die eines Bootes, weil die Gestalt des Ungeheuers den Vergleich mit dem Rumpfe eines solchen Fahrzeuges nahe legte. Der Mund des Tieres befand sich am Ende eines Rüssels, der sechzig oder siebenzig Fuß lang und so dick wie der Körper eines gewöhnlichen Elefanten war. An der Wurzel des Rüssels wucherte eine ungeheuere Menge schwarzen Haares – es war mehr als die Haut von zwanzig Büffeln hätte liefern können; und aus diesem Haare wuchsen seitlich nach unten zwei leuchtende Hauer hervor, ähnlich wie bei dem wilden Eber, doch von unendlich größeren Dimensionen. Parallel mit dem Rüssel, nach vorwärts gerichtet, befand sich auf jeder Seite von demselben etwas wie ein riesiger Stab, dreißig oder vierzig Fuß lang, anscheinend aus reinstem Kristall und von der Gestalt eines regelrechten Prismas, das die Strahlen der untergehenden Sonne auf das prächtigste widerspiegelte. Der Rumpf hatte die Form eines Keils, dessen Spitze zur Erde gerichtet ist. Von ihm spreiteten sich zwei Paar Flügel aus, und zwar lag ein Paar über dem anderen –; jeder einzelne Flügel mochte ungefähr hundert Ellen lang sein und war reichlich mit Metallschuppen bedeckt, von denen jede wohl zehn bis zwölf Fuß Durchmesser hatte. Ich bemerkte, dass das obere und untere Paar Flügel durch eine starke Kette miteinander in Verbindung standen. Das Sonderbarste an diesem schrecklichen Wesen war das Bild eines Totenkopfes, das fast die ganze Oberfläche der Brust bedeckte und sich nun im strahlendsten Weiß so deutlich von dem übrigen Schwarz des Körpers abhob, als habe es ein Künstler sorgfältig aufgezeichnet. Während ich dies fürchterliche Tier und besonders das Bild auf seiner Brust mit Furcht und Entsetzen betrachtete, mit einer Vorempfindung kommenden Unheils, die ich durch keine Verstandesgründe niederzuringen

vermochte, bemerkte ich, dass sich die ungeheuren Kiefer am Ende des Rüssels teilten und ein so lauter, eindringlicher Wehelaut aus ihnen hervordrang, dass er meine Nerven zerriss, wie ein Totengeläute ... Als das Ungeheuer am Fuße des Berges verschwand, sank ich ohnmächtig zu Boden.

Ich kam jedoch bald wieder zu mir. Meine erste Empfindung war, meinem Wirte alles, was ich gesehen und gehört hatte, sofort mitzuteilen – und es ist mir selbst kaum erklärlich, welches Gefühl des Widerwillens mich zum Schluss dennoch daran verhinderte.

Eines Abends, drei oder vier Tage nach dem Vorfall, saßen wir zusammen in dem Zimmer, von dem aus ich die Erscheinung beobachtet hatte. Ich hatte denselben Sitz an demselben Fenster inne, er lag gemächlich auf dem Sofa an meiner Seite. Die Ähnlichkeit der Situation trieb mich, ihm von dem Phänomen doch noch zu reden. Er hörte mich bis zu Ende an – lachte erst herzlich – wurde aber dann plötzlich außerordentlich ernst, als zweifele er an meinem gesunden Verstande. In diesem Augenblicke jedoch erblickte ich das Ungeheuer wieder ganz deutlich und richtete mit einem Schrei des Entsetzens die Aufmerksamkeit meines Freundes auf dasselbe. Er blickte aufmerksam hin –, behauptete jedoch, nichts zu sehen, obwohl ich ihm bis ins kleinste den Weg des Tieres auf dem nackten Abhänge des Hügels bezeichnete.

Ich war nun über die Maßen erschreckt, denn ich hielt die Erscheinung entweder für eine Vorbedeutung meines Todes oder, was noch schlimmer war, für den Vorläufer eines Wahnsinnsanfalles. In höchster Erregung warf ich mich in meinen Stuhl zurück und verbarg ein paar Augenblicke lang mein Gesicht in meinen Händen. Als ich wieder aufblickte, war die Erscheinung nicht mehr zu sehen.

Mein Gastgeber jedoch hatte seine Ruhe so ziemlich wiedererlangt und fragte mich nun auf das genaueste nach der Gestalt des geschauten Wesens. Als ich ihn vollständig befriedigt hatte, seufzte er auf, als sei er von einer schweren Last erlöst, und begann mit einer, wie mir schien, grausamen Ruhe von verschiedenen Punkten der spekulativen Philosophie zu sprechen, über die wir schon oft diskutiert hatten. Ich erinnere mich, dass er sich unter anderem ganz besonders über den Gedanken verbreitete, dass die hauptsächlichste Quelle des Irrtums aller menschlichen Erforschungen in der Neigung des Verstandes begründet läge, die Größe eines Gegenstandes zu über- oder zu unterschätzen, und zwar durch falsche Taxierung seiner Nähe. „So müsste“, sagte er, „wenn man den Einfluss abschätzen wollte, den einst die gänzliche Ausbreitung der Demokratie auf die Menschheit haben wird, die Entfernung jenes Zeitpunktes, an dem eine solche Ausbreitung möglich sein würde, ein beachtenswertes Moment bei dieser Abschätzung bilden. Und doch – kannst du mir einen Sozialpolitiker nennen, der jemals diesen Punkt der Diskussion wert erachtete?“

Hier unterbrach er sich, ging zum Bücherschrank und entnahm demselben einen der gewöhnlichen Leitfäden der Naturgeschichte. Dann bat er mich, den Platz mit ihm zu wechseln, damit er den kleinen Druck des Buches besser lesen könne, schob meinen Lehnstuhl ans Fenster und nahm seine Rede in dem gleichen Tone wie vorhin wieder auf.

„Wenn du mir das Ungeheuer nicht so außerordentlich genau beschrieben hättest“, sagte er, „hätte ich dir niemals zeigen können, was es wirklich ist. Zuerst will ich dir vorlesen, was die Schulknaben von der Gattung Sphinx, aus der Familie Crepuscularia, aus der Ordnung Lepidoptera der Klasse der Insekten, lernen müssen. Hier heißt es folgendermaßen:

›Vier häutige Flügel, mit kleinen, farbigen Schuppen von metallischem Aussehen bedeckt. Mund bildet einen Rüssel, hervorgebracht durch eine Verlängerung der Kiefern. Das untere Flügelpaar ist mit dem oberen durch ein steifes Haar verbunden; antennae hat die Gestalt einer verlängerten Keule, prismatisch. Unterleib läuft spitz zu. Die Totenkopf-Sphinx hat zu gewissen Zeiten durch die Klageöne, die sie ausstößt, und durch die Zeichnung des Totenkopfes, die sie auf der Brust trägt, großen Schrecken unter dem Volke hervorgerufen. ‹

Hier schloss er das Buch und neigte sich in dem Stuhle ein wenig vor, bis er genau dieselbe Stellung einnahm, die ich in dem Augenblicke innehatte, als ich das ›Ungeheuer‹ erblickte.

„Ah, da ist es!“ rief er aus, „es steigt den Abhang des Hügels wieder hinauf, und ich muss gestehen, dass es wirklich ein höchst merkwürdig aussehendes Geschöpf ist. Doch ist es nicht im entferntesten so groß oder so entfernt, wie du dachtest, denn in Wirklichkeit misst es, während es sich jetzt an dem Faden, den eine Spinne an den Fensterflügel gesponnen hat, hinaufwindet, von seinem äußersten Ende zum anderen ein sechzehntel Zoll und ist ebenso ungefähr ein sechzehntel Zoll von der Pupille meines Auges entfernt.“

Drei Sonntage in einer Woche

Du hartherziger, dickköpfiger, eigensinniger, schimmeliger, verknöchertes, muffiger, vertrockneter alter Filz! sagte ich eines Nachmittags in Gedanken zu meinem Großonkel und ballte ihm eine Faust – in der Tasche.

Nur in der Tasche! Denn es existierte leider eine kleine Diskrepanz zwischen dem, was ich sagte, und dem, was ich den Mut hatte, ihm persönlich zu sagen – zwischen dem, was ich tat, und dem, was ich Lust hatte, zu tun.

Als ich die Wohnzimmertür öffnete, saß das alte Meerschwein vor dem Kamin, die Füße auf dem warmen Roste, hielt einen Humpen mit Porter in der Pfote und machte wackere Anstrengungen, der Aufforderung des Liedchens Folge zu leisten:

Remplis ton verre vide!

Vide ton verre plain!

„Mein lieber Onkel“, sagte ich, schloss die Tür so sanft wie möglich und näherte mich ihm mit meinem heuchlerischen Lächeln, „du bist immer so gut zu mir gewesen, hast mir so viele Beweise deines Wohlwollens gegeben, dass ich fest überzeugt bin, ich brauch' dir meine kleine Bitte nur noch einmal vorzutragen, um deine Einwilligung zu erhalten.“

„Nu“, sagte er, „alter Kerl, schieß los!“

„Ich bin fest überzeugt, mein liebster Onkel (du verfluchter alter Schufft!), dass du gegen meine Heirat mit Kate keinen ernsthaften Widerspruch einlegst. Du hast neulich bloß einen Scherz gemacht, nicht wahr, ha ha ha! ich weiß, du bist ja manchmal so sehr scherzhaft aufgelegt.“

„Ha! ha! ha!“ sagte er. „Der Teufel soll dich holen; das bin ich auch!“

„Natürlich, natürlich!“ rief ich. „Ich wusste, dass du Scherz machtest! Also, lieber Onkel, alles, was Kate und ich im Augenblick wünschen, ist, dass du uns mit deinem liebenswürdigen Rate beiständest, wann, du weißt, lieber Onkel – wann es dir am angenehmsten ist – dass – dass unsere Hochzeit stattfindet.“

„Stattdinde', du Schufft! Was soll das denn heißen?! Da warte doch lieber, bis sie ›Dorffinde‹!“

„Ha! ha! ha! – he! he! he! – hi! hi! hi! ho! ho! ho! – hu! hu! hu! – Das ist gut, das ist vorzüglich! So ein Witz! Wie gesagt, Onkel, wir wünschen weiter nichts, als dass du die Zeit genau bestimmen möchtest!“

„Ah! – Genau?“

„Ja, Onkel, das heißt, wenn es dir angenehm sein sollte.“

„Genügt es nicht, Bobby, wenn ich die Zeit ungefähr angebe – so innerhalb eines Jahres zum Beispiel. Muss es genau sein?“

„Es wäre sehr lieb von dir, wenn du –“

„Nun also, Bobby, mein Sohn, du bist ein prächtiger Bursche, was? und da ich denn einen bestimmten Zeitpunkt angeben soll, will ich es auch ein für allemal tun.“

„Lieber Onkel!“

„Still! Verehrtester!“ (Er überschrie meine Stimme.) „Ich will es ein für allemal tun. Du sollst also meine Einwilligung und die Mitgift bekommen – bitte, besonders die Mitgift nicht zu vergessen – wenn – was ist heute für ein Tag? Sonntag! Also wenn drei Sonntage in eine Woche fallen. Verstehst du, Verehrtester! Was sperrst du denn den Mund so auf? Ich sage dir, du sollst Kate samt ihrer Mitgift haben, wenn drei Sonntage in eine Woche fallen – doch nicht eher – du Wüstling – nicht eher, und wenn ich daran sterben sollte. Du kennst mich – ich bin ein Mann von Wort – und nun hinaus mit dir!“

Hiermit stürzte er seinen Humpen mit Porter hinunter, während ich voller Verzweiflung aus dem Zimmer stürzte.

Mein Großonkel, Herr Fässchen, war ein prächtiger alter Herr, doch hatte er seine schwachen Seiten. Er war ein kleiner, fetter, kurzatmiger, aufgeregter, halbkugelförmiger Jemand mit einer roten Nase, einem dicken Schädel, einem großen Portemonnaie und einem starken Bewusstsein seiner eigenen Wichtigkeit. Obwohl er das beste Herz von der Welt besaß, hatte er es durch seinen Widerspruchsgeist fertig gebracht, dass ihn alle, die ihn oberflächlich kannten, für einen Knicker hielten. Wie so viele vorzügliche Menschen war er von einer Lust zum Tyrannisieren besessen, die man auf den ersten Blick leicht für Böswilligkeit hätte halten können. Auf jede Bitte antwortete er stets mit einem festen „Nein!“, doch zum Schluss gab er alles zu ... und ich glaube, er hat in seinem Leben nur sehr wenige Bitten wirklich unerfüllt gelassen. Alle Angriffe auf sein Portemonnaie schlug er auf das heftigste zurück, und der Betrag, den man ihm endlich entlockte, stand in genauem Verhältnis zu der Länge der Belagerung und der Hartnäckigkeit des Widerstandes. Niemand gab auch freigiebiger und doch anscheinend unlustiger für die Armen.

Für die Künste, besonders für Schriftstellerei, hatte er nur eine tiefe Verachtung, die ihm Casimir Perier eingeflößt zu haben schien, dessen naseweise Frage „A quoi un poète est-il bon?“ er mit drolliger Aussprache als das Nonplusultra logischen Witzes sehr oft wiederholte. Meine Neigung zu den Musen erregte sein allergrößtes Missvergnügen. Sein Widerwille gegen „klassische Bildung“ war neulich durch einen Zufall noch größer geworden; und zwar zugunsten dessen, was er für „Naturwissenschaft“ hielt. Irgend jemand hatte ihn auf der Straße als Doktor Dubble L. D., den bekannten Quacksalber, angeredet; und zur Zeit, da diese Geschichte spielt, war mein Herr Großonkel Fässchen nur für Sachen zu haben, die mit diesem seinem neuen Steckenpferde irgendwelche Beziehung hatten. Über alles übrige lachte er mit Händen und Füßen; seine Politik war hartnäckig und leicht zu verstehen. Er glaubte wie Horsley, dass ›die Menschen mit den Gesetzen nichts weiter zu tun hätten, als ihnen zu gehorchen‹.

Ich hatte mein ganzes Leben lang im Hause des alten Herrn zugebracht: Meine Eltern hinterließen mich bei ihrem Tode als Legat. Ich glaube, der alte Sünder liebte mich fast so sehr wie sein eigenes Kind, fast, wenn nicht ebenso sehr, wie er Kate liebte; und dennoch hatte ich eigentlich ein wahres Hundeleben bei ihm geführt. Von meinem ersten bis zum fünften Jahre beglückte er mich durch sehr regelmäßiges Durchprügeln, vom fünften bis zum fünfzehnten drohte er mir

stündlich mit der Besserungsanstalt, und vom fünfzehnten bis zum zwanzigsten verging kein Tag, an dem er mir nicht verkündigte, er werde mich später mit einem durchlöchernten Pfennigstück abfinden. Ich war wirklich ein armer Hund; aber das schien nun einmal meine Natur und mein Schicksal zu sein. In Kate jedoch besaß ich einen treuen Freund; das wusste ich. Kate war ein gutes Mädchen und hatte mir versprochen, dass ich sie (Mitgift und alles) haben sollte, sobald ich meinem Großonkel die notwendige Einwilligung abquälen könnte. Das arme Ding – sie war kaum fünfzehn Jahre alt; und ohne diese Einwilligung kam ihr kleines Vermögen nicht eher in ihre Hände, als bis fünf Sommer vom Kopf bis zum Schwanz vorbeigezogen wären. Was war also zu tun? Wenn man fünfzehn oder auch einundzwanzig Jahre (ich hatte gerade die fünfte Olympiade zurückgelegt), so gelten einem fünf Wartjahre gerade soviel wie fünfhundert. Vergebens lagen wir dem alten Herrn fortwährend mit Bitten in den Ohren. Er war im wahrsten Sinne des Wortes eine „pièce de résistance“, und selbst der fromme Job würde in Wut geraten sein, hätte er gesehen, wie grausam der alte Herr uns beiden armen, elenden Mäusen gegenüber die Rolle einer Maukatze spielte! In seinem Herzen wünschte er nichts sehnlicher als diese Verheiratung und hatte selbst schon lange und gern daran gedacht. Er hätte sicher freudig zehntausend Pfund aus seiner Tasche gegeben (Kates Mitgift war ihr Eigentum), wenn ihm nur eine Entschuldigung dafür eingefallen wäre, dass er unseren Wünschen zustimmte. Aber wir waren so unklug gewesen, nicht auf seine Bestimmung zu warten, sondern ihm selbst die Sache vorzuschlagen. Und sich unter solchen Umständen nicht zu widersetzen, war ihm, glaube ich bestimmt, ein Ding der Unmöglichkeit.

Ich sagte schon einmal, dass er seine schwachen Seiten hatte, doch möchte ich damit nicht seine Hartnäckigkeit verstanden wissen, die gewisslich eine seiner starken Seiten war. Ich wollte vielmehr auf einen alten, weibischen Aberglauben anspielen, von dem er ganz besessen: Er glaubte nämlich an Träume, Vorbedeutungen und allerhand anderen Senf. Außerdem nahm er es im Punkte der Ehre sehr genau und war, wie er auch selbst behauptete, ein Mann von Wort, das heißt insofern, als es ihm keine Skrupel machte, den Sinn eines Versprechens zu vergewaltigen, wenn er nur den Buchstaben erfüllte. Diese Eigentümlichkeit machte uns nun Kates Schlaueit kurze Zeit nach unserer Unterredung im Wohnzimmer zunutze; und nachdem ich so nach dem Vorbild aller modernen Barden und Redner die ganze Zeit und den ganzen Raum, die mir zur Verfügung stehen, fast aufgebraucht habe, will ich in wenigen Worten den Kern meiner Geschichte erzählen.

Also hören Sie: Das Schicksal fügte es, dass zwei Bekannte meiner Braut, zwei Seeleute, nach zwölfmonatlicher Reise wieder nach England zurückkamen. Wir alle, die beiden Herren, Kate und ich, machten nun auf eine eingehende Verabredung hin an einem Sonntagnachmittag dem Onkel Fässchen einen Besuch. Man schrieb den 10. Oktober – drei Wochen vorher hatte er durch seine grausame Entscheidung all unsere Hoffnungen vernichtet. Ungefähr eine halbe Stunde lang unterhielten wir uns über gewöhnliche Dinge und gaben dann geschickt und natürlich dem Gespräch folgende Wendung:

Kapitän Pratt: Ich war also gerade ein Jahr fort. Richtig, heute ist der zehnte Oktober – gerade ein Jahr. Erinnern Sie sich, Herr Fässchen, dass ich mich heute

vor einem Jahre von Ihnen verabschiedete? Und ist es nicht wirklich ein sonderbarer Zufall, dass unser Freund, der Kapitän Smitherton, ebenfalls genau ein Jahr abwesend gewesen ist – heute genau ein Jahr!

Smitherton: Wahrhaftig, gerade ein Jahr, bis auf ein Bruchteil. Sie erinnern sich doch, Herr Fässchen, dass ich mit dem Kapitän Pratt zugleich meine Abschiedsvisite machte.

Der Onkel: Jawohl, jawohl – ich erinnere mich – das ist allerdings sonderbar genug! Doktor Dubble L. Dee würde es ein außerordentliches Zusammentreffen von unvorherzusehenden Ereignissen nennen. Doktor Dub ...

Kate (unterbricht ihn): Gewiss, Papa, es ist auch sonderbar. Aber Kapitän Pratt und Kapitän Smitherton haben doch nicht dieselbe Reise hinter sich, und das macht einen großen Unterschied, weißt du!

Der Onkel: Das weiß ich nicht, du Guckindiewelt! Ich finde, das macht die Sache nur noch merkwürdiger. Doktor Dubble L. Dee –

Kate: Kapitän Pratt fuhr um das Kap Horn und Kapitän Smitherton um das Kap der guten Hoffnung.

Der Onkel: Das stimmt, der eine ging nach Osten und der andere nach Westen, du Gelbschnabel, und beide sind rund um die Erde gefahren. Übrigens Doktor Dubble L. Dee –

Ich (eilig): Kapitän Pratt, Sie müssen morgen Abend zu uns kommen – Sie und Smitherton – nicht wahr? Sie werden uns von Ihren Reisen erzählen, wir machen ein Spielchen Whist zusammen –

Pratt: Whist? mein lieber Junge – du hast wohl ganz vergessen, dass morgen Sonntag ist. An irgendeinem anderen Abend will ich gern –

Kate: O nein, pfui! – Solch ein schlechter Christ ist Robert doch nicht. Heute ist Sonntag.

Der Onkel: Natürlich – natürlich!

Pratt: Ich bitte Sie um Entschuldigung – aber ich kann mich nicht irren, weil –

Smitherton (höchst erstaunt): Aber was denken Sie denn alle? Ich möchte doch gerne wissen, wer beweisen könnte, dass nicht gestern Sonntag gewesen.

Alle: Gestern? Nanu!

Der Onkel: Also heute ist Sonntag, sage ich, ich weiß es bestimmt.

Pratt: O nein – morgen ist Sonntag.

Smitherton: Sie sind wohl alle nicht ganz bei Troste. Ich weiß so sicher, dass gestern Sonntag war, wie ich hier auf diesem Stuhle sitze.

Kate (springt eifrig auf): Jetzt geht mir ein Licht auf – jetzt geht mir ein Licht auf! Es ist ein Urteil für dich, Papa, wegen – du weißt wohl weswegen. Lasst mir nur einen Augenblick Zeit, und ich werde alles erklären. Es ist ja ganz einfach. Kapitän Smitherton behauptet, dass gestern Sonntag gewesen sei, und er hat recht. Bobby – du, Onkel – und ich, wir sagen, dass heute Sonntag sei, und haben auch recht.

Kapitän Pratt besteht darauf, dass erst morgen Sonntag sei, und er hat auch recht. Diese Woche hat eben drei Sonntage.

Smitherton (nach einer Pause): Wahrhaftig, Pratt,

Kate hat vollständig recht. Wie dumm wir beide gewesen sind! Die Sache liegt nämlich so, Herr Fässchen: Die Erde hat einen Umfang von vierundzwanzigtausend Meilen. Der Erdball dreht sich bekanntlich um seine eigene Achse, er wirbelt diese vierundzwanzigtausend Meilen von Westen nach Osten in genau vierundzwanzig Stunden einmal herum. Verstehen Sie mich, Herr Fässchen?

Der Onkel: Gewiss! Gewiss! Doktor Dub – Smitherton (übertönt seine Stimme): Nun also, mein Herr Fässchen, bewegt sie sich mit einer Schnelligkeit von tausend Meilen die Stunde. Stellen Sie sich also vor, dass ich von dieser Stelle aus tausend Meilen weit östlich gesegelt bin. Natürlich geht mir die Sonne also eine Stunde früher auf als Ihnen hier in London. Fahre ich nun tausend Meilen in derselben Richtung weiter, so sehe ich sie zwei Stunden früher – reise ich noch tausend Meilen weiter nach Osten, geht sie mir drei Stunden eher auf und so weiter, bis ich, wenn ich den ganzen Erdball umschiff habe und wieder an meinem Ausgangspunkte angekommen bin, dem Aufgang der Sonne um vierundzwanzig Stunden voraus bin, das heißt, meine Zeitrechnung ist einen Tag weiter als die Eure. Verstanden? he?

Der Onkel: Aber Dubble L. Dee –

Smitherton (spricht sehr laut): Als Kapitän Pratt jedoch von dieser Stelle aus tausend Meilen nach Westen gereist, war er eine Stunde, und als er vierundzwanzigtausend Meilen zurückgelegt hatte, war er vierundzwanzig Stunden hinter Londoner Zeit. So hatte ich also gestern Sonntag, Ihr habt heute Sonntag, und Pratt wird morgen Sonntag haben. Es ist also ganz klar, dass alle drei Parteien vollständig im Recht sind, denn es lässt sich kein Grund anführen, weshalb die Zeitannahme von einem von uns vor der eines anderen bevorzugt werden sollte.

Der Onkel: Dass mir das nicht eher eingefallen ist! Na also, Kate – na also, Bobby – das ist allerdings ein Urteil – denn ich bin ein Mann von Wort, das merkt euch! Du sollst sie also haben, mein Bursche (Mitgift und alles), wann du willst! Nun aber Schluss! Drei Sonntage hintereinander! Da muss ich doch gleich gehen und Doktor Dubble L. Dee um seine Meinung befragen!

König Pest

Eine Geschichte, die eine Allegorie enthält

Die Götter erlauben – ja! sie befehlen sogar den Königen, Dinge zu tun, die sie bei Schurken verabscheuen.

Buckhurst.

Perrex et Porrex

In einer Octobernacht gegen zwölf Uhr – es war unter der ritterlichen Regierung König Eduards des Dritten – bemerkten zwei Seeleute, die der Mannschaft eines kleinen, augenblicklich in der Themse vor Anker liegenden Handelsschiffen angehörten, mit einigem Erstaunen, dass sie sich in einer Kneipe befanden, die im Kirchspiel Sankt Andreas lag und als Schild das Porträt einer „fidelen Teerjacke“ trug.

Der Raum war schlecht gebaut, rauchgeschwärzt und sehr niedrig; also in keiner Beziehung besser als die üblichen Matrosengasthäuser. In den Augen der Trinker, die in den Ecken herumsaßen, Kerlen aus aller Herren Ländern, war er jedoch für seinen Zweck bestens geeignet.

Die beiden Matrosen bildeten wohl die auffallendste Gruppe.

Der, wie es schien, ältere von ihnen – er wurde von seinem Gefährten mit dem, wie man gleich sehen wird, sehr charakteristischen Beinamen: „Stelze“ angeredet – war auch der weitaus größere. Seine sechs und einen halben Fuß mochte er wohl gut messen, und seine krumme Haltung schien nur die unausbleibliche Folge solcher Riesenhaftigkeit zu sein.

Doch wurde dies Übermaß an Länge durch manche Kümmerlichkeiten an seiner Gestalt wieder ausgeglichen. Er war ganz außerordentlich mager, so dass seine Kameraden wohl behaupteten, er könne, wenn er betrunken sei, sehr gut die Mastbaumlampe, und wenn nüchtern, den Luvbaum ersetzen; aber solche und ähnliche Späße pflegten nicht den geringsten Eindruck auf die Lachmuskeln unseres Seemanns zu machen.

Sein Gesicht musste auffallen: Er hatte hervorstehende Backenknochen, eine große Habichtsnase, ein zurücktretendes Kinn, zusammengedrückten Unterkiefer und riesig große, hervortretende wasserblaue Augen. Der Ausdruck dieser Züge war, obwohl sie eine Art verbohrtter Gleichgültigkeit zur Schau trugen, ein ernster und feierlicher.

Der jüngere Seemann schien so ungefähr das vollendete Gegenstück seines Gefährten. Seine Größe betrug höchstens vier Fuß. Der untersetzte, schwerfällige Körper wurde von ein Paar krummen, stämmigen Beinen getragen, während die ungewöhnlich kurzen und dicken Arme mit ihren mächtigen Fäusten zu beiden Seiten auf und ab baumelten wie die Flossen einer Seeschildkröte. Aus seinem Kopfe zwinkerten kleine, tief liegende Augen von unbestimmter Farbe hervor. Die Nase lag in der Fleischmasse, die sein rundes, volles, purpurrotes Gesicht umhing, förmlich begraben, und seine dicke Oberlippe ruhte auf der noch dickeren Unterlippe mit einem Ausdruck gemächlichster Selbstzufriedenheit, der noch durch die

Angewohnheit ihres Eigentümers, sie von Zeit zu Zeit wohlgefällig zu belecken, erhöht wurde. Er betrachtete seinen langen Gefährten offenbar mit einem aus Erstaunen und Spott gemischten Gefühle und blickte oft zu ihm auf – so ungefähr, wie die rote untergehende Sonne zu den Felsklippen des Ben Nevis aufsehen mag.

Viele und vielartige Wanderungen hatte das würdige Paar während der früheren Nachtstunden bereits durch die verschiedenen Kneipen der Nachbarschaft unternommen. Doch auch die größte Summe reicht nicht ewig, und mit leeren Taschen hatten sich unsere Freunde schließlich in das eben beschriebene Wirtshaus wagen müssen.

In dem Augenblicke, da unsere Geschichte beginnt, saßen Stelze und sein Kamerad Hugo Luckenfenster, so hieß der kleine Dicke, jeder mit aufgestützten Ellbogen, an dem großen Eichentische in der Mitte des Zimmers und lehnten den Kopf in die Hand., Über eine riesige, „unbezahlbare“ Flasche hinweg beäugelten sie die unheilverkündenden Worte „*Keine Kreide*“, die zu ihrem beträchtlichen Unwillen und Erstaunen auf die Tür geschrieben waren; und zwar mittels desselben Minerals, dessen Anwesenheit sie verleugnen sollten! Nicht, dass man unseren Seefahrern die Fähigkeit, Schriftzüge zu entziffern, hätte zur Last legen können! Diese Wissenschaft galt damals für ebenso kabbalistisch wie die Kunst, sie zu schreiben – doch waren da, um die Wahrheit zu sagen, gewisse Windungen in der Bildung der Buchstaben und im Ganzen ein unbestimmtes, unbeschreibliches Seitwärtssteuern, das den beiden Seefahrern Sturm und schlechtes Wetter zu verkünden schien und sie, um mit den allegorischen Worten Stelzes zu reden, plötzlich bestimmte, „das Schiff zu bewachen, die Segel einzuziehen und vor dem Winde zu laufen“.

Nachdem sie also den Rest Ale noch seiner Bestimmung übergeben hatten, knöpften sie ihre kurzen Wamse fest zu und machten einen Vorstoß ins Freie. Und obwohl Luckenfenster zweimal in den Kamin trat, den er für die Tür hielt, wurde ihre Flucht doch endlich glücklich bewerkstelligt, und eine halbe Stunde nach Mitternacht liefen unsere Helden, als ginge es um ihr Leben, eine dunkle, enge Straße in der Richtung nach St. Andrews Treppe hinab, hart verfolgt von der Wirtin und etlichen Gästen der „fidelen Teerjacke“.

In der Zeit nun, in der diese ereignisreiche Geschichte spielt, und manches Jahr vorher und nachher, erklang in England und besonders in der Hauptstadt der entsetzliche Schrei: „Die Pest!“ Die Stadt war zum großen Teil entvölkert, und in den schrecklichen Vierteln in der Nähe der Themse, in deren schwarzen, engen, schmutzigen Straßen die Seuche aufgekommen, schlichen nur noch Angst, Entsetzen und Aberglauben durch die verödeten Straßen.

Auf Befehl des Königs waren diese Viertel von der übrigen Stadt vollständig abgeschlossen worden, und jedem, der es wagen sollte, in ihre grauenvolle Einsamkeit zu dringen, die Todesstrafe angedroht. Doch konnten weder die gesetzlichen Bestimmungen des Königs, noch die riesigen Holzverschläge am Eingang der Straßen, noch die Furcht vor dem grausigen, widerwärtigen Tode, der jeden Eindringling so ziemlich mit Sicherheit ereilen musste, verhindern, dass die leeren, menschenverlassenen Wohnungen nächtlicherweise beraubt, und alles Eisen, Kupfer- oder Bleiwerk, kurz, Gegenstände, mit denen noch Handel getrieben werden konnte, fortgeschleppt wurden.

Wenn dann im Winter die Verschläge wieder ge6ffnet wurden, stellte sich gew6hnlich heraus, dass die Schl6sser, Riegel und geheime Keller nur schlecht die reichen Wein- und Lik6rvorrate bewahrt hatten, welche die gerade in diesen Vierteln ansässigen zahlreichen Händler lieber einer so ungen6genden Sicherheit 6berlieen, als sie in der Eile unter M6hen und Gefahren in die entfernteren Stadtteile zu schaffen.

Aber nur sehr wenige in dem schreckgefassten Volke schrieben diese nächtlichen Rubereien Menschenhänden zu. Man glaubte, dass Pestgeister, Seuchenkobolde, Fieberdamone diese 6beltaten verrichteten, und täglich entstanden neue schauerliche Geschichten, so dass schließlich die verlassenen Häuser wie von einem Leichtuch eingeh6llt waren, und die Räuber selbst, geängstigt durch die abergläubischen Schauergeschichten, die ihre eigenen Raubz6ge geschaffen, die verrufenen Orte flohen; so dass nur Finsternis und schweigender Tod an dieser Stätte des Pesthauchs waren.

Durch einen jener Holzverschlage, die anzeigten, dass das hinter ihnen liegende Gebiet unter dem Krankheitsbanne sei, sahen sich nun pl6tzlich Stelze und der w6rdige Hugo Luckenfenster, die gerade eine schmale Straße heruntergerannt kamen, in ihrem Laufe aufgehalten. Es war unm6glich, umzukehren, und jeder Zeitverlust bedeutete h6chste Gefahr, denn die Verfolger waren ihnen auf den Fersen. F6r zwei so ge6bte Matrosen wie sie war es eine Kleinigkeit, den grob gearbeiteten Bretterzaun zu erklettern, und nach dem reichlichen Genuss der Spirituosen, durch die Anstrengung des Laufens doppelt stark berauscht, sprangen sie entschlossen auf die andere Seite, rannten mit Schreien und Heulen weiter und verloren sich bald in den verborgenen, verpesteten Schlupfwinkeln.

Wären sie nicht so sinnlos betrunken gewesen – ihre grässliche Umgebung hätte ihre schwankenden Schritte sicher aufgehalten, das Entsetzen w6rde sie den Wohnungen der Menschen wieder zugetrieben haben. Die Luft war kalt und nebelig. Die Pflastersteine lagen in wilder Unordnung umher, Gras und Unkraut 6berwucherten sie, so dass man oft bis 6ber die Kn6chel in dasselbe einsank. Zerfallene Häuser versperrten die Straßen, giftige, stinkende D6nste wogten 6ber das Ganze, und in dem gespenstischen Lichte, das selbst um Mitternacht eine dunstige, verpestete Atmosphère ausstrahlte, hätte man in den Straßen und Gässchen oder in den fensterlosen Wohnräumen den verwesenden Leichnam manch eines Rubers erblicken k6nnen, den die Hand der Pest gefasst hatte, als er gerade sein nächtliches Werk vollbringen wollte.

Doch dergleichen Gef6hle, Bilder und Hindernisse waren machtlos, die Schritte zweier Menschen aufzuhalten, die, von Natur aus tapfer, in dieser Nacht zum 6berlaufen voll von Mut und Ale, ohne Z6gern und so geradenwegs, wie es ihr Zustand nur immer erlaubte, dem Tode selbst in den Rachen gelaufen wären.

Weiter und immer weiter lief der grimmige Stelze, und sein Geschrei, das wie das Kriegsgeheul der Indianer durch die Nacht gellte, weckte das Echo der schauerlichen 6de. Und ihm auf dem Fuße folgte der dicke Luckenfenster, der sich am Rockzipfel seines behanderer Gefährten festhielt und dessen stärksten Leistungen in der Vokalmusik noch durch die machtvollsten Kontrabasst6ne 6bertraf.

Sie hatten jetzt den eigentlichen Herd der Pest erreicht. Ihr Weg wurde mit jedem Schritt oder vielmehr mit jedem Stolpern widerwärtiger, die Straßen enger, verfallener. Die dumpfe Schwere, mit der große Steine und Balken von Zeit zu Zeit von den einstürzenden Dächern auf die Straße fielen, ließ auf die außerordentliche Höhe der umstehenden Häuser schließen, und wenn die Flüchtlinge Hand anlegen mussten, um sich einen Weg über Schutthaufen hinweg zu verschaffen, so geschah es nicht selten, dass ihre Finger ein Skelett berührten oder in verwesendes Fleisch fassten.

Plötzlich taumelten die Matrosen gegen die Türe eines riesigen Gebäudes von unheimlichem Aussehen. Stelze stieß einen ganz besonders gellenden Schrei aus, auf den von innen her durch eine lange Reihe ununterbrochener, wilder Rufe, die wie höllisches Lachen klangen, geantwortet wurde. Ohne über diese Laute zu erschrecken, die an solchem Orte und in solchem Augenblicke jeden nicht so sinnlos Berauschten mit Entsetzen erfüllt haben würden, warf sich das würdige Paar der Länge nach gegen die Tür, stieß sie auf und stolperte mit einem Schwall von Flüchen mitten in das Haus hinein.

Der Raum, in dem sie sich nunmehr befanden, war der Laden eines Sargfabrikanten und Leichenbegängnis-Unternehmers; aber durch eine offene Falltür in einer Ecke des Fußbodens, nahe am Eingang, blickte man auf eine lange Reihe von Weinfässern, die – wie der Ton einiger Weinflaschen bewies, die gerade an ihnen zerschellten – mit dem gehörigen Inhalte auf das beste gefüllt waren. In der Mitte des Raumes stand ein Tisch und darauf eine riesige, anscheinend mit Punsch gefüllte Bowle. Verschiedene Flaschen Wein und Liköre sowie zahlreiche Krüge, Kruken und Flakons von jeder Gestalt und Größe standen auf dem Tisch umher.

Um den Tisch, und zwar auf Särgen, saß eine Gesellschaft von sechs Personen, die ich zunächst beschreiben muss.

Der Eingangstür gegenüber und ein wenig höher als die übrigen, thronte ein Mann, welcher der Präsident der Tafelrunde zu sein schien. Er war groß und dürr, und Stelze erkannte verblüfft, dass man ihn, was Magerkeit anging, doch noch übertreffen könne. Das Gesicht dieses Mannes war so gelb wie Safran, doch keine Partie desselben war einer besonderen Beschreibung würdig – mit Ausnahme der Stirn, die so ungewöhnlich, so scheußlich hoch schien, dass sie wie ein Helm oder eine Krone aus Fleisch wirkte, die dem natürlichen Kopfe noch aufgesetzt war. Der grinsende Mund war zu einem Ausdruck gespenstischer Liebenswürdigkeit zusammengekniffen, und über seinen Augen, wie über denen der ganzen Tischgesellschaft, lag der gläserne Glanz der Betrunkenheit. Dieser Gentleman war von Kopf bis zu Fuß in einen reichgestickten Mantel aus schwarzem Seidensammet gehüllt, der, auf der Schulter geschlossen, nach Art der spanischen Mäntel seine ganze Gestalt lose umschloss. Sein Kopf war reichlich mit den emporgesträubten Federn geschmückt, wie sie die Pferde der Leichenwagen zu tragen pflegen; und mit einer gezierten Munterkeit bewegte er sie hin und her. In seiner rechten Hand hielt er einen großen, menschlichen Schenkelknochen, mit dem er anscheinend gerade ein Mitglied der Tafelrunde berührt hatte, um den Vortrag eines Liedes zu befehlen.

Dem Präsidenten gegenüber, den Rücken zur Tür gewandt, saß eine Dame, deren außergewöhnliches Aussehen dem seinen an Sonderbarkeit nicht das

geringste nachgab. Obwohl sie gerade so groß war wie die erstbeschriebene Person, hatte sie sich doch durchaus nicht über Magerkeit zu beklagen. Sie befand sich offenbar im letzten Stadium der Wassersucht, und ihr Umfang kam dem der riesigen Tragbahre gleich, die neben ihr in einer Ecke des Zimmers aufgerichtet stand. Ihr Gesicht war außerordentlich rund, rot und voll, und dieselbe Merkwürdigkeit, das heißt eigentlich die Abwesenheit jeder Merkwürdigkeit, die ich schon bei der Beschreibung des Präsidenten erwähnte, zeichnete auch ihre Züge aus – bis auf einen einzigen, der besondere Schilderung verdient –; der scharfsinnige Luckenfenster sah bald, dass sich diese Eigentümlichkeit bei jeder der sechs Personen wiederholte: eine Gesichtspartie fiel immer besonders auf. Bei der in Frage stehenden Dame war es der Mund. Er reichte vom rechten Ohre bis zum linken und bildete einen fürchterlichen Schlund, in den ihre kurzen Ohringe jeden Augenblick hinabbaumelten. Doch machte sie die größten Anstrengungen, ihn soviel wie möglich geschlossen zu halten und würdig auszusehen. Ihr Kleid bestand aus einem frisch gestärkten und gebügelten Leichentuche, das unter dem Kinn mit einem plissierten Batistkragen abschloss.

Zu ihrer Rechten saß ein junges Dämchen, das sie zu bemuttern schien. Dies zarte, kleine Geschöpf zeigte mit ihren zitternden, mageren Fingern, den farblosen Lippen, den leichten hektischen Flecken in dem sonst bleigrauen Gesichte alle Symptome der galoppierenden Schwindsucht. Doch hatte ihr ganzes Wesen etwas äußerst Distinguiertes; sie trug ihr großes, schönes Leichtuch aus feinstem Leinengewebe mit Grazie und bewegte sich frei und ungezwungen; ihr Haar hing in Locken auf ihre Schultern herab, und ein weiches Lächeln umspielte ihren Mund; aber ihre außerordentlich lange, dünne, krumme, bewegliche, finnige Nase hing weit über ihre Unterlippe hinab, und trotz der feinen Art, mit der sie dieselbe von Zeit zu Zeit mit der Zunge nach rechts oder links schob, gab dieser Rüssel ihrem Gesicht einen etwas mehr als zweideutigen Ausdruck.

An der anderen Seite, zur Linken der wassersüchtigen Dame, saß ein alter, kleiner, aufgeschwollener, asthmatischer, gichtischer Herr. Seine Wangen ruhten wie zwei Portweinschläuche auf seinen Schultern, die Arme hielt er gekreuzt, sein rechtes, von Bandagen umwickeltes Bein ließ er auf dem Tische ruhen und schien sich ganz besonderer Beachtung wert zu halten. Doch so sehr ihn auch jeder Zoll seiner persönlichen Erscheinung mit Stolz erfüllte, liebte er noch besonders, die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf seinen prunkvoll gefärbten Überrock zu lenken. Derselbe musste ihn allerdings auch viel Geld gekostet haben und stand ihm außerordentlich gut; er war aus einer jener kunstvoll gestickten Schabracken gefertigt, mit denen man in England, und auch wohl anderswo, die großen Wappenschilder an den Wohnungen der Aristokratie in Abwesenheit der Herrschaften bedeckt.

Neben ihm, zur Rechten des Präsidenten also, saß ein Herr in langen weißen Strümpfen und baumwollenen Unterhosen. Seine ganze Gestalt wurde von einem komisch wirkenden Schauer geschüttelt, den Luckenfenster Tatterich zu nennen beliebte. Seine frisch rasierten Kinnladen waren durch eine Musselinbinde fest zusammengebunden, und seine auf dieselbe Art und Weise an den Handgelenken befestigten Arme hinderten ihn, den Getränken auf dem Tische allzu reichlich zuzusprechen – eine Vorsicht, die, wie Stelze bei sich dachte, nach seinem

verdummten Säufergesicht zu schließen, gar nicht unnötig war. Ein Paar enorm große Ohren standen von seinem Kopfe ab in das Zimmer hinein und wurden von einem Krampf durchzuckt, sooft man nur eine Flasche entkorkte.

Ihm gegenüber als sechste und letzte Person saß ein sonderbar steif aussehendes Wesen männlichen Geschlechtes, das offenbar gelähmt war und sich in seiner unbequemen Kleidung sehr ungemütlich fühlen musste. Dieser Herr war nämlich vollständig in einen schönen, neuen Mahagonisarg gekleidet, dessen Deckel wie ein Helm auf seinem Haupte saß. In die beiden Seiten des Sarges waren Armlöcher gebohrt, um der Eleganz wie um der Bequemlichkeit willen; dennoch verhinderte dies „Gewand“ seinen Träger, geradeso aufrecht zu sitzen wie seine Tischnachbarn. Sein Sarg lehnte in einem Winkel von fünfundvierzig Grad gegen eine Totenbahre, so dass der so originell bekleidete Herr seine großen Augen mit ihren schauerhaften weißen Pupillen, wie voll Erstaunen über ihre eigene enorme Größe, rollend zur Zimmerdecke gerichtet hielt.

Vor jedem der Tafelgenossen lag eine halbe Hirnschale, die als Trinkbecher diente. Über ihren Köpfen hing ein Skelett, das mittels eines um sein Bein geschlungenen Seiles an einem Ringe im Plafond befestigt war. Das andere Bein streckte sich in einem rechten Winkel vom Körper ab, und das ganze klappernde Skelett drehte sich bei jedem leichten Windstoß, der durch die bröckeligen Mauern in den Raum fuhr, lustig im Kreise herum. Der Schädel des scheußlichen Dinges enthielt eine Menge brennender Kohlen, die ein schwankendes, doch lebhaftes Licht auf die ganze Szene warfen. Särge, Bahren und sonstige Verkaufswaren eines Leichenbegängnis-Unternehmers waren an den Wänden und vor den Fenstern so hoch aufgestapelt, dass kein Lichtstrahl auf die Straße drang.

Beim Anblick dieser sonderbaren Versammlung und der noch sonderbareren Kleidung bewahrten unsere Seeleute nicht die wünschenswerte Haltung. Stelzes Unterkinn sank noch tiefer herab als gewöhnlich, und er selbst gegen die ihm zunächst stehende Mauer, während sich hinwiederum seine Augen, so weit es nur möglich war, aufrissen. Luckenfenster jedoch krümmte sich dermaßen, dass seine Nase nicht über das Niveau des Tisches herausragte, schlug sich mit beiden Händen auf die Knie und brach in ein unmäßiges Lachen oder vielmehr in ein langes, lautes, widerhallendes Gebrüll aus.

Ohne über dies unglaublich grobe Betragen nur im geringsten beleidigt zu sein, lächelte der lange Präsident die Eindringlinge mit anmutiger Liebenswürdigkeit an, nickte ihnen mit seinem federgeschmückten Haupte würdevoll zu, stand auf, fasste sie am Arme und führte jeden zu einem Sitze, den zwei andere Mitglieder der Tafelrunde schon in Bereitschaft gestellt hatten. Stelze leistete bei all dem nicht den geringsten Widerstand, sondern setzte sich da nieder, wohin man ihn führte, während Luckenfenster, der Galante, seinen Sargständer vom Kopfende des Tisches an die Seite der kleinen, schwindsüchtigen Dame in dem indischen Leichentuche rückte, in höchster Heiterkeit an ihrer Seite niederplumpste, sich einen Schädel Rotwein eingoss und ihn „auf nähere Bekanntschaft“ leerte.

Diese Anmaßung schien jedoch den steifen Gentleman im Sarge zu ärgern und wäre wohl kaum ohne betrübliche Folgen geblieben, wenn nicht der Präsident mit seinem Zepter auf den Tisch geklopft und die Aufmerksamkeit der Anwesenden

durch folgende Rede abgelenkt hätte: „Es ist unsere Pflicht bei dem glücklichen Zufalle –“

„Halt!“ fiel ihm Stelze mit ernsthafter Miene ins Wort. „Halten Sie ein wenig, und sagen Sie uns beim Teufel zuerst mal, wer Sie eigentlich sind, und was Sie hier wollen, und warum Sie unserem ehrlichen Kameraden, dem Leichenbestatter Wilhelm Schaufel, seinen Wintervorrat von dem leckeren Weihchen da austrinken?“

Bei diesem unverzeihlichen Beweise schlechter Erziehung sprang die seltsame Gesellschaft auf und stieß wieder jene wilden Schreie aus, die die beiden Seeleute schon vorher hatten vernehmen müssen. Der Präsident erlangte zuerst seine Ruhe wieder, wandte sich schließlich mit großer Würde Stelze zu und begann von neuem: „Mit größter Bereitwilligkeit werden wir jede berechnete Neugier Unserer erlauchten, wenn auch ungebetenen Gäste befriedigen. So werde Ihnen denn kund, dass ich der Beherrscher dieser Gebiete bin und hier allein und unbeschränkt regiere unter dem Namen König Pest der Erste.

„Dieser Raum, den Sie sehr profan und zu Unrecht den Laden Wilhelm Schaufels, eines Leichenbestatters, genannt haben – eines Mannes, den Wir nicht kennen, und dessen plebejischer Name vor dieser Nacht Unsere königlichen Ohren noch nicht beleidigt hat – dieser Raum, sage ich, ist das Torzimmer Unseres Palastes, zu Ratsversammlungen in Unserm Königreich und andern hohen und erhabenen Zwecken bestimmt.“

„Die edle Frau Uns gegenüber ist die Königin Pest, Unsere Allerdurchlauchtigste Gemahlin. Die übrigen erlauchten Personen, die Sie erblicken, gehören alle zu Unserer Familie und tragen die Zeichen ihrer königlichen Herkunft in ihren Namen: Seine Königliche Hoheit der Erzherzog Pestilenz, Seine Hoheit der Herzog Pest-Beulchen, Seine Hoheit der Herzog Tem-Pesta, Ihre Königliche Hoheit die Erzherzogin Ana-Pest.“

„Was Ihre Frage betreffs der Angelegenheit, über die wir hier Rates pflegen, angeht, gestatten wir Uns zu bemerken, dass sie nur Uns und Unsere königlichen Interessen berührt und für niemand anderen als nur für Uns selbst von Wichtigkeit ist. Aber in Anerkennung jener Rechte, welche Sie als Gäste und Fremde beanspruchen zu dürfen glauben, erklären Wir Ihnen, dass Wir in dieser Nacht wohl vorbereitet durch ausgedehnte Nachforschungen und sorgfältige Untersuchungen, hier versammelt sind, um den unbestimmbaren Geist, die unerklärlichen Eigenschaften und das Wesen jener unschätzbaren Gaumenlabungen, der Weine, Ales und Liköre dieser prächtigen Metropole zu untersuchen, zu analysieren und gründlich zu bestimmen; um durch dieses Tun nicht allein Unsere eigenen Absichten zu verfolgen, sondern vor allem das wahre Wohlergehen jenes Herrschers zu fördern, der, nicht von dieser Welt, über Uns alle herrscht, dessen Reich ohne Grenzen ist, und dessen Name Tod heißt!“

„Dessen Name Hans Wurst ist!“ schrie Luckenfenster, schenkte der Dame an seiner Seite einen Schädel voll Liquoren ein und versah auch den seinen aufs beste.

„Profaner Schuft“, sagte der Präsident und wandte seine ganze Aufmerksamkeit dem würdigen Stelze zu – „profaner, erbärmlicher Lump! Wir haben gesagt, dass Wir in Anerkennung jener Rechte, die Wir selbst in Deiner schmutzigen

Person nicht zu verletzen gewillt sind, geruht haben, auf Deine groben, sehr unzeitigen Fragen zu antworten. Nichtsdestoweniger halten Wir es angesichts des profanen Eindringens in Unsere Ratsversammlung für Unsere Pflicht, Dich und Deinen Gefährten jeden zu einer Gallone Bier zu verurteilen, die Ihr kniend und auf einen Zug auf das Wohl Unseres Königreiches trinken werdet. Dann soll es Euch freistehen, Euren Weg wieder aufzunehmen oder zu bleiben, oder, jeder nach seinem persönlichen Geschmack, an den Privilegien unseres Tisches teilzunehmen.“

„Es wäre ein Ding der Unmöglichkeit“, erwiderte Stelze, dem die großartige Haltung und Würde des Königs Pest I. offenbar Respekt eingeflößt hatte – erhob sich und stütze sich während des Redens auf den Tisch – „es wäre ein Ding der Unmöglichkeit, auch nur den vierten Teil von dem Quantum Likör, das Euere Majestät eben zu erwähnen beliebten, in meinem Kielraum aufzuschichten. Abgesehen von den verschiedenen Waren, die wir am Vormittage als Ballast eingenommen –, und der diversen Ales und Likörs, die wir im Laufe des Abends in verschiedenen Häfen eingeschifft, gar nicht zu gedenken –, habe ich jetzt eben in der ›fidelen Teerjacke‹ eine volle, wohl bezahlte Schiffsladung eingenommen. Ich erlaube mir deshalb, an Euere Majestät die Bitte zu richten, den Willen für die Tat zu nehmen, denn ich kann weder, noch will ich einen weiteren Tropfen Alkohol mehr schlucken – am allerwenigsten einen Tropfen von dem niederträchtigen Kielwasser, das auf den Namen Bier getauft ist.“

„Stop! Stop!“ unterbrach ihn Luckenfenster, nicht mehr erstaunt über die Länge der Rede als über die Weigerung – „Stop! Stop! Du Süßwassermatrose! Und kein Geschwätz mehr, Stelze! Mein Lagerraum ist noch aufnahmefähig, obgleich ich ja gestehen muss, dass du ein wenig schwer geladen zu haben scheinst; aber eher würde ich noch für deine Ladung Platz in meinem Packraum schaffen, als warten, bis ein Sturm heraufzieht, wenn...“

„Ein solches Vorgehen“, unterbrach ihn der Präsident, „verträgt sich in keiner Weise mit den Satzungen des Urteils oder vielmehr mit der Verurteilung, welche eine uneinschränkbare, unwiderrufliche ist. Die Bedingungen, die Wir auferlegt haben, müssen buchstäblich und ohne die geringste Verzögerung erfüllt werden. Im Falle einer Weigerung befehlen Wir, dass man Euch an dem Halse und den Fersen zusammenbindet und als Rebellen in jenem Oxhoft Wein ertränkt!“

„Das nenne ich einen Urteilsspruch!“ „Das ist ein Urteil!“ „Das ist ein gerechtes und billiges Urteil!“ „Ein glorreiches Dekret!“ „Eine höchst verdiente, einspruchslose Verurteilung!“ rief die Familie Pest in lautem Durcheinander aus. Der König zerknitterte seine Stirn in zahllose kleine Fältchen, der gichtische alte Herr schnaufte wie ein Blasebalg, die junge Dame im indischen Leichttuche ließ ihre Nase nach rechts und links spielen, der Gentleman in den baumwollenen Unterhosen bekam den Krampf in die Ohren, die Dame im gestärkten Totenhemd schnappte mit ihrem riesigen Rachen wie ein sterbender Fisch, und der im Sarge sah noch steifer aus und rollte die Augen wilder als je.

„Hihihi!“ kicherte Luckenfenster, ohne auf die allgemeine Erregung zu achten. „Hihihihihihihihihi! Ich sagte ja, dass die zwei oder drei Gallonen für eine solides Schiff wie mich eine Kleinigkeit sind, wenn es nicht überladen ist – aber wenn ich auf

die Gesundheit des Teufels trinken und mich vor Seiner niederträchtigen Majestät, die, so sicher wie ich ein Sünder bin, niemand anderes ist als ein dummer August, auf meine Knie werfen soll, so ist das eine Sache, die vollständig über meinen Verstand geht.“

Man hatte ihn jedoch nicht ruhig ausreden lassen. Bei dem Namen dummer August sprang die ganze Gesellschaft von ihren Sitzen auf.

„Verrat!“ brüllte Seine Majestät König Pest der Erste.

„Verrat!“ sagte der kleine Gichtische.

„Verrat!“ kreischte die Erzherzogin Ana-Pest.

„Verrat!“ murmelte der Gentleman mit dem aufgebundenen Kinn.

„Verrat!“ grunzte der Mann im Sarge.

„Verrat! Verrat!“ schrie Ihre Majestät mit dem Rachen – ergriff den unglückseligen Luckenfenster, der soeben angefangen hatte, einen Schädel voll Likör auszutrinken, an dem hinteren Teile seiner Beinkleider, hob ihn hoch in die Höhe und ließ ihn ohne Zeremonie in das riesige, offene Fass mit ihrem geliebten Ale fallen. Er tauchte ein paar Mal auf und unter wie ein Apfel in kochendem Punsch und verschwand zuletzt in einem Wirbel von Schaum, den seine Versuche, sich zu retten, in der von Natur aus leicht moussierenden Flüssigkeit reichlich hervorgebracht hatten. Der lange Seemann sah jedoch keineswegs tatenlos der Niederlage seines Genossen zu. Er ergriff den König Pest, stieß ihn die offene Falltür hinab, schloss dieselbe mit einem fürchterlichen Fluche und lief in die Mitte des Zimmers zurück, dann riss er das Skelett herunter, das über dem Tische baumelte, und bediente sich seiner mit soviel Energie und gutem Willen, dass es ihm gelang, noch ehe die letzte Kohle verloschen war, dem kleinen gichtischen Herrn das Gehirn einzuschlagen. Dann stürzte er sich mit aller Kraft auf das riesige, mit Oktober-Ale und Luckenfenster gefüllte Fass, stieß es um und ließ es ins Zimmer hinrollen. Eine Sündflut so wilden, so wütenden Gebräues schoss heraus, dass das Zimmer von einem Ende zum anderen überschwemmt wurde. Der Tisch stürzte um, mit allem, was darauf stand, die Sargständer fielen auf die Seite, die Punschbowle flog in den Kamin, und die beiden Damen bekamen hysterische Anfälle. Ganze Stöße von Begräbnisgegenständen sausten umher, Krüge, Kruken, Korbflaschen vermengten sich zu gräulichem Durcheinander, schwere Ballons verursachten grässliche Zusammenstöße mit kleinen Likörflakons. Der Mann mit dem Tatterich ertrank auf der Stelle, der kleine Lahme schwamm in seinem Sarge umher – der siegreiche Stelze ergriff die dicke Dame im gestärkten Totenhemd um die Taille, stürzte mit ihr auf die Straße hinaus und steuerte geradenwegs auf den Hafen zu, gefolgt von dem ebenfalls mit bestem Winde segelnden Hugo Luckenfenster, der, nachdem er sich drei- oder viermal tüchtig ausgeniest hatte, mit der Erzherzogin Ana-Pest hinter ihm her schnaufte.

Der verlorene Atem

*O hauche nicht...! etc.
Moores Melodien*

Das schlimmste Unglück muss schließlich doch vor dem beharrlichen Mute der Philosophie weichen – wie sich eine jede Stadt, mag sie noch so hartnäckig verteidigt werden, zum Schluss den rastlosen Anstrengungen ihrer Feinde ergeben muss. Salmanassar lag, wie uns die Heilige Schrift erzählt, drei Jahre vor Samaria: die Feste fiel. Sardanapal – siehe Diodorus – behauptete sich sieben Jahre lang in Ninive: es war zwecklos. Troja wurde am Ende des zweiten Lustrums der Belagerung genommen; und Azoth öffnete – wie uns Aristaeus ehrenwörtlich versichert – dem Psammetich die Tore, nachdem es dieselben den ganzen fünften Teil eines Jahrhunderts lang verschlossen gehalten.

„Du Elende! – Du Zankteufel! – Du Quälgeist!“ – sagte ich am Morgen nach unserer Hochzeit zu meiner Frau – „Du Hexe! – Du Satan! – Du Schlunze! – Du Kulminationspunkt der Schlechtigkeit! – Du furienbefratzte Quintessenz aller Abscheulichkeit! – Du – oh, Du ...“ Ich stand jetzt auf den Zehenspitzen, ergriff sie bei der Kehle, näherte meinen Mund ihrem Ohr und wollte gerade ein neues Schimpfwort loslassen, das sie ganz, aber auch ganz unzweideutig von ihrem Unwert überzeugen sollte – da bemerkte ich mit maßlosem Schreck und Erstaunen, dass ich meinen Atem verloren.

Die Redensarten „Ich bin außer Atem“ – „Ich habe den Atem verloren“ werden in unseren Unterhaltungen oft genug wiederholt, doch wusste ich nicht, dass sich ein solch schreckliches Unglück auch wirklich ereignen könne. Stellen Sie sich einmal – das heißt, nur wenn Sie über eine entsprechend kräftige Phantasie verfügen – meine Verwunderung – meine Bestürzung – meine Verzweiflung vor!

Ich erfreue mich jedoch der Gunst eines Schutzengels, der nie von mir gewichen ist. Selbst in den schrecklichsten Gemütsstimmungen verließ mich nämlich das Gefühl für das Vernünftige nicht et le chemin des passions me conduit – wie seinerzeit Lord Eduard in seiner „Julie“ – á la philosophie veritable.

Obwohl ich nicht gleich wissen konnte, wie tief mich der Unfall geschädigt hatte, beschloss ich doch sofort, die Sache meiner Frau zu verheimlichen, bis mir aufmerksame Forschungen die Größe meines Unglücks klar gemacht haben würden. Ich änderte deshalb im Augenblick meinen Gesichtsausdruck, zwang meine Züge zu einer koketten Liebenswürdigkeit, gab meiner Gattin einen Klaps auf die eine Wange und einen Kuss auf die andere und ließ sie, ohne ein Wort zu sagen – Teufel, ich konnte ja nicht anders – erstaunt im Zimmer stehen und machte mich mit einem graziösen Tanzschritt hinaus.

Dann verschanzte ich mich in mein Privatgemach – ein fürchterliches Beispiel der bösen Folgen des Zorns – lebendig mit aller Befähigung zum Tode – tot mit all den Neigungen eines Lebendigen – eine Anomalie auf dem Angesichte der Erde – sehr ruhig – doch ohne Atem.

Ja! – ohne Atem! Ich bemerke ganz ausdrücklich, dass es mit meinem Atem vollständig vorbei war. Und hätte ich mein Leben ausgehaucht, ich hätte keine Feder bewegen noch die Reinheit eines Spiegels trüben können. Hartes Los! – Doch fand

ich, nachdem ich den ersten Paroxysmus der Verzweiflung überstanden, einige Erleichterung, als ich nach langen Experimenten herausbekam, dass mein Äußerungsvermögen, das ich nach der Unfähigkeit, in der Unterhaltung mit meiner Frau fortzufahren, schon ganz verloren geglaubt, nur zum Teil gestört war; und ich entdeckte bald, dass ich ihr auch während der Krisis meine Gefühle weiter mitteilen gekonnt haben würde, hätte ich meine Stimme nur bis zu einem eigentümlich tiefen, gutturalen Tone sinken lassen; denn dieser Ton hing nicht von dem Atemstrom ab, sondern von einer gewissen krampfhaften Bewegung der Gurgelmuskeln.

Ich warf mich auf einen Stuhl und blieb eine Zeitlang in Nachdenken versunken. Meine Betrachtungen waren, wie man sich leicht denken kann, durchaus noch nicht tröstlicher Natur. Tausend unbestimmte, tränenvolle Vorstellungen drängten sich in meine Seele, und selbst der Gedanke an Selbstmord ging einen Augenblick durch mein Gehirn; doch es ist ja nun einmal ein Zug der verderbten menschlichen Natur, das Unabweisliche, Unzweifelhafte um des Fernen, Unsicheren willen von der Hand zu weisen. So schauderte ich also bei dem Gedanken an Selbstmord, während die Katze aus Leibeskräften auf dem Kaminvorleger schnurrte, und sogar der Pudel unterm Tisch beharrlich schnaufte; jedes der beiden Biester schien sich auf die Kraft seiner Lungen etwas zugute zu tun und mich wegen meiner Unfähigkeit auch noch aushöhnen zu wollen.

Von den unbestimmtesten Hoffnungen und Befürchtungen gequält, hörte ich endlich, dass meine Frau die Treppe hinunter eilte. Sicher, dass sie nun ausgegangen, suchte ich mit klopfendem Herzen den Schauplatz des Unfalles wieder auf.

Nachdem ich die Tür von innen sorgfältig verschlossen hatte, begann ich, das Zimmer peinlich zu durchsuchen. Es wäre ja möglich, dachte ich, dass ich den verlorenen Gegenstand in irgendeiner dunklen Ecke, in irgendeinem Schranke oder Schubfache wiederfände. Er konnte sich in luftförmiger, vielleicht sogar greifbarer Form irgendwo versteckt halten. Viele Weise denken in verschiedenen Punkten der Philosophie höchst unphilosophisch. William Godwin jedoch sagt in seinem „Mandeville“: „Die unsichtbaren Dinge sind die einzigen Realitäten“, und dies ist, wie jeder wahrhaft Wissende zugestehen wird, eine Behauptung, die Beachtung verlangen darf. Ich möchte an das Gerechtigkeitsgefühl meiner Leser appellieren, ehe sie eine solche Anschauung einfach für absurd erklären. Bekanntlich behauptete Anaxagoras, Schnee sei schwarz, und ich habe gefunden, dass dies wirklich der Fall ist.

Lange und ernstlich suchte ich, doch wurde mein Fleiß und meine Beharrlichkeit nur mit folgenden verächtlichen Funden belohnt: ein Gebiss falscher Zähne, zwei Paar künstliche Hüften, ein Glasauge und ein Bündel Billetsdoux von Herrn Windgenug an meine Gattin. Ich möchte hier gleich bemerken, dass diese Bestätigung der Vorliebe meiner Frau für Herrn Windgenug kaum unangenehme Gefühle in mir weckte. Dass Frau Ohneluft einen Herrn, der von mir in jeder Beziehung verschieden war, verehrte, war ja nur ein natürliches, notwendiges Übel. Ich bin, wie man weiß, eine robuste, korpulente Erscheinung und dabei trotzdem im Wuchs etwas zurückgeblieben. Da ist es denn nicht zu verwundern, dass die lattengleiche Dünne und Länge meines Freundes in den Augen der Frau Ohneluft gebührende Bewunderung erweckten. Doch kehren wir zur Hauptsache zurück.

Meine Bemühungen blieben, wie gesagt, fruchtlos. Keine Ecke, kein Winkel, kein Schubfach, kein Schrank, den ich nicht durchsucht hätte! Einmal glaubte ich schon den Gegenstand meiner Nachforschungen gefunden zu haben, als ich beim Herumstöbern in einem Essenzen-Schränkchen zufällig eine Flasche Mentol zertrümmerte – das ich übrigens als ein höchst erfrischendes Parfüm empfehlen kann.

Mit schwerem Herzen kehrte ich in mein Zimmer zurück, um dort darüber nachzugrübeln, wie ich den Unfall vor meiner scharfsinnigen Frau verbergen könne, bis ich meine Vorbereitungen zu einer langen Reise außer Landes beendet haben würde; denn ich hatte sofort beschlossen, den Schauplatz des Unglücksfalles möglichst bald und auf immer zu fliehen. In einem fremden Lande, in dem ich ganz unbekannt war, konnte es mir immerhin gelingen, mein Gebrechen zu verbergen – ein Gebrechen, das noch mehr wie Bettelei dazu angetan war, mir die Neigung der Menge zu entfremden und die Verachtung aller Glücklichen auf mich Elenden zu entladen. Doch brauchte ich nicht allzulange nachzudenken. Von Natur aus geistig hoch veranlagt, lernte ich schnell die ganze Tragödie „Metamora“ auswendig, denn ich erinnerte mich glücklicherweise, dass in dem Drama oder wenigstens in der Partie des Helden die Töne, deren ich beraubt war, vollständig unnötig waren und das Ganze durchweg mit tiefer, monotoner, gutturaler Stimme zu sprechen war.

Ich übte meine Rolle eine Zeitlang am Rande eines froschbewohnten Sumpfes ein, doch stand meine Absicht in durchaus keiner Beziehung zu der eines gewissen Demosthenes; ich verfolgte vielmehr meine eigenen, ganz besonderen Pläne. Als ich alles gelernt hatte, was zu lernen war, machte ich meine Gattin glauben, dass mich urplötzlich eine wilde Leidenschaft für die Bühne ergriffen habe. Es gelang mir wundervoll gut, und auf jede Frage, auf jeden Vorschlag konnte ich in meinen froschähnlichen Tönen mit irgendeiner Passage aus meinem Drama antworten, da ich zu meinem größten Vergnügen bemerkt hatte, dass jede beliebige Stelle bei jeder Gelegenheit passte. Ich muss noch erwähnen, dass ich durchaus imstande war, zu schielen, die Zähne zu fletschen, mit den Knien zu schlottern, mit den Füßen zu scharren, kurz, alle jene unaussprechlich anmutigen Bewegungen zu vollführen, die man sehr richtig als das Charakteristikum eines guten Schauspielers ansieht. Man sprach allerdings eine Zeitlang davon, mich in die Zwangsjacke zu stecken, doch, und das war die Hauptsache! niemand ahnte, dass ich meinen Atem verloren hatte.

Als ich endlich meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, nahm ich mir eines schönen Morgens sehr frühe einen Platz in der Postkutsche nach Brooklyn, nachdem ich meinen Bekannten gesagt, dass eine dringliche Angelegenheit in jener Stadt meine Anwesenheit dort unbedingt nötig mache.

Die Kutsche war pickevoll; doch konnte ich in dem Ungewissen Zwielficht die Züge meiner Gefährten nicht unterscheiden. Ohne Widerspruch zu leisten, ließ ich mich zwischen zwei Herren von kolossalen Dimensionen placieren, während ein dritter, der noch etwas dicker war, um Verzeihung bat, dass er sich der Länge nach über mich warf und im selben Augenblick einschlieft, wobei er meine gutturalen Hilferufe mit einem Schnarchen übertönte, das die glühenden Stiere des Phalaris vor Neid zu noch röterem Erröten gebracht haben würde. Glücklicherweise schloss der gegenwärtige Zustand meiner Atmungsorgane einen Erstickungstod ja einfach aus.

Als der Tag anbrach, und wir uns dem Ziele der Reise näherten, erhob sich mein Peiniger, richtete seinen Hemdkragen zurecht und dankte mir vielmals und freundlichst für die ihm erwiesene Höflichkeit. Als er bemerkte, dass ich regungslos sitzen blieb (meine Glieder waren nämlich alle ausgerenkt und mein Kopf nach einer Seite verdreht), stieg eine gewisse Befürchtung in ihm auf. Er rüttelte die übrigen Passagiere wach und teilte ihnen in bestimmtem Tone mit, dass man ihnen in der Nacht statt eines lebendigen, verantwortlichen Reisenden einen toten Mann untergeschoben habe; dabei puffte er mich kräftig auf das rechte Auge, um alle von der Wahrheit seiner Behauptung zu überzeugen.

Nun hielt es jeder im Wagen – wir waren zu neun – für seine Pflicht, mich an den Ohren zu ziehen. Ein junger Arzt hielt mir einen Taschenspiegel vor den Mund, fand, dass ich nicht atmete und es also mit der Behauptung meines Quälers seine Richtigkeit habe. Hierauf sprach die ganze Gesellschaft ihren Entschluss aus, eine solche Belästigung nicht länger zu dulden und nicht eine Minute mit dem Leichnam weiterzufahren.

Ich wurde also mit vereinten Kräften gerade unter dem Schild der „Krähe“ – wir kamen nämlich gerade an dieser Kneipe vorbei – aus dem Wagen herausgeworfen, ohne dabei weiteren Schaden zu nehmen, als unter dem linken Hinterrad des Vehikels beide Arme zu brechen. Dem Kutscher muss ich überdies die Gerechtigkeit widerfahren lassen und konstatieren, dass er mir meinen größten Koffer nachwarf, der mir nur unglücklicherweise auf den Kopf fiel und mir dabei in äußerst liebenswürdiger Weise den Schädel brach.

Der „Krähenwirt“ war ein sehr gastfreundlicher Herr, der, nachdem er gefunden, dass mein Koffer eine genügende Entschädigung für seine Mühe garantierte, einen Arzt aus seiner Bekanntschaft holen ließ, dessen Sorge er mich samt einer Rechnung von zehn Dollars überließ.

Man brachte mich in ein Zimmer und begann sofort mit den Operationen. Nachdem der Arzt mir meine Ohren abgeschnitten hatte, entdeckte er noch Lebenszeichen. Er klingelte nun und schickte nach dem benachbarten Apotheker, weil er mit diesem über den Fall konferieren wollte. Um sich von meiner Lebensfähigkeit wirklich zu überzeugen, den letzten Rest von Bedenken zu beseitigen, machte er einen Einschnitt in meinen Magen und nahm mir ein paar Eingeweide heraus, um privatim an ihnen weiter zu studieren.

Der Apotheker hielt mich jedoch für endgültig tot. Ich bemühte mich, diese Ansicht zu bekämpfen, indem ich mit den Füßen ausschlug und die tollsten Verrenkungen ausführte, denn die Operationen des Arztes hatten mir bis zu einem gewissen Grade wieder Gewalt über meine Glieder verliehen. Man schrieb alle diese Bewegungen jedoch der Wirkung einer elektrischen Batterie zu, mit welcher der Apotheker, ein sehr, sehr gelehrter Mann, verschiedene sonderbare Experimente ausführte, die mich, zumal ich ja äußerst persönlich beteiligt war, in hohem Grade interessierten. Es bereitete mir nur viel Verdruss, dass ich, trotz wiederholter Versuche, mich zu unterhalten, kein Wort hervorbringen, nicht einmal den Mund öffnen konnte, obwohl mir viel daran lag, auf seine geistreiche, wenn auch höchst phantastische Theorie das Nötige zu antworten. Meine genaue Kenntnis der

hippokratischen Pathologie hätte mich nämlich unter anderen Verhältnissen in den Stand gesetzt, ihn gründlich zu widerlegen.

Da die beiden Medizinmänner zu keiner rechten Entscheidung kommen konnten, beschlossen sie, mich zu weiteren Untersuchungen aufzubewahren. Ich wurde auf eine Dachkammer gebracht, die Gattin des Arztes versah mich mit Hosen und Strümpfen, der Arzt selbst band meine Kinnladen zusammen – schloss dann die Tür von außen, ging zum Mittagessen und überließ mich der Stille und dem Nachdenken.

Mit außerordentlicher Freude entdeckte ich, dass ich hätte sprechen können, wenn nicht mein Kinn, wie gesagt, zusammengebunden gewesen wäre. Dieser Gedanke tröstete mich sehr, und ich begann schon, in Gedanken einige Stellen aus der „Allgegenwart Gottes“ zu wiederholen, wie es meine Gewohnheit ist, ehe ich einschlafe, als zwei Katzen von gieriger, höchst tadelnswerter Gemütsart durch ein Loch in der Wand hereinspazierten, sich einander gegenüber auf mein Gesicht setzten und sich mit ungebührlichem Eifer mit meiner Nase beschäftigten.

Doch wie der Verlust seiner Ohren dem Meder auf den Thron des Cyrus verhalf, und die abgeschnittene Nase Babylon in die Hand des Zopyrus gab, so verdankte ich dem Verlust einiger Unzen meines Gesichtsfleisches die Rettung meines ganzen Körpers. Von Schmerz gepeinigt und von Unwillen erfasst, zerriss ich mit einem einzigen Ruck meine Fesseln und die Kinnladenbandage. Dann durchschritt ich das Zimmer, warf einen verächtlichen Blick auf meine Gegner, riss das Fenster auf und stürzte mich zu ihrer großen Wut und Enttäuschung sehr geschickt hinaus.

Der Straßenräuber Wegelag, mit dem ich eine sonderbare Ähnlichkeit hatte, wurde in diesem Augenblicke aus dem Stadtgefängnis zum Schaffet gebracht, das man in der Vorstadt für ihn errichtet hatte. Da er äußerst gebrechlich und seit langem krank war, hatte man ihn nicht gefesselt. In sein Galgenkostüm gekleidet, das meinem augenblicklichen Anzug, in etwa wenigstens, glich, lag er auf dem Boden der Henkerskarre, die, wie gesagt, gerade in dem Augenblick meines Sturzes unter den Fenstern des Hauses vorüberkam, lang ausgestreckt, ohne andere Bewachung als den Kutscher, der schlief, und zwei Polizisten, die betrunken waren.

Das Unglück wollte es, dass ich mit meinen Füßen mitten in den Wagen fiel. Wegelag, ein scharfsinniger Bursche, nahm seinen Vorteil wahr. Er sprang sofort auf, vom Wagen herunter und war im Handumdrehen in einer langen Allee verschwunden. Die Polizisten erwachten von dem Geräusch, erkannten jedoch den Sinn der Veränderung, die da vor sich gegangen, nicht gleich. Da sie einen Mann, das genaue Gegenstück des Schurken, aufrecht im Wagen stehen sahen, glaubten sie, dass der Schuft – sie meinten natürlich Wegelag – sich auf die Socken machen wolle (so drückten sie sich aus); nachdem sie diese ihre Meinung einander mitgeteilt hatten, nahmen sie jeder erst einen Schluck und schlugen mich dann mit den Kolben ihrer Flinten zu Boden.

Es dauerte nicht lange, bis wir den Ort unserer Bestimmung erreichten. Natürlich konnte ich zu meiner Verteidigung nicht das geringste anführen. Gehangen zu werden, war mein unausweichliches Schicksal.

Halb gleichgültig, halb bitter gestimmt ergab ich mich darin. Da ich ziemlich zynisch veranlagt bin, war es mir, wie man verstehen wird, hundemäßig zu Mute. Der Henker jedoch legte mir kühl den Strick um den Hals, und man zog mir das Brett unter den Füßen fort.

Ich sehe davon ab, meine Gefühle am Galgen näher zu beschreiben, obgleich ich hier wahrheitsgetreu reden könnte und noch niemand über dies psychophysiologische Thema ausführlich geschrieben hat. Denn um wirklich glaubwürdig berichten zu können, muss man eben gehangen worden sein. Jeder Autor sollte sich, das ist meine ästhetische Überzeugung, auf Erzählungen aus seiner Erfahrung beschränken; weshalb Mark Antonius denn auch eine Abhandlung über das Betrunkenwerden verfasste.

Doch möchte ich erwähnen, dass ich nicht starb. Mein Körper hing, aber ich hatte ja keinen Atem, dessen man mich hätte berauben können – und außer dem Druck des Knotens unter meinem gewesenen linken Ohr empfand ich keinerlei Unbequemlichkeit. Was den Ruck anbetrifft, den mein Nacken beim Fallen des Brettes empfand – nun, wenn ich an die Kopfverrenkungen denke, die mir der dicke Herr in der Postkutsche beigebracht hatte, so muss ich sagen, dass er beinahe schon die Wirkung eines Heilmittels ausübte.

Aus gewissen Gründen jedoch tat ich mein Bestes, um die Schaulust der Menge nicht zu kurz kommen zu lassen. Man sagte, dass meine Konvulsionen außerordentlich eindrucksvolle, meine Krämpfe kaum zu übertreffen gewesen wären. Man rief da capo. Verschiedenen Herren wurde es übel, eine ganze Anzahl von Damen musste in hysterischen Anfällen nach Hause gebracht werden. Herr Pinxit machte sich die Gelegenheit zunutze und arbeitete sein wundervolles Bild „Der lebendig geschundene Marsyas“ nach einer auf der Stelle angefertigten Skizze um.

Als ich in solcher Weise genügend Pläsier bereitet hatte, hielt man es für angemessen, meinen Körper vom Galgen zu entfernen – ganz besonders, weil der wahre Verbrecher mittlerweile erkannt und eingefangen worden war.

Man hatte, wie leicht erklärlich, jetzt lebhaft Sympathie mit mir, und da niemand Anspruch auf meinen Körper erhob, beschloss man, mich in einer öffentlichen Gruft zu bestatten.

Nachdem die gebührende Frist verstrichen war, setzte man mich also bei. Der Totengräber schloss hinter meinem Sarge ab, ging von dannen und ließ mich allein; so dass mich die Stelle aus Marstons „Malcontent“:

„Der Tod ist ein lustiger Kerl
Und hält ein offnes Haus“

in dem Augenblick wie eine Lüge anmutete.

Doch schlug ich den Deckel meines Sarges entzwei und stieg aus demselben heraus. Der Ort war trübe und feucht. Da ich mich langweilte, tastete ich mich, der Abwechslung halber, ein wenig durch die schön in Reihe und Glied aufgestellten

Särge hindurch. Ich warf einen nach dem anderen zu Boden, riss ihre Deckel auf und erging mich in Betrachtungen über die Toten, die darinnen lagen.

„Dieser hier“, monologisierte ich vor mich hin und stolperte dabei über einen aufgeschwemmten, aufgedunsenen, kugelrunden Kadaver, „ist im wahrsten Sinne des Wortes ein unglückseliger Mann gewesen. Ihn traf das schreckliche Los, nicht gehen, sondern nur watscheln zu können, das menschliche Leben nicht wie ein menschliches Wesen, sondern wie ein Elefant – nicht wie ein Mann, sondern wie ein Rhinoceros durchstapsen zu müssen. Seine Anstrengungen, vorwärtszukommen, waren nur so etwas wie Fehlgeburten; denn wollte er einen Schritt vorwärts tun, so musste er gleichzeitig zwei nach rechts und drei nach links gehen. Seine Studien blieben auf die Lektüre der alten Kriechen beschränkt; Knigges ›Umgang mit Menschen‹ war für ihn ein Mysterium. Von den Wundern einer Pirouette kann er keine Vorstellung gehabt haben, und ein Walzer bleibt ein Abstraktum für ihn. Er ist nie den Gipfel eines Berges hinangestiegen. Niemals hat er von einem Turme herab die Herrlichkeiten einer Großstadt besichtigen können. Die Hitze war sein Todfeind. In den Hundstagen lebte er ein Hundeleben. Er träumte dann von Feuerbränden und Erstickung – von Bergen auf Bergen – dass man den Pelion auf den Ossa getürmt. Mit einem Wort – er war kurzatmig – er war kurzatmig! Er hielt es für extravagant, Blasinstrumente zu spielen. Er war der Erfinder von selbsttätigen Fächern, Windsegeln und Ventilatoren. Er protegierte Herrn Puste, den Blasebalgverfertiger, und kam bei dem Versuch, eine Zigarre zu rauchen, elend ums Leben. Sein Fall interessiert mich aufs höchste – und ich bin von wahrem Mitgefühl für sein schreckliches Los erfüllt.“

„Doch hier“, fuhr ich fort, und zog mit boshafem Lachen eine dürre, lange, sonderbar aussehende Persönlichkeit aus ihrem Futteral, deren bemerkenswertes Aussehen mich eigentümlich bekannt anmutete, „hier ist ein Elender, der auf kein Mitleid Anspruch erheben darf.“ Während ich so sprach, setzte ich meinen Daumen und Zeigefinger an seine Nase, ließ ihn auf dem Boden eine sitzende Stellung einnehmen, hielt ihn so mit ausgestrecktem Arme fest und fuhr in meinem Selbstgespräche fort: „– der auf kein Mitleid Anspruch erheben darf. Wer hätte auch Lust, einen Schatten zu bemitleiden? Und hat er nicht sein Teil von den Freuden der Erde reichlich erhalten? Er war der Schöpfer von hohen Monumenten – von Schießtürmen – von Blitzableitern – seine Abhandlung über ›Schatten und Gespenster‹ hat ihn unsterblich gemacht. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit veranstaltete er die letzte Ausgabe von ›Luftschloss und Windhose‹. Er besuchte früh die Universität und studierte Pneumatik. Dann kam er nach Hause, schwätze unaufhörlich und blies das Waldhorn. Er schwärmte für Dudelsäcke. Pastor Wandeln-Rennen, der gegen die Zeit anging, wäre sicher gegen ihn nicht angegangen. Windhaben und Vielatem waren seine Lieblingsschriftsteller – sein Lieblingsmaler war Atmosferi. Er starb glorreich beim Einatmen von Gas – *levique flatu corruptitur* – wie die *fama pudicitiae* bei Hieronymus. Er war zweifellos ein –“

„Wie können Sie nur – wie – können Sie nur –“, unterbrach mich hier der Gegenstand meiner tadelnden Rede, schnappte nach Luft und riss mit verzweifelter Anstrengung die Bandage von seinem Kinn herunter, „– wie können Sie, Herr Ohneluft, so grausam sein und mich fortgesetzt in die Nase kneifen? Sahen Sie denn nicht, wie fest man mir den Mund zugebunden hat? Und Sie müssen doch

wissen – wenn Sie überhaupt was wissen – über Welch einen Überfluss an Atem ich verfüge! Wenn Sie es jedoch nicht wissen, so setzen Sie sich neben mich und Sie werden sehen. In meiner Lage ist es wahrhaftig eine Erleichterung, den Mund nur aufmachen zu können – sich mal auszusprechen – mit jemandem zu plaudern, der, wie Sie, nicht jeden Augenblick abberufen werden kann, wodurch die schönste Unterhaltung in die Binsen geht. Unterbrechungen sind lästig und sollten abgeschafft werden – meinen Sie nicht auch? Keine Antwort, wenn ich bitten darf – es ist vollständig genug, wenn eine Person auf einmal spricht. Ich bin bald fertig, und dann können Sie wieder anfangen. – Wie, zum Teufel, Herr, kamen Sie hier hin? Kein Wort, bitte – bin selbst schon einige Zeit hier – grässliches Unglück! – hörte davon! schauerliche Kalamität! – ging unter Ihren Fenstern spazieren – ist schon einige Zeit her – als Sie zur Bühne gehen wollten – fürchterliches Ereignis – hörte von ›Atem wieder einfangen‹ – he? – halten Sie nur den Mund, sage ich Ihnen – ich fing einen ein – hatte immer schon zuviel an meinem eigenen – traf Herrn Schwätzer an der Straßenecke – ließ mich nicht zu einem einzigen Worte kommen – verfiel natürlich in Epilepsie – Schwätzer lief weg – verfluche alle Narren! – Man hob mich für tot auf und brachte mich hier hin – nette Burschen, die das taten – hörte alles, was man von mir sagte – jedes Wort war eine Lüge – grässlich –wundervoll – zum Rasendwerden – scheußlich – unverständlich! – et cetera – et cetera – et cetera – et cetera! –“

Mein Erstaunen bei dieser unerwarteten Rede lässt sich kaum schildern, ebenso wenig die Freude, mit welcher ich mich nach und nach überzeugte, dass der Atem, den der Mensch – ich erkannte in ihm alsbald meinen Nachbarn, Herrn Windgenug – aufgefangen hatte, unzweifelhaft die Ausatmung war, die ich in der Unterhaltung mit meiner Frau verlegt hatte. Zeit, Ort und Umstände benahmen auch den geringsten Zweifel darüber. Doch ließ ich den Gesichtsvorbau des Herrn Windgenug nicht los, wenigstens nicht während der langen Zeit, in welcher der Blitzableitererfinder mich seiner eingehenden Erklärungen würdigte.

Mich veranlasste dazu eine gewisse, gewohnheitsmäßige Vorsicht, die von jeher ein eigentümlicher Charakterzug von mir gewesen. Ich dachte daran, wie viel Schwierigkeiten noch auf dem Wege meiner Neubelebung lägen, und dass ich sie nur mit allergrößter Kraftanstrengung würde überwinden können. Viele Leute, so dachte ich, sind nur zu geneigt, Dinge, die sich in ihrem Besitze befinden – wie wertlos, ja, wie lästig und unangenehm dieselben auch für sie selbst sein mögen – nach den Vorteilen zu schätzen, die andere von ihrem Besitz, nicht sie von ihrem Abhandenkommen haben würden. Konnte dies nicht bei Herrn Windgenug der Fall sein? Wenn ich so großes Verlangen nach dem Atem bezeigte, den er jetzt noch gern los sein wollte, setzte ich mich da nicht der Gefahr aus, sein Geiz werde ihn mir verweigern? Es gibt ja Schurken in der Welt, erinnerte ich mich seufzend, die sich kein Gewissen daraus machen, selbst mit ihrem nächsten Türnachbar unfair zu verfahren, und – dies ist eine Bemerkung des Epiktet – gerade, wenn sie selbst verlangen, eine Bürde abzuwerfen, am wenigsten geneigt sind, die der anderen zu erleichtern.

Ich ließ also Herrn Windgenugs Nase noch immer nicht los und hielt es nach diesen und anderen Betrachtungen für angemessen, meine Antwort folgendermaßen in Worte zu kleiden – :

„Ungeheuer!“ begann ich gutturaliter und im Ton tiefsten Abscheues, „Ungeheuer und doppelatmiger Idiot – bist du es – du, den der Himmel für seine Schändlichkeiten mit zwiefacher Atmung strafte, bist du es, frage ich, der es wagt, mich mit den vertraulichen Tönen eines alten Bekannten anzureden? Und ich soll meinen Mund halten? Das ist allerdings eine hübsche Art und Weise, mit einem Herrn, der Gott sei Dank nur einen Atem hat, zu verkehren! – und das alles noch obendrein, da es in meiner Macht steht, die Unbequemlichkeit, unter der du gerechterweise leidest, von dir zu nehmen, und dich von deiner verruchten Doppelatmung zu befreien.“

Ich wartete nun wie Brutus auf eine Antwort, mit der mich Herr Windgenug auch alsbald überschüttete. Entschuldigung folgte auf Entschuldigung, Abbitte auf Abbitte. Es gibt keine Ausdrücke des Bedauerns, die er nicht brauchte, und ich zog aus jedem seiner Worte den größtmöglichen Vorteil.

Als die Präliminarien endlich erledigt waren, übergab mir mein Bekannter meinen Atem wieder, und ich stellte ihm nach genauer Prüfung desselben eine Quittung darüber aus.

Ich weiß, dass mich viele tadeln werden, weil ich in oberflächlicher Art und Weise von einer so seltenen, eigentlich unbegreiflichen Übertragung rede. Man wird sich wundern, dass ich nicht eingehender von den Einzelheiten eines Ereignisses rede, das – es ist nur zu wahr – ein neues Licht auf einen hochinteressanten Teil der physischen Philosophie hätte werfen können.

Auf all dies kann ich leider nicht antworten. Eine Andeutung ist die einzige Erwiderung, die ich zu machen imstande bin. Es spielten da gewisse Umstände mit – doch halte ich es wirklich für sicherer, möglichst wenig von einer Angelegenheit zu erzählen, die so delikat ist und zu gleicher Zeit die Interessen einer dritten Person angeht, deren schwefelige Rache ich mir zuzuziehen durchaus keine Lust habe.

Kurz nachdem wir die nötigen Anordnungen getroffen hatten, setzten wir unsere Flucht aus der Grabhöhle ins Werk. Es zeigte sich, dass die vereinte Kraft unserer wiederauferstandenen Stimmen genügte, die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken: Der konservative Herr Redakteur Schere veröffentlichte zunächst einen Essay über „Natur und Ursprung unterirdischer Geräusche“. In den Spalten der demokratischen Zeitung folgte dann eine Antwort – wieder eine Replik – eine neue Widerlegung – eine Berichtigung. Erst als man das Grab öffnete, bewies mein und Herrn Windgenugs Erscheinen, dass beide Parteien im Unrecht gewesen waren.

Ich kann die Erzählung der Einzelheiten dieser sehr merkwürdigen Epoche meines Lebens, das übrigens zu jeder Zeit ein ereignisreiches gewesen, nicht schließen, ohne die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Verdienste jener Philosophie zu lenken, die ein sicherer Schild gegen die Pfeile des Missgeschickes ist, welche man weder sehen, fühlen, noch vollständig verstehen kann. Es lag im Geiste jener Weisheit, dass die alten Hebräer glaubten, die Tore des Himmels öffneten sich jedem, ob Sünder oder Heiliger, der nur mit voller Lungenkraft und absolutem Vertrauen das Wort „Amen“ ausrufen konnte. Im Geiste jener Weisheit riet Epimenides während der großen Pest in Athen, nachdem man erfolglos alle Mittel zu ihrer Bekämpfung angewandt, „dem dafür geeigneten Gotte“ einen Tempel zu errichten. So erzählt uns wenigstens Laertius.

Hans Pfaalls Mondfahrt

Als Herrscher über ein wildes Heer Wilder Phantasien Auf luftigem Ross und mit funkelndem Speer Will ich in die Wildnis fliehn. *Tom O'Bedlams Gesang*

Nach jüngsten Berichten aus Rotterdam scheinen sich alle Philosophen der Stadt in höchster Aufregung zu befinden. Es haben sich dort in der Tat so unerwartete, so absolut neue Phänomene gezeigt – Phänomene, die so im Widerspruch mit den bis jetzt behaupteten Ansichten stehen, dass ich fürchte, ganz Europa wird nach nicht allzu langer Zeit in eine Art Aufruhr geraten, die ganze Physik wird sich empören, der gesunde Menschenverstand und die Astronomie werden sich in den Haaren liegen.

Den Berichten nach hatte sich also im Monat ... am ... (ich erinnere mich des Datums nicht mit Bestimmtheit) auf dem großen Börsenplatze der bewussten Stadt Rotterdam zu einem nicht genauer erwähnten Zwecke eine große Volksmenge versammelt. Der Tag war warm – ungewöhnlich warm sogar für die Jahreszeit, kein Lüftchen wehte, und der Menge war es durchaus nicht unangenehm, dass von Zeit zu Zeit aus den großen, weißen Wolken, die über das blaue Himmelsgewölbe zogen, ein leichter Regen niederrieselte. Gegen Mittag nun machte sich in der versammelten Menge eine leichte, doch deutlich spürbare Erregung bemerklich. Darauf folgte das Gemurmel von zehntausend Stimmen, und eine Minute später wandten sich die zehntausend Gesichter zum Himmel empor, zehntausend Pfeifen fielen wie auf einen Schlag aus zehntausend Mündern, und ein Schrei, der nur mit dem Getöse der Niagarafälle verglichen werden kann, erscholl durch die ganze Stadt und über die ganze Umgebung von Rotterdam.

Was die Ursache dieses immerhin seltsamen Gebarens gewesen, wurde bald offenbar. Hinter der scharf umrissenen Masse einer der schon erwähnten Wolken trat langsam hervor und glitt in eine der blauen Himmelslagunen ein rätselhaftes, heterogenes, doch offenbar stofflich festes Etwas von so sonderbarer Gestalt, so phantastischer Zusammensetzung, dass es die wohlbeleibten Bürger, die mit offenem Munde nach oben starrten, nicht verstehen konnten, aber auch nicht zu bewundern müde wurden. Was konnte es sein? Im Namen aller Teufel von Rotterdam, was konnte das zu bedeuten haben? Niemand wusste es, niemand hatte auch nur eine Ahnung; niemand, nicht einmal der Bürgermeister, Mynheer Superbus van Underduk, fand die geringste Vermutung, die es ermöglicht hätte, das Geheimnis aufzuklären. So dass schließlich ein jeder, da man doch nichts Vernünftigeres tun konnte, seine Pfeife wieder sorgfältig in den Mundwinkel steckte, ein Auge beharrlich auf das Phänomen gerichtet hielt, paffte, eine Pause machte, mal nach rechts und links wackelte, bedeutungsvoll grunzte und – wieder paffte.

Mittlerweile jedoch kam der Gegenstand so außerordentlicher Neugierde und die Ursache so vielen Dampfes der guten Stadt näher und näher. In wenigen Minuten war das Wunder so nahe, dass man es deutlich erkennen konnte. Es schien – nein, es war bei Gott eine Art von Ballon, doch hatte man einen solchen Ballon in Rotterdam noch nie zuvor erblickt. Denn wer, lassen Sie mich fragen, wer hat jemals einen Ballon gesehen, der ganz aus schmutzigen Zeitungen gemacht ist? In Holland gewiss niemand! Und gerade vor der Nase oder vielmehr gerade über der

Nase all dieser Leute befand sich nun ein solches Ding, eins, das, wie ich aus bester Quelle erfahren habe, gerade aus dem Material hergestellt war, von dem noch niemand gehört hatte, dass es je zu einem solchen Zwecke verwendet worden wäre. Das erschien dem gesunden Menschenverstande der Bürger von Rotterdam eine ungeheure Beleidigung zu sein.

Was die Gestalt des Ballons anging, nun, so war sie noch tadelnswürdiger, denn sie hatte keine andere Form, als die einer riesigen umgestülpten Narrenkappe. Und diese Ähnlichkeit verminderte sich durchaus nicht, als die Menge bei genauerem Hinsehen von der Spitze eine große Troddel herabhängen und an dem oberen Rande oder der Basis des Kegels kleine Instrumente herumbaumeln sah, die Schafsglocken glichen und fortwährend die Melodie des schönen Liedes ›Wilhelmus von Nassauen‹ klingelten.

Aber es sollte noch schlimmer kommen!

An blauen Bändern hing vom Rande dieser phantastischen Maschinerie ein riesiger, grauer Castorhut wie eine Gondel herab. Die Ränder waren übertrieben breit, der halbkugelförmige Kopf mit einem schwarzen Bande und einer silbernen Schnalle geschmückt. Es muss jedoch höchst merkwürdig erscheinen, dass mancher Einwohner von Rotterdam schwor, er habe den Hut früher schon öfters gesehen – ja, die ganze versammelte Menge schien ihn mit den Augen eines guten Bekannten zu betrachten. Und Mevrouw Grettel Pfaall stieß gar bei seinem Anblick einen Ruf freudigster Überraschung aus und erklärte, es sei der Hut ihres guten Gatten. Dieser letzte Umstand verdiente um so größere Beachtung, als Pfaall, Hans hieß er mit Vornamen, mit drei Genossen, vor ungefähr fünf Jahren ganz plötzlich und auf unerklärliche Weise aus Rotterdam verschwunden war, und bis zu dem Tage, an dem diese Erzählung beginnt, alle Nachforschungen nach seinem Verbleib nicht das geringste Ergebnis gehabt hatten. Allerdings waren noch neulich im Osten der Stadt an einem versteckten Orte mit anderen sonderbaren Trümmern einige anscheinend von Menschen stammenden Gebeine gefunden worden. Ein paar Leute hatten daraufhin die Vermutung ausgesprochen, dass an dieser Stelle wahrscheinlich eine schreckliche Bluttat geschehen sei, deren Opfer jedenfalls Hans Pfaall und seine Kameraden geworden.

Doch kehren wir zu unserer Erzählung zurück.

Der Ballon (ohne Zweifel war es einer) hatte sich dem Boden bis auf hundert Fuß genähert und gestattete der Menge, die Person, der er zum Aufenthalt diente, genau in Augenschein zu nehmen. Es war ein sonderbarer Jemand. Er mochte kaum zwei Fuß hoch sein, und doch hätte ihn seine Winzigkeit nicht verhindert, dass Gleichgewicht zu verlieren und über den Rand seiner Gondel hinauszufallen, wenn er nicht außerdem noch in einem runden Reifen gesteckt hätte, der ihm um Brust und Rücken ging und an den Stricken des Ballons festgebunden war. Der Körper des kleinen Mannes erschien über alle Proportionen dick und gab seiner ganzen Erscheinung etwas absurd Rundes. Seine Füße konnte man natürlich nicht sehen. Seine Hände waren ungeheuer groß. Sein Haar war grau und hinten in einen Zopf geordnet. Seine Nase war außerordentlich lang, gebogen und leuchtend purpurrot, seine Augen blickten scharf und glänzend. Sein Kinn und seine Wangen, obwohl von Altersfalten durchzogen, waren breit, weich und doppelt, von einem Ohr hingegen an

keiner Seite seines Kopfes auch nur das geringste zu entdecken. Dieser sonderbare kleine Herr war in einen losen Überrock von himmelblauer Seide gekleidet; er trug eng anliegende Beinkleider, die an den Knien mit silbernen Schnallen befestigt waren; seine Weste bestand aus einem gelben, glänzenden Stoffe, eine Mütze aus weißem Taffet saß zierlich und kokett schief auf seinem Kopfe, und um seinen Anzug zu vervollständigen, trug er ein blutrotseidenes Tuch um den Hals gewunden; vorne war dasselbe zu einem ungeheueren Knoten geschlungen, dessen Zipfel prunkvoll auf seine Brust herabhingen.

Als der alte Herr, wie ich eben schon sagte, bis auf hundert Fuß der Erde nahe gekommen, wurde er von einem Zittern ergriffen, und schien keine Lust zu verspüren, sich die terra firma genauer anzusehen. Er warf aus einem Leinwandbeutel, den er mit großer Mühe aufhob, eine Menge Sand aus, und der Ballon stand dann auch sofort still. Dann zog er in eiliger, aufgeregter Weise eine Brieftasche aus Maroquinleder aus der Seitentasche seines Überrockes. Er wog sie argwöhnisch in seiner Hand und betrachtete sie dann mit einem Ausdruck höchster Überraschung, als erstaune ihn ihr Gewicht. Endlich öffnete er sie und entnahm ihr einen riesigen Brief, der mit rotem Wachs gesiegelt und mit einem Bändchen von derselben Farbe sorgfältig zusammengebunden war, und ließ ihn gerade vor die Füße des Bürgermeisters Superbus van Underduk hinabfallen.

Seine Exzellenz bückte sich, um ihn aufzuheben. Der Aeronaut jedoch, der sich noch immer in großer Unruhe zu befinden schien, und auch wohl weiter keine Geschäfte in Rotterdam zu verrichten hatte, traf eilfertig seine Veranstaltungen zur Abfahrt. Da er wieder Ballast auswerfen musste, um steigen zu können, so fiel ein halbes Dutzend Sandsäcke, die er, ohne sich die Mühe zu geben, sie zu leeren, einfach herunterwarf, dem unglückseligen Bürgermeister auf den Buckel und kegelte ihn nicht weniger als ein halbdutzendmal vor den Augen von ganz Rotterdam um.

Man muss nun nicht glauben, dass sich der große Underduk diese Impertinenzen des kleinen alten Mannes gefallen ließ. Im Gegenteil, man erzählt, dass er während der sechs Umdrehungen nicht weniger als ein halbes Dutzend wütender Dampfwolken aus seiner Pfeife blies, die er während der ganzen Zeit aus aller Kraft zwischen den Zähnen festhielt, und – so Gott will – bis zum Tage seines Todes festhalten wird.

Mittlerweile erhob sich der Ballon wie eine Lerche, schwebte hoch über der Stadt und verschwand endlich ruhig hinter einer Wolke, die der, hinter welcher er hervorgekommen, ganz ähnlich war, und wurde so den staunenden Augen der guten Bürger auf immer entzogen. Nun richtete sich die ganze Aufmerksamkeit auf den Brief, dessen Ankunft oder vielmehr dessen Begleitumstände sich so umstürzlerisch gegen die würdige Person Seiner Exzellenz van Underduk gerichtet. Der hohe Beamte hatte jedoch während seiner kreisförmigen Bewegungen nicht vergessen, die Epistel in Sicherheit zu bringen, die, wie sich alsbald herausstellte, in die richtigen Hände gelangt war, da sie an ihn selbst und den Professor Sternekiek in ihrer Eigenschaft als Präsident und Vizepräsident des Rotterdamer Astronomischen Kollegiums adressiert war. Er wurde von den beiden Würdenträgern auf der Stelle geöffnet und enthielt folgende höchst seltsame und bei Gott höchst bedeutungsvolle Mitteilung:

An Ihre Exzellenzen van Underduk und Sternekiek, Präsident und Vizepräsident des staatlichen Kollegium für Astronomie in der Stadt Rotterdam. Eure Exzellenzen erinnern sich vielleicht noch eines bescheidenen Handwerkers namens Hans Pfaall, seines Zeichens Blasebalgflicker, der mit drei anderen vor ungefähr fünf Jahren unaufgeklärterweise aus Rotterdam verschwand. Wenn es Euren Exzellenzen gefällt – ich, der Schreiber dieser Mitteilung, bin Hans Pfaall selbst. Es ist jedem meiner Mitbürger wohl bekannt, dass ich vierzig Jahre lang, bis zum Tage meines Verschwindens, das kleine Ziegelhaus am Anfang des Sauerkrautgässchens inne hatte. Meine Voreltern haben seit undenklichen Zeiten in demselben gelebt – sie alle gingen, wie ich, dem ehrenwerten und einträglichen Handwerk des Bälgeflickens nach; und es gab wahrhaftig bis vor wenigen Jahren, als die Politik noch nicht in aller Köpfe spukte, keinen Erwerb, den sich ein ehrlicher Bürger lieber hätte wünschen mögen. Der Kredit war gut, das Geschäft ging flott, und es fehlte weder an Geld noch an gutem Willen. Doch wie ich schon sagte, wir begannen bald die Wirkungen der Freiheit, langer Reden, des Radikalismus und ähnlicher Sachen zu spüren. Leute, die sonst die besten Kunden von der Welt gewesen, hatten jetzt nicht einen Augenblick Zeit mehr, um an uns zu denken. Sie mussten den ganzen Tag von Revolutionen lesen, um mit der Entwicklung des Verstandes und dem Geiste der Zeit Schritt halten zu können. Wenn ein Feuer geschürt werden sollte, so fächelten sie es rasch mit einer Zeitung. Je schwächer die Regierung wurde, desto stärker wurde meine Überzeugung, dass Leder und Eisen immer unzerstörbarer wurden –, denn in sehr kurzer Zeit gab es in ganz Rotterdam keinen Blasebalg mehr, der einen Flicker oder einen Schlag mit dem Hammer nötig gehabt hätte. Das war doch ein sehr unhaltbarer Zustand, wenigstens konnte ich mich nicht in demselben halten. Ich war bald so arm wie eine – na! natürlich Kirchenmaus, und da ich eine Frau und Kinder zu ernähren hatte, erschien mir das Leben nach kurzer Zeit unerträglich und ich dachte manchmal darüber nach, wie ich ihm am besten ein Ende machen könne.

Meine Herren Gläubiger ließen mir jedoch nur wenig Muße zum Nachdenken. Mein Haus war vom Morgen bis zum Abend buchstäblich belagert. Besonders drei Burschen quälten mich über alle Menschenmöglichkeit, hielten beständig an meiner Tür Wache und drohten mit dem Gesetz. Diesen dreien gelobte ich Rache, sobald sie mir nur mal in die Finger geraten würden. Und ich glaube, nur der Gedanke an diesen meinen Triumph verhinderte, dass ich meinen Selbstmordplan, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen, sofort ausführte. Mittlerweile hielt ich es für das beste, meine Wut zu verbergen und sie mit guten Worten und Versprechungen so lange hinzuhalten, bis mir irgendwelche glücklichen Umstände eine Gelegenheit zur Rache bieten würden.

Eines Tages, als ich ihnen gerade wieder einmal entwischt war, irrte ich, niedergeschlagener als je, ziellos durch verborgene Straßen, bis ich mich endlich zufällig an der Krambude eines Buchhändlers fürchterlich stieß. Ich sah einen Stuhl in der Nähe, in den ich mich verbittert hineinwarf, und öffnete, ohne recht zu wissen, warum, das erste beste Buch, das mir in die Hand kam. Es war eine kleine Abhandlung über die spekulative Astronomie und entweder von dem Professor Encke aus Berlin oder von einem Franzosen mit ähnlichem Namen geschrieben. Ich hatte schon einen kleinen Schimmer von dieser Wissenschaft und las das Bändchen zweimal durch, ehe ich mich wieder auf das, was um mich herum vorging, besinnen

konnte. Mittlerweile war es dunkel geworden, und ich lenkte meine Schritte heimwärts. Doch hatte die Abhandlung in Verbindung mit der Mitteilung einer wichtigen Entdeckung auf pneumatischem Gebiete, die mir vor kurzer Zeit ein Vetter aus Nantes unter dem Siegel der Verschwiegenheit gemacht, einen unauslöschlichen Eindruck auf mich ausgeübt. Und während ich so durch die dämmernden Straßen schlenderte, ließ ich die seltsamen und zum Teil unverständlichen Schlüsse des Autors sorgfältig noch einmal vor meinem Gedächtnisse dahinziehen. Einige Stellen wirkten außerordentlich stark auf meine Phantasie; je länger ich über sie nachgrübelte, desto stärker wurde das Interesse, das sie in mir erregten. Meine im allgemeinen sehr beschränkte Bildung und meine in der Naturlehre ganz besonders große Unwissenheit zerstörten in mir doch nicht die Hoffnung, das, was ich gelesen, auch einmal verstehen zu können, und machten mich gegen die unbestimmten Gedanken, die mir während der Lektüre gekommen, durchaus nicht misstrauisch, waren im Gegenteil meiner Phantasie nur ein mächtiger Antrieb. Und ich war eitel, oder vielleicht vernünftig genug, um mich zu fragen, ob die unreifen Ideen, die so oft bei ungeschulten Geistern auftauchen, nicht die ganze Kraft und Wahrheit und die anderen, dem Instinkt oder der Intuition eingeborenen Eigenschaften haben.

Als ich zu Hause ankam, war es schon spät, und ich ging gleich zu Bett. Doch war ich zu sehr beschäftigt, um einschlafen zu können, und lag die ganze Nacht im Nachdenken versunken wach. Am anderen Morgen stand ich sehr früh auf, eilte wieder zu der Bude des Buchhändlers und kaufte für mein letztes Geld einige Bücher über Mechanik und praktische Astronomie. Als ich mit diesen glücklich zu Hause angekommen war, widmete ich jeden freien Augenblick ihrem Studium und machte bald solche Fortschritte, dass ich an die Ausführung eines gewissen Planes, den mir entweder der Teufel oder mein guter Geist eingegeben, denken konnte. In dieser Zeit hatte ich mich auch verschiedentlich bemüht, die drei Gläubiger, die mich am meisten belästigten, zu befriedigen. Es gelang mir auch, teils durch den Verkauf von Hausgeräten, mit dessen Ergebnis ich sie zur Hälfte bezahlte, teils durch das Versprechen, dass ich das übrige sofort begleichen würde, wenn ich ein kleines Projekt, das ich im Kopfe hätte, und zu dessen Ausführung ich ihrer Hilfe bedürfe, ausgeführt haben würde. Durch dieses Mittel (es waren sehr unwissende Leute) gelang es mir ohne Mühe, sie meinen Zwecken geneigt zu machen.

Nachdem alles so weit gediehen war, verschaffte ich mir mit Hilfe meiner Frau durch den geheimen, vorsichtigen Verkauf alles dessen, was mir noch geblieben, und durch kleine, unter verschiedenen Vorwänden gemachte Anleihen, eine ziemliche Summe baren Geldes; ohne mich, wie ich mit Beschämung gestehen muss, im geringsten darum zu kümmern, ob ich die Darlehen jemals wieder zurückzahlen könne.

Nun kaufte ich mir möglichst unauffällig verschiedene Stücke sehr feinen Batist – jedes Stück maß zwölf Ellen –, Bindfaden, einen Vorrat von Kautschukfirnis, einen großen tiefen, auf Bestellung gemachten Korb aus Weidengeflecht und verschiedene andere Gegenstände, die zur Herstellung eines sehr großen Ballons nötig sind. Ich trug meiner Frau auf, ihn sobald wie möglich zu nähen, und gab ihr während der Arbeit genaue Anweisungen. Ich selbst verfertigte aus dem Bindfaden ein Netz von genügender Größe, versah es mit dem Ring und den notwendigen

Stricken und kaufte verschiedene für Experimente in den oberen Regionen der oberen Atmosphäre nötige Materialien und Instrumente. Dann suchte ich mir eine versteckte Stelle im Osten der Stadt aus und brachte zur Nachtzeit ungefähr fünf eisenbeschlagene Fässchen, deren jedes fünfzig Gallonen hielt, sowie ein größeres Fass dahin; dann sechs zinnerne Röhren von ungefähr drei Zoll Durchmesser und zehn Fuß Länge, dann eine Quantität einer gewissen metallischen oder halbmethallischen Substanz, die ich nicht nennen will, und ein Dutzend mit einer gewöhnlichen Säure gefüllter Korbflaschen. Das Gas, das ich aus den beiden letztgenannten Materialien herstellte, ist ein Gas, das noch keine andere Person als ich erzeugte – oder wenigstens jemals zu einem ähnlichen Zwecke angewandt hat. Ich kann hier nur sagen, dass es ein Bestandteil des Stickstoffes ist, den man so lange Zeit für unzusammengesetzt hielt, und dass seine Dichtigkeit ungefähr 37,4mal geringer ist, als die des Wasserstoffes. Es ist geschmack-, doch nicht geruchlos, brennt, wenn es rein ist, mit grünlicher Flamme und zerstört animalisches Leben im Augenblick. Ich würde das Geheimnis unverzüglich preisgeben, wenn es nicht von Rechts wegen (wie ich schon einmal andeutete) einem Bürger von Nantes in Frankreich, der es mir gelegentlich einmal mitteilte, angehörte. Dieselbe Person lehrte mich auch, ohne von meinen Absichten eine Ahnung zu haben, wie man aus einem gewissen animalischen Gewebe einen Ballon herstellen kann, durch den Gas nicht zu entweichen vermag. Ich fand es jedoch zu teuer und hoffte obendrein auch, dass Batist mit einem Kautschukfirnis genau dieselben Dienste leisten werde. Ich erwähne diesen Umstand, weil ich es für möglich halte, dass die betreffende Person mit dem neuen Gas und dem animalischen Stoffe, von dem ich gesprochen, eine Ballonfahrt unternehmen könnte, und ich sie der Ehre, eine sehr merkwürdige Erfindung gemacht zu haben, nicht berauben möchte.

An meinem Versteck grub ich nun für jedes der kleineren Fässchen ein Loch, und zwar so, dass die zwölf Löcher einen Kreis von fünfundzwanzig Fuß im Durchmesser bildeten. Der Mittelpunkt dieses Kreises war für das große Fass bestimmt, und ich grub dort ein größeres Loch. In jedes der fünf kleinen Löcher legte ich eine Zinnbüchse, die fünfzig Pfund Schießpulver enthielt, in das große Loch kam ein Fass mit hundertfünfzig Pfund. Dies Fass und die Büchsen verband ich mittels langer, bedeckter Streifen, und nachdem ich in eine der Büchsen das Ende einer vielleicht vier Fuß langen Lunte eingeführt hatte, bedeckte ich das Loch und stellte das Fass oben darauf. Das andere Ende der Lunte ließ ich unauffällig etwa einen Zoll weit hervorragen. Dann füllte ich die übrigen Löcher und stellte auf jedes ein Fässchen in der ihnen bestimmten Weise auf.

Außer den aufgezählten Gegenständen brachte ich noch einen der verbesserten Grimmschen Apparate zur Kondensierung der atmosphärischen Luft in mein Depot und verbarg ihn daselbst. Ich entdeckte jedoch bald, dass ich diese Maschine noch verschiedentlich verändern müsse, ehe sie für meine Zwecke tauglich sei. Dank größter Beharrlichkeit und hartnäckiger Arbeit gelangen mir meine Vorbereitungen aufs beste. Mein Ballon war bald fertig. Er hielt mehr als vierzigtausend Kubikfuß Gas und musste nach meiner Berechnung mich, meine ganzen Apparate sowie noch etwa hundertsiebzig Pfund Ballast mit Leichtigkeit tragen. Er hatte drei Firnisüberzüge erhalten, und ich bemerkte mit Freuden, dass

der Batist genauso gut seinem Zweck entsprach wie Seide. Er war gradeso solide und kostete bei weitem weniger.

Als alles bereit war, nahm ich meiner Frau einen Eid ab, über alle meine Handlungen, von dem ersten Tage ab, da ich den Buchhändler aufgesucht, Stillschweigen zu beobachten, dagegen versprach ich ihr, sobald die Umstände es erlauben würden, zurückzukehren. Ich gab ihr alles Geld, das mir noch geblieben war, und sagte ihr Lebewohl. Ich machte mir ihretwegen auch nicht die geringste Unruhe. Sie war, was die Leute so eine prächtige Frau nennen, und konnte sich in der Welt sehr gut ohne meine Hilfe zurechtfinden. Ich glaube sogar, um die Wahrheit zu sagen, dass sie mich für einen erbärmlichen Faulenzer gehalten – für eine unnötige Last – für einen Hans-Guck-in-die-Luft, der zu weiter nichts taugte, als Luftschlösser zu bauen – und ziemlich froh war, mich los zu sein. Es war tiefe Nacht, als ich ihr Adieu sagte. Ich hatte die drei Gläubiger, die mich so viel geärgert hatten, als Flügeladjutanten zu mir befohlen, wir vier packten uns nun den Ballon, die Gondel und alles Zubehör auf und begaben uns auf Umwegen an die Stelle, wo ich die übrigen Gegenstände schon versteckt hatte. Wir fanden alles in bestem Zustande vor und machten uns gleich ans Werk.

Man schrieb den ersten April. Die Nacht war, wie ich schon sagte, dunkel, kein Stern stand am Himmel, und ein dünner Regen, der von Zeit zu Zeit niederging, belästigte uns sehr. Auch machte mir der Ballon Unruhe, der trotz des dreifachen Überzugs Feuchtigkeit anzuziehen schien. Ebenso konnte das Pulver leicht Schaden leiden. Ich ließ deshalb meine drei Manichäer hart arbeiten, ließ sie Eis um das mittlere Fass aufhäufen und die Säure in den anderen Fässern rühren. Sie hörten nicht auf, mich mit Fragen zu belästigen, was ich denn mit all diesen Apparaten vorhabe, und waren sehr unzufrieden über die schwere Arbeit, die ich sie verrichten ließ. Sie könnten nicht verstehen, meinten sie, was dabei Gutes herauskommen könne, dass ich sie bis auf die Haut nass werden lasse und zu Mitschuldigen an solch höllischem Zauberspuk mache. Ich wurde unruhig und arbeitete aus allen Kräften weiter, denn diese Dummköpfe glaubten wirklich, dass ich einen Pakt mit dem Teufel gemacht hätte, und mein Tun nur Unheil bringen könne. Da ich fürchtete, sie würden mich im Stiche lassen, beruhigte ich sie ein wenig, indem ich versprach, sie, sobald ich nur die augenblickliche Angelegenheit geordnet, bis auf den letzten Heller zu bezahlen. Sie legten sich meine Worte natürlich auf ihre Weise aus und bildeten sich ohne Zweifel ein, dass ich bald durch meine Zaubereien in den Besitz großer Summen baren Geldes gelangen würde. Und in der Hoffnung, dass ich ihnen dann meine Schulden bezahlen und sogar vielleicht noch ihre Dienstleistungen bezahlen würde, scherten sie sich den Teufel darum, was aus meiner Seele und meinem Korpus noch einmal werden würde.

Nach ungefähr vier und einer halben Stunde war der Ballon genügend gefüllt. Ich befestigte die Gondel an ihm und legte all mein Gepäck hinein: ein Teleskop, ein Barometer, an dem ich einige wichtige Umarbeitungen vorgenommen, ein Thermometer, ein Elektrometer, einen Kompass, eine Magnethadel, eine Sekundenuhr, eine Glocke, ein Sprachrohr etc. etc., sowie einen gläsernen Globus, der luftleer gemacht und hermetisch verschlossen war, den Kondensierapparat, ungelöschten Kalk, ein großes Stück Siegelack, einen reichhaltigen Vorrat Wasser, genügende Lebensmittel sowie Pemman, welches in kleiner Masse sehr viel

Nährstoff enthält. Außerdem nahm ich ein paar Tauben und eine Katze mit in die Gondel.

Der Tag begann zu dämmern, und es wurde hohe Zeit zum Aufbruch. Ich ließ wie zufällig eine brennende Zigarre zur Erde fallen, und als ich mich bückte, um sie aufzuheben, steckte ich dabei heimlich das Ende der Lunte in Brand, das, wie ich schon sagte, etwas über den unteren Rand eines der kleinen Fässchen herausragte.

Ich tat dies, ohne dass einer meiner drei Quälgeister auch nur das geringste merkte. Dann sprang ich in die Gondel, zerschnitt das einzige Seil, das den Ballon an die Erde fesselte, und wurde zu meiner großen Freude mit größter Schnelligkeit nach oben getragen. Als ich die Erde verließ, zeigte das Barometer dreißig Zoll und das Zentigradthermometer 19°.

Kaum war ich bis zu einer Höhe von fünfzig Ellen emporgestiegen, als unter mir mit schrecklichem Krachen und Donnern ein Feuerstrahl hochschoss, Kies, brennendes Holz, glühendes Metall und zerfetzte menschliche Gliedmaßen aufspie, so dass ich fühlte, wie mein Herz erbebt und ich mich vor Schreck zitternd auf den Boden der Gondel niederwarf. Es wurde mir klar, dass ich die Minen viel zu sehr geladen hatte, und dass ich die hauptsächlichsten Folgen der Explosion noch zu tragen habe. In weniger als einer Sekunde fühlte ich denn auch, wie mir all mein Blut in die Schläfen stürzte, und gleich darauf ging so eine grässliche Erschütterung durch die Luft, als wollte sie das Firmament selber zerspalten. Als ich später Zeit zum Nachdenken hatte, führte ich die Heftigkeit der Explosion auf ihre wahre Ursache zurück. Ich befand mich nämlich gerade über derselben, also in ihrer direkten und stärksten Wirkungslinie; damals jedoch dachte ich nur daran, mein Leben zu schützen. Der Ballon fiel erst ein wenig zusammen, dann dehnte er sich wie wütend aus, kreiste mit schwindelnder Schnelligkeit um sich selbst herum nach oben, dann schwankte und torkelte er wie ein Betrunkener, schleuderte mich aus der Gondel heraus, wobei ich mich zufällig, in fürchterlicher Höhe, mit dem Kopfe nach unten, mit dem linken Fuß in einer drei Fuß langen, dünnen Schlinge verfang, die aus einer Lücke der Weidengeflechtgondel nahe an ihrem Boden heraushing. Es ist unmöglich – ganz unmöglich, sich auch nur eine einigermaßen entsprechende Vorstellung von meiner schrecklichen Situation zu machen. Ich schnappte krampfhaft nach Luft, ein Schauer, als läge ich im Fieber, durchrann meine Nerven, schüttelte meine Muskeln, ich fühlte, wie meine Augen aus ihren Höhlen hervortraten, ein grässlicher Schwindel befahl mich, ich verlor das Bewusstsein, wurde ohnmächtig ...

Wie lange ich in diesem Zustande blieb, ist nicht festzustellen. Doch muss er eine beträchtliche Zeit angehalten haben, denn als ich wieder einigermaßen zu mir kam, war es ganz Tag geworden, und der Ballon befand sich in ungeheurer Höhe über dem unendlichen Ozean; weit und breit, an den Grenzen des Horizonts, war jede Spur von Land verschwunden. Diese Entdeckung ängstigte mich jedoch nicht so sehr als ich eigentlich erwartet hätte. Vielleicht lag schon etwas Wahnsinn in der Gelassenheit, mit der ich meine Lage erwog. Ich hob meine beiden Hände vor die Augen und fragte mich voll Erstaunen, woher es kommen könne, dass meine Adern so aufgeschwollen und meine Fingernägel so schwarz seien. Dann untersuchte ich genau meinen Kopf, bewegte ihn öfters hin und her, befühlte ihn mit gespannter Aufmerksamkeit, bis ich mich genügend davon überzeugt hatte, dass er nicht, wie ich vermutet, größer sei als mein Ballon. Dann tastete ich gewohnheitsmäßig in den

Hosentaschen herum, und als ich merkte, dass ich mein Notizbuch und meinen Zahnstocher verloren hatte, dachte ich angestrengt nach, auf welche Weise sie wohl verschwunden sein könnten; und als ich es mir nicht zu erklären vermochte, wurde ich tief bekümmert. Hierauf schien es mir, als empfände ich einen lebhaften Schmerz in meinem linken Knöchel, und eine dunkle Erkenntnis meiner Lage begann gleichzeitig in meinem Geiste zu dämmern.

Doch so seltsam es auch klingt – ich empfand weder Staunen noch Schrecken. Wenn ich überhaupt etwas spürte, so war es höchstens eine Art von Genugtuung über die Geschicklichkeit, die ich jetzt gleich entfalten wollte, um mich aus dem Dilemma zu befreien. Und keinen Augenblick lang schien mir meine Sicherheit auch nur im geringsten gefährdet. Einige Minuten überlegte ich, was nun zuerst zu tun sei. Ich erinnere mich deutlich, dass ich dabei oft die Lippen zusammenpresste, meinen Zeigefinger an die Nase legte, kurz, alle die Bewegungen und Grimassen vollführte, durch die sich andere Sterbliche, wenn sie gemütlich daheim im Lehnstuhl über verzwickte oder wichtige Sachen nachgrübeln, auszeichnen. Nachdem ich meine Gedanken genügend gesammelt hatte, brachte ich mit der größten Vorsicht und Überlegung meine Hände auf den Rücken und löste die große Eisenschnalle, die den Gürtel, der meine Beinkleider trug, zusammenhielt. Diese Schnalle hatte drei Zähne, die ein wenig rostig waren und sich nur sehr schwer in ihren Achsen drehten. Mit vieler Mühe brachte ich es so weit, dass sie im rechten Winkel zu der Schnalle selbst standen, und freute mich sehr, dass sie in dieser Lage unverrückbar fest blieben. Dies Instrument hielt ich nun mit den Zähnen fest und begann den Knoten meiner Krawatte zu lösen. Ich musste verschiedene Male ausruhen, ehe ich das Werk zu Ende brachte, endlich war ich fertig. An dem einen Ende der Krawatte befestigte ich die Schnalle, das andere band ich, der größeren Sicherheit wegen, um mein Handgelenk. Durch eine fabelhafte Anstrengung all meiner Muskelkraft schleuderte ich meinen Körper nach oben, und es gelang mir auch beim ersten Versuche, die Schnalle in die Gondel zu schleudern, wo sie sich, wie ich geahnt, denn auch am oberen Rande fest einhakte.

Mein Körper neigte sich nun in einem Winkel von ungefähr fünfundvierzig Grad gegen die Seitenwand der Gondel, doch muss man nicht glauben, dass ich jetzt nur noch fünfundvierzig Grad unter der Senkrechten gewesen wäre. Ich lag noch immer fast auf dem Plan mit dem Niveau des Horizontes, denn meine veränderte Lage hatte den Boden der Gondel weit von mir entfernt und meine Position war äußerst gefährlich.

Doch erinnere man sich daran, dass ich, falls ich mit dem Gesicht nach innen statt nach außen aus der Gondel gefallen wäre – oder falls die Schlinge, in die sich mein Fuß verwickelte, am oberen, statt am unteren Rande herausgehangen hätte, ich dann gar nicht im Stande gewesen wäre, das zu vollbringen, was ich nun vollbracht hatte, und dass folglich meine Enthüllungen für die Nachwelt verlorengegangen sein würden. Ich hatte deshalb allen Grund, dankbar zu sein, obwohl ich in Wirklichkeit noch zu dösig war, um überhaupt etwas zu sein, und vielleicht eine Viertelstunde lang so hängen blieb, ohne weiter etwas zu meiner Rettung zu tun und die sonderbare Ruhe einer idiotischen Zufriedenheit empfand. Dies Gefühl schwand jedoch wieder, und eine Empfindung äußerster Hilflosigkeit und schreckhafter Angst überkam mich. Das Blut, das sich so lange Zeit in seinen

Gefäßen im Kopfe und im Halse gestaut und mich mit einem heilsamen Delirium, das meine Energie anspannte, erfüllt hatte, begann jetzt wieder zurückzufließen und seinen gewöhnlichen Lauf zu nehmen, und das klare Bewusstsein, das mir plötzlich wiederkam, vergrößerte fast meine Vorstellung von der Gefahr und beraubte mich der Ruhe und des Mutes, den ich nötig hatte, um aus ihr herauszukommen. Diese Schwäche dauerte jedoch glücklicherweise nicht lange. Zur rechten Zeit kam mir der Geist der Verzweiflung zu Hilfe, und mit wütendem Geschrei und wilder Anstrengung bäumte und schleuderte ich meinen Körper vorwärts, bis es mir endlich gelang, den heißersehnten Rand zu erfassen; mit einem schraubstockfesten Griff hielt ich ihn fest, wand meinen Körper über ihn und fiel kopfüber und keuchend in die Gondel.

Es dauerte eine ganze Zeit lang, ehe ich so weit Herr meiner selbst war, um mich mit dem Ballon beschäftigen zu können. Dann jedoch untersuchte ich ihn mit größter Aufmerksamkeit und fand ihn durchaus unbeschädigt. Auch meine Instrumente waren in bester Ordnung; und glücklicherweise hatte ich sogar weder Lebensmittel noch Ballast verloren. Vor meiner Abfahrt waren alle mitgenommenen Gegenstände allerdings auch so fest angebunden worden, dass ein solcher Unfall eigentlich von vornherein ausgeschlossen war. Ich zog meine Taschenuhr; sie wies auf sechs. Der Ballon stieg noch immer rapide, und das Barometer zeigte eine Höhe von drei und dreiviertel Meilen. Unmittelbar unter mir im Ozean lag ein kleiner schwarzer Gegenstand von leicht länglicher Gestalt von der Größe eines Dominosteines und auch einem solchen Spielzeug ähnlich. Ich richtete mein Teleskop auf denselben und sah deutlich, dass es ein englisches Schiff von 94 Kanonen war, das in westsüdwestlicher Richtung schwer auf dem Ozean dahinschwankte. Außer diesem Schiffe sah ich nichts als das Meer, das Firmament und die Sonne, die schon lange aufgegangen war.

Nun ist es an der Zeit, dass ich Euren Exzellenzen den Zweck meiner Reise erkläre. Eure Exzellenzen mögen sich daran erinnern, dass mich die traurigen Verhältnisse in Rotterdam zu dem Entschluss gebracht hatten, einen Selbstmord zu begehen. Das Leben selbst war mir nicht unangenehm geworden, nur das Elend meiner Lage quälte mich so, dass ich glaubte, es nicht mehr aushalten zu können. In dieser Geistesverfassung, das Leben liebend und doch meines Lebens müde, eröffnete mir die Abhandlung aus der Krambude des Buchhändlers in Verbindung mit der Entdeckung meines Veters aus Nantes eine Zuflucht. Ich fasste einen endgültigen Entschluss. Ich beschloss fortzugehen und doch zu leben, die Erde zu verlassen und doch weiter zu existieren; kurz, um den Rätseln ein Ende zu machen: ich beschloss, wenn es möglich sein sollte, mir einen Weg auf den Mond zu bahnen.

Damit man mich nicht für wahnsinniger hält, als ich wirklich bin, will ich die Gedanken auseinandersetzen, die mich zu der Annahme brachten, dass ein solches Unternehmen trotz aller Gefahren und Schwierigkeiten für einen kühnen Geist doch gerade kein Ding der Unmöglichkeit ist.

Zuerst erwog ich die positive Entfernung der Erde von dem Monde. Die mittlere oder durchschnittliche Entfernung der Zentren der beiden Planeten beträgt 59,9643mal den Äquatorial-Radius der Erde oder ungefähr 237000 Meilen. Ich sage die mittlere, durchschnittliche Entfernung –, man muss sich jedoch erinnern, dass die Form des Mondgestirns eine Ellipse ist, deren Exzentrizität nicht weniger als 0,05484 ihrer großen Halbachse beträgt, und dass das Zentrum der Erde gerade unter dem

Brennpunkt dieser Ellipse steht, so dass sich also, wenn es mir gelänge, den Mond während seiner Erdnähe zu erreichen, die erwähnte Entfernung bedeutend vermindern würde. Doch um von dieser Hypothese abzusehen – ich musste jedenfalls von den 237000 Meilen den Radius der Erde, also 4000, und den des Mondes, also 1080, im ganzen 5080 Meilen abziehen, so dass nur noch eine durchschnittliche Entfernung von 231920 Meilen zurückzulegen übrigblieb. Dies hielt ich für nichts allzu Unmögliches. Auf der Erde hat man schon oft Reisen mit der Schnelligkeit von 60 Meilen in der Stunde unternommen, und man hat allen Grund zu glauben, dass man es bald zu größerer Schnelligkeit bringen wird. Doch wären auch mit der schon erlangten nicht mehr als hunderteinundsechzig Tage nötig, um die Oberfläche des Mondes zu erreichen.

Viele Umstände jedoch ließen mich glauben, dass die mittlere Geschwindigkeit meiner Reise sechzig Meilen in der Stunde weit übersteigen werde, und da dieser Gedanke einen großen Eindruck auf mich machte, will ich später noch einmal ausführlich von ihm reden.

Der zweite Punkt, den ich überlegen musste, war von viel größerer Wichtigkeit. Das Barometer beweist, dass wir, wenn wir uns 1000 Fuß über der Oberfläche der Erde befinden, ungefähr ein Dreißigstel der atmosphärischen Luftmasse unter uns lassen, bei 10600 Fuß fast ein Drittel, und bei 18000 Fuß, die ungefähr der Höhe des Coto paxi entsprechen, die Hälfte aller Luft, jedenfalls die Hälfte der wägbaren Atmosphäre, welche die Erde einhüllt, zu unseren Füßen haben. Man hat auch berechnet, dass in einer Höhe, die den hundertsten Teil des Durchmessers der Erde nicht überschreitet, in einer Höhe von 80 Meilen also, die Verdünnung der Luft einen so hohen Grad erreicht hat, dass sie kein animalisches Leben mehr zu unterhalten vermag, und ferner, dass unsere feinsten Instrumente nicht mehr ausreichen, um das Vorhandensein von Luft zu konstatieren. Es entging mir jedoch nicht, dass die letzteren Berechnungen nur auf unsere experimentelle Kenntnis der Eigenschaften der Luft und der mechanischen Gesetze ihrer Zusammenpressung und Ausdehnung basieren, die wir, um vergleichsweise zu sprechen, in unmittelbarer Nähe der Erde beobachtet hatten; auch hält man es für bewiesen, dass animalisches Leben in irgendeiner gegebenen, von der Erdoberfläche unerreichbaren Entfernung sich seinem Wesen nach nicht modifizieren könne. Ein auf solche Annahmen gestütztes Raisonement konnte natürlicherweise nur ein rein analogisches sein. Die größte Höhe, die Menschen je erreicht haben, beträgt 25000 Fuß, bis zu welcher Gay-Lussac und Biot aufstiegen. Dies ist, selbst mit den achtzig fraglichen Meilen verglichen, nur eine sehr mäßige Höhe, und ich konnte den Gedanken nicht abweisen, dass hier dem Zweifel und der Spekulation ein weiter Raum gelassen war. Nehmen wir nun einen Aufstieg zu irgendeiner gegebenen Höhe an, so werden wir finden, dass die Quantität der wägbaren, durchsegelten Luft auf verschiedenen Abschnitten der Reise durchaus nicht in gleichem Verhältnis zu der erreichten Höhe steht, sondern, wie vorhin schon einmal konstatiert wurde, in einem stets kleiner werdenden. Es ist also klar, dass wir, um buchstäblich zu sprechen, nicht an eine Grenze kommen können, über die hinaus es keine Luft mehr gibt. Sie muss da sein, so schloss ich, obgleich sie sich in einem Stadium unendlicher Verdünnung befinden kann.

Andererseits wusste ich jedoch, dass es keinesfalls an Argumenten fehlte, die eine bestimmte feste Grenze der Atmosphäre beweisen sollten, über die hinaus es absolut keine Luft mehr geben könne. Ein Umstand jedoch, den alle, die an eine solche Grenze glaubten, übersehen hatten, schien mir, wenn auch nicht gerade eine vollständige Widerlegung ihrer Überzeugung, so doch Grund zu ernstlicher, neuer Nachforschung zu sein. Wenn man die Zwischenräume zwischen dem jedesmaligen Wiedererscheinen des Enckeschen Kometen zur Zeit einer Sonnennähe vergleicht, und dabei selbst alle die durch die Anziehungskraft der Planeten verursachten Störungen genau in Berechnung zieht, so wird man erkennen, dass diese Perioden allmählich immer kleiner werden, das heißt, dass die große Achse der Ellipse des Kometen sich in langsamer, doch durchaus regelmäßiger Proportion verkürzt. Dies kann jedoch nur und muss der Fall sein, wenn wir annehmen, dass der Komet an einem unendlich feinen ätherischen Medium, das die Regionen seiner Bahn ausfüllt, einen Widerstand findet. Denn es ist klar, dass ein solcher Stoff, der sich der Schnelligkeit eines Kometen hindernd entgegenstellt, seine zentripetale Kraft erhöhen, die zentrifugale schwächen muss. Mit anderen Worten: die Anziehungskraft der Sonne wird immer größer werden, und der Komet wird sich ihr bei jeder Umdrehung mehr nähern. Wir sehen in der Tat keinen anderen Ausweg, die fraglichen Veränderungen zu erklären. Ich möchte noch eine Tatsache erwähnen: Man beobachtet, dass sich der wirkliche Durchmesser des Nebels dieses Kometen, je näher er der Sonne kommt, rapide zusammenzieht, und sich mit derselben Schnelligkeit wieder ausdehnt, wenn er wieder auf dem Weg zur Sonnenferne ist. Ist es da nicht berechtigt, wenn ich mit Valz annehme, dass diese offenbare Kondensierung des Volumens seinen Ursprung in der Verdichtung jenes ätherischen Mediums hat, von dem ich schon gesprochen und dessen Dichtigkeit im Verhältnis zur Sonnennähe steht? Ferner erschien mir jene linsenförmige Erscheinung, die man das Zodiakallicht nennt, näherer Betrachtung würdig. Dies in den Tropen deutlich sichtbare Licht, das man durchaus nicht für meteorisch halten kann, dehnt sich vom Horizont an länglich aufwärts und folgt im allgemeinen der Richtung des Äquators der Sonne. Es schien mir von einer dünnen Atmosphäre auszugehen, die sich von der Sonne bis über die Bahn der Venus hinaus und, wie ich glaube, noch unendlich viel weiter ausdehnt. Denn man kann wirklich nicht annehmen, dass sich dieses Medium auf die Bahn der Ellipse des Kometen oder auf die unmittelbare Nachbarschaft der Sonne beschränkt. Im Gegenteil ist es viel einfacher, sich vorzustellen, dass es alle Regionen unseres Planetensystems durchdringt, dass es um die Planeten selbst zu dem kondensiert ist, was wir Atmosphäre nennen, und vielleicht bei einigen Planeten einer durch rein geologische Umstände hervorgerufenen Veränderung unterliegt, das heißt: ihren Eigenschaften (oder vielleicht auch ihrer Wesenheit) nach durch Stoffe umgestaltet wird, die aus den betreffenden Himmelskörpern verdunsten.

Als ich nun diese Anschauung gewonnen, zögerte ich nicht lange. Da ich annahm, dass ich auf meiner Reise stets eine Atmosphäre finden werde, die im wesentlichen der der Erde gleich sei, so konnte ich sie durch den ungemein geistvoll konstruierten Apparat des Herrn Grimm genügend kondensieren, um sie zum Einatmen tauglich zu machen. Damit war also das hauptsächlichste Hindernis einer Reise zum Monde behoben.

Mit vielem Geld und vieler Mühe verschaffte ich mir einen solchen Apparat und vertraute seiner Anwendung, falls ich die ganze Reise nur in genügend kurzer Zeit vollbringen konnte, zuversichtlich mein Leben an. Dies bringt mich wieder auf die Frage von der Schnelligkeit der Fahrt.

Jedermann weiß, dass sich ein Ballon im ersten Stadium des Aufstiegs von der Erde mit verhältnismäßig sehr mäßiger Geschwindigkeit erhebt. Die Kraft des Aufstiegs resultiert aus der Schwere der das leichte Gas im Ballon umgebenden Luft, und auf den ersten Blick scheint es nicht glaubwürdig, dass der Ballon, je mehr er an Höhe gewinnt und in Luftschichten von geringerer Dichtigkeit kommt, seine ursprüngliche Schnelligkeit vergrößere. Andererseits erinnerte ich mich jedoch, nie von einer Verminderung der absoluten Schnelligkeit des Aufsteigens gehört zu haben, obgleich dies der Fall gewesen sein müsste, und zwar, wenn schon aus keinem anderen Grunde, so doch aus dem, dass das Gas aus minder gut konstruierten und nur einmal mit gewöhnlichem Firnis gefirnissten Ballons notwendig langsam entweicht. Anscheinend genügt dies Entweichen nur, um die durch die weitere Entfernung vom Gravitationszentrum möglich gemachte größere Schnelligkeit wieder aufzuheben. Ich sagte mir nun, falls der angenommene, von mir zu durchsegelnde Stoff seinem Wesen nach atmosphärische Luft sei, so könne es für die Kraft des Aufsteigens von verhältnismäßig nur geringer Bedeutung sein, in welchem Grade der Verfeinerung ich ihn anträfe, denn das Gas im Ballon wäre nicht allein selbst ähnlicher Verdünnung unterworfen (ich brauchte in diesem Falle nur eine entsprechende Quantität Gas entweichen zu lassen, um einer Explosion vorzubeugen), sondern als das, was es war, würde es unter allen Umständen leichter sein, als irgendeine Zusammensetzung von reinem Nitrogen und Oxygen. So lag also die Vermutung nahe, ja, es war sogar höchst wahrscheinlich, dass ich niemals während meines Aufstieges an einen Punkt kommen könne, an dem das gesamte Gewicht meines Ballons, das ungeheuer feine Gas, die Gondel und ihr Inhalt, dem Gewicht der verdrängten Atmosphäre gleichkommen könnte; und dies war, wie jeder verstehen wird, die einzige Bedingung, der meine Reise nach oben unterlag. Aber falls ich nun doch einmal diesen angenommenen Punkt erreichen sollte, blieb mir noch immer die Möglichkeit, mich meines Ballastes und anderer Gewichte, die im ganzen 300 Pfund betrug, zu entledigen.

Zu gleicher Zeit musste die zentripetale Kraft auf Grund des Quadrats der Entfernungen immer geringer werden; und mit wunderbar zunehmender Schnelligkeit musste ich endlich in jene entfernten Regionen gelangen, in denen die Anziehungskraft der Erde durch die vom Monde ersetzt werden würde.

Doch verursachte mir noch eine andere Schwierigkeit einige Unruhe. Man hat bei Aufstiegen zu beträchtlicher Höhe beobachtet, dass man, außer Atemnot, im Kopfe und im ganzen Körper ein unerträgliches Missbehagen empfindet, das von Nasenbluten und anderen beängstigenden Symptomen begleitet ist, und, je höher man steigt, an Heftigkeit zunimmt. Nach der ersten Veröffentlichung des Hans Pfaall bemerkte ich, dass Herr Green, der berühmte Luftschiffer des Ballons „Nassau“, und andere jüngere Aeronauten diese Behauptungen Humboldts abstreiten und, im Einklang mit der hier entwickelten Theorie, von stets geringer werdenden Belästigungen reden. E. A. P. War es nicht anzunehmen, dass sich diese Symptome so steigern würden, dass sie endlich den Tod herbeiführten? Nach reiflicher

Überlegung schloss ich, dass dies nicht der Fall sein könne. Sie hatten ihren Ursprung ohne Zweifel in der fortschreitenden Verringerung des gewohnten Drucks der Atmosphäre auf die Oberfläche des Körpers und der unausbleiblichen Ausdehnung der an der Oberfläche liegenden Blutgefäße, nicht in einer positiven Auflösung des animalischen Systems, wie im Falle wirklicher Atemnot, wo die Dichtigkeit der Atmosphäre zur regelmäßigen Erneuerung des Blutes in den Herzkammern ungenügend ist. Den Fall, dass diese Erneuerung unmöglich sei, ausgenommen, sah ich keinen Grund, weshalb sich das Leben nicht selbst in einem Vakuum erhalten könne, denn die Ausdehnung und Zusammenziehung der Brust, die man gewöhnlich Atmen nennt, ist eine nur auf den Muskeln beruhende Handlung und die Ursache und nicht etwa die Wirkung des Atmens. Kurz, ich schloss: wenn sich der Körper einmal an das Verschwinden des Luftdruckes gewöhnt habe, so würden sich die Schmerzempfindungen nach und nach legen. So lange sie dauerten, wollte ich sie schon ertragen, – das traute ich meiner eisenfesten Konstitution zu.

Ich habe nun Euren Exzellenzen einige, doch durchaus nicht alle Gedanken mitgeteilt, die mich veranlassten, den Plan einer Reise auf den Mond zu fassen. Ich möchte jetzt, wenn es Euren Exzellenzen genehm ist, das Resultat dieses Versuches, der an Kühnheit in den Annalen der Geschichte wohl nicht seinesgleichen findet, eingehend mitteilen.

Als ich die vorhin erwähnte Höhe, drei dreiviertel Meilen also, erreicht hatte, warf ich einige Federn aus der Gondel und sah, dass ich noch immer mit genügender Schnelligkeit stieg. Es schien also nicht nötig, Ballast auszuwerfen. Ich war sehr froh darüber, denn ich wollte soviel Gewicht, als nur möglich war, bei mir behalten, da ich ja keine positiven Beweise von der Anziehungskraft des Mondes und der Dichtigkeit seiner Atmosphäre hatte. Bis jetzt verspürte ich noch keinerlei körperliches Missbehagen, ich atmete durchaus leicht und empfand auch keinen Kopfschmerz. Die Katze lag feierlich auf meinem Überrock, den ich abgelegt hatte, und sah die Tauben mit Blicken voller Nonchalance an. Diese letzteren hatte ich am Bein gefesselt, damit sie nicht fortfliegen konnten. Sie hüpfen in der Gondel umher und pickten ein paar Reiskörner auf, die ich für sie am Boden hingestreut hatte.

Um sechs Uhr zwanzig Minuten wies das Barometer auf eine Höhe von 26400 Fuß oder auf beinahe fünf Meilen. Die Perspektive schien unbegrenzt zu sein. Übrigens kann man mittels der sphärischen Geometrie die Ausdehnung der Erdoberfläche, die mein Blick umschloss, leicht berechnen. Die konvexe Oberfläche eines Segmentes verhält sich zu der ganzen Oberfläche der Kugel wie der Sinus versus des Segmentes zum Durchmesser der Kugel. In meinem Falle also der Sinus versus – das heißt: die Dicke des Segmentes unter mir – fast meiner Höhe gleich oder der Höhe des Aussichtspunktes über der Oberfläche. Wie fünf Meilen zu achttausend, so verhielt sich also der Teil, den ich überblickte, zur ganzen Oberfläche der Erde – ich überschaute, mit anderen Worten, den sechzehnhundertsten Teil der ganzen Erdoberfläche. Das Meer erschien mir glatt wie ein Spiegel, obwohl ich durch das Teleskop entdeckte, dass es sich in stürmischer Unruhe befand. Das Schiff war nicht mehr sichtbar; ohne Zweifel hatte es seine Fahrt nach Osten geführt. Jetzt spürte ich auch mit Unterbrechungen heftige Kopfschmerzen, besonders in der Nähe der Ohren – doch konnte ich noch immer

verhältnismäßig leicht atmen. Die Katze und die Tauben schienen keine Beschwerden zu empfinden.

Um zwanzig Minuten vor sieben trat der Ballon in eine große, dichte Wolke, die mich sehr belästigte, meinen Kondensierapparat beschädigte und mich bis auf die Haut durchnässte. Es war ohne Zweifel eine seltsame Begegnung, denn ich hatte es nicht für möglich gehalten, dass eine Wolke dieser Art sich in so großer Höhe aufhalten konnte. Ich hielt es für das beste, zwei Stücke Ballast, von denen jedes fünf Pfund wog, auszuwerfen, so dass mir noch hundertundsechzig Pfund blieben. Ich ließ die Wolke denn auch bald unter mir und bemerkte, dass die Schnelligkeit des Aufstiegs bedeutend zugenommen. Wenige Sekunden, nachdem ich von der Wolke fort war, sah ich, wie ein Blitz sie von einem Ende zum anderen durchschoss und die ganze ungeheure Masse entzündete, die bald wie ein riesiges glühendes Kohlenlager aussah. Dies geschah bei hellem Tage; und ich glaube, keine Phantasie könnte sich die Großartigkeit eines solchen Schauspiels zu dunkler Nachtzeit ausmalen. Die Hölle selbst hatte ihr getreues Abbild gefunden. Mir sträubten sich die Haare, und doch suchte ich mit meinen Blicken in die gähnenden Feuerabgründe hineinzutauchen und ließ meine Phantasie sich in den seltsamen Lichtschlünden dieser furchtbaren Feuerwelt ergehen. Ich war ihr mit genauer Not entronnen. Wäre der Ballon nur noch eine kurze Zeit in der Wolke geblieben, das heißt, hätte mich die Nässe nicht dazu getrieben, Ballast auszuwerfen, so wäre ich unausbleiblich dem Untergang geweiht gewesen. Derartige Gefahren, an die fast niemand denkt, sind eigentlich die bedeutendsten, denen man sich bei einer solchen Ballonfahrt aussetzt. Ich hatte jedoch mittlerweile eine Höhe erlangt, die einen ähnlichen Unfall ausschloss und mich weiterer Besorgnisse enthob.

Wir stiegen rapide, und um sieben Uhr wies das Barometer auf eine Höhe von nicht weniger als neun und einer halben Meile. Das Atemholen machte mir schon bedeutende Schwierigkeiten, auch der Kopf schmerzte mich außerordentlich. Die Feuchtigkeit, die ich seit einiger Zeit auf meinen Wangen empfand, stellte sich als Blut heraus, das mir durch das Trommelfell der Ohren sickerte. Der Zustand meiner Augen beunruhigte mich ebenfalls. Als ich mit der Hand über sie hinfuhr, schien es mir, als seien sie nicht unbeträchtlich aus ihren Höhlen herausgetreten, und der Ballon und alle Gegenstände in der Gondel erschienen mir in verzerrter Gestalt. Diese Symptome übertrafen doch meine mutigsten Erwartungen, und etwas wie Angst stieg in mir auf. Unklugerweise und ohne recht nachzudenken, warf ich noch drei Stück Ballast von je fünf Pfund aus. Die beschleunigte Schnelligkeit des Aufstiegs trug mich ohne die genügenden Abstufungen in eine schon ganz bedeutend verdünnte Luftschicht, die meinem Unternehmen und mir selbst fast verhängnisvoll geworden wäre. Ich wurde ganz plötzlich von einem Krampfe erfaßt, der länger als 5 Minuten dauerte; und als er sich beruhigt hatte, konnte ich nur in langen Pausen und mit furchtbarer Anstrengung atmen. Während der ganzen Zeit drang mir reichlich Blut aus Nase und Ohren und sogar, allerdings in geringerer Menge, aus den Augen. Die Tauben schienen in Todesangst zu sein und schlugen mit den Flügeln, wie um zu entfliehen, während die Katze jämmerlich schrie und sich in der Gondel herumwand, als habe sie Gift gefressen.

Ich entdeckte nun zu spät, welch ungeheuerer Torheit ich begangen, als ich meinen Ballast so leichtsinnig ausgeworfen, und geriet in nicht geringe Bestürzung.

Es war mir, als ob ich, und zwar schon in wenigen Minuten, sterben müsse. Ich konnte kaum noch denken. Mein Kopfschmerz nahm von Sekunde zu Sekunde an Heftigkeit zu. Und ich fühlte, dass meine Sinne mir bald ganz schwinden würden. Schon hatte ich den Strick ergriffen, um das Ventil zu öffnen und den Ballon zum Sinken zu bringen, als mir der Gedanke an den schlechten Streich, den ich meinen drei Gläubigern gespielt, wieder in den Sinn kam, und die Furcht vor seinen möglichen Folgen mich bewog, das Ventil doch lieber nicht zu öffnen. Statt dessen legte ich mich auf den Boden der Gondel und versuchte, ob ich mir nicht durch einen Aderlass Erleichterung verschaffen könnte.

Da ich jedoch keine Lanzette bei mir hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als mein Taschenmesser zu gebrauchen, mit dem ich mir eine Ader am linken Arm öffnete. Kaum begann das Blut zu fließen, so empfand ich auch schon eine bemerkenswerte Erleichterung, und als ich vielleicht die Hälfte der üblichen Menge verloren hatte, waren die gefährlichsten Erscheinungen fast ganz verschwunden. Doch hielt ich es nicht für angebracht, mich gleich wieder auf die Füße zu stellen, sondern blieb, nachdem ich meinen Arm, so gut es möglich war, verbunden hatte, noch ungefähr eine Viertelstunde still liegen. Dann erhob ich mich, und empfand wirklich weniger Schmerzen, als während der letzten fünfviertel Stunden meines Aufstiegs.

Die Atembeschwerden hatten sich jedoch nur in sehr geringem Grade vermindert, und ich empfand immer dringender die Notwendigkeit, den Kondensierapparat zu gebrauchen. Mittlerweile sah ich mich wieder einmal nach der Katze um, die es sich auf meinem Überrock von neuem bequem gemacht hatte, und entdeckte zu meiner großen Überraschung, dass sie es für gut befunden hatte, während meines Unwohlseins drei kleine Kätzchen ans Tageslicht zu bringen. Dieser Zuwachs an Passagieren kam mir sehr unerwartet, doch amüsierte mich der Zwischenfall und bot mir überdies Gelegenheit, einer Vermutung auf den Grund zu gehen, die mich mehr als alles andere bewogen hatte, den Aufstieg zu versuchen.

Ich hatte angenommen, dass nur die Gewöhnung an den Druck der Atmosphäre zum größten Teil die Schmerzen verursacht, welche die Lebewesen in einer gewissen Höhe über der Oberfläche empfinden. Sollten die kleinen Katzen das Unbehagen im selben Grade empfinden wie ihre Mutter, so war meine Theorie widerlegt, im gegenteiligen Falle jedoch konnte ich mich auf einen ausgezeichneten Beweis meiner Annahme stützen.

Um acht Uhr hatte ich eine Höhe von siebzehn Meilen erreicht. Die Schnelligkeit des Aufstiegs nahm also in solchem Maße zu, dass sie sich unzweifelhaft auch dann gesteigert haben würde, wenn ich keinen Ballast ausgeworfen hätte. Die Schmerzen im Kopf und in den Ohren machten sich in Pausen mit ungeheurer Heftigkeit wieder bemerkbar, und hin und wieder stellte sich noch Nasenbluten ein; im ganzen litt ich jedoch viel weniger, als ich gedacht. Dennoch wurde das Atmen von Minute zu Minute schmerzhafter und war von einem krampfhaften, ermüdenden Zusammenziehen der Brust begleitet. Ich packte also meinen Kondensierapparat aus und machte ihn zum Gebrauch fertig.

Der Anblick der Erde von meiner jetzigen Höhe herab war ein geradezu großartiger. Nach Westen, Norden und Süden breitete sich, so weit ich sehen

konnte, wie ein grenzenloses, faltenloses Tuch, das sich jeden Augenblick tiefer und tiefer blau färbte, der Ozean aus. In ungeheurer Entfernung nach Osten lagen, dennoch deutlich wahrnehmbar, die britischen Inseln und die französische und die spanische Küste des Atlantischen Ozeans sowie ein kleiner Teil von Nordafrika unter meinen Blicken. Von Bauwerken war nicht die Spur mehr zu entdecken, und die stolzesten Städte der Menschen waren für mich vollständig vom Angesichte der Erde verschwunden.

Was mich jedoch beim Anblick der Dinge unter mir am meisten in Erstaunen setzte, war die scheinbar konkave Gestalt der Erdoberfläche. Ich hatte, töricht genug, erwartet, dass sich mir von meiner Höhe aus ihre wirkliche, konvexe Gestalt ganz deutlich offenbaren müsse, doch genügten ein paar Minuten ruhigen Nachdenkens, um mir diesen Widerspruch zu erklären. Eine von meinem Aufenthaltspunkte gefällte Linie wäre die Senkrechte eines rechtwinkligen Dreiecks gewesen, dessen Basis vom rechten Winkel zum Horizont, und dessen Hypotenuse vom Horizont bis wieder zu mir gereicht haben würde. Meine Höhe bedeutete jedoch im Vergleich zu der Weite des Blickes nichts oder nur sehr wenig. Mit anderen Worten: die Basis und Hypotenuse des angenommenen Dreiecks waren in diesem Falle im Vergleich zu der Senkrechten so unendlich lang, dass sie fast eine Parallele zu bilden schienen. Auf diese Weise scheint dem Luftschiff er der Horizont immer auf dem Niveau seiner Gondel zu liegen. Aber da der direkt unter ihm liegende Punkt sich scheinbar und wirklich in ungeheurer Entfernung von ihm befindet, so scheint er ihm natürlicherweise auch weit unter dem Horizont zu liegen. So muss er also den Eindruck bekommen, als sei die Erde von konkaver Gestalt, und dieser Eindruck wird so lange anhalten, bis seine Höhe in solchem Verhältnis zur Ausdehnung der Perspektive steht, dass die anscheinende Parallele von Basis und Hypotenuse verschwindet.

Meine Tauben schienen entsetzlich zu leiden, und ich beschloss, ihnen die Freiheit zu geben. Ich band zuerst ein schönes lachsgraues Exemplar los, und setzte es auf den Rand der Gondel. Sie schien sich in jämmerlichem Zustande zu befinden und blickte angstvoll um sich, schlug mit den Flügeln, gurrte laut, schien sich jedoch nicht entschließen zu können, die Gondel zu verlassen. Endlich nahm ich sie, und warf sie etwa sechs Ellen weit hinaus. Statt jedoch, wie ich erwartet hatte, eiligst nach unten zu schießen, machte sie unter durchdringendem, lautem Geschrei heftige Anstrengungen, wieder in die Gondel zu gelangen. Es gelang ihr auch endlich, den Rand wieder zu erreichen, doch kaum hatte sie sich dort niedergelassen, so sank ihr Köpfchen auf die Brust, und sie fiel tot auf den Boden der Gondel. Der anderen ging es nicht so schlimm. Um ihr eine Rückkehr in den Ballon unmöglich zu machen, schleuderte ich sie mit aller Kraft nach unten und sah zu meiner Freude, wie sie bald ganz natürlich ihre Flügel gebrauchte und eilends nach unten segelte. In kurzer Zeit war sie nicht mehr zu entdecken, und ich zweifle nicht, dass sie ihre Heimat bald wieder erreichte. Die Mieze, die sich von ihrem Unwohlsein bald wieder erholt hatte, tat sich an dem toten Vogel gütlich und schlief nach der Mahlzeit mit allen Zeichen der Zufriedenheit ein. Ihre Kleinen waren sehr lebhaft und schienen nicht die geringste Belästigung zu empfinden.

Um ein Viertel nach acht konnte ich nur noch mit fast unerträglichen Schmerzen atmen und stellte in der Gondel alle zum Kondensator gehörigen

Apparate auf. Dieser Apparat bedarf einiger Erklärung, und ich muss Euren Exzellenzen zuerst mitteilen, dass ich anfangs die Absicht hatte, mich und die Gondel gegen die verfeinerte Atmosphäre gänzlich abzuschließen und in das Innere nur eine mit Hilfe des Kondensators genügend zusammengepresste, zum Einatmen taugliche Luft einzulassen.

Zu diesem Zwecke hatte ich einen großen, luftdichten, biegsamen Sack aus Kautschuk mitgenommen, der der Form der Gondel vollständig angepasst war, das heißt, man konnte ihn über ihren Boden, an den Seiten vorbei, bis an den oberen Rand oder Ring, an dem das Netz befestigt war, hinziehen und dort ebenfalls fest anschließen. Als ich den Sack über die Gondel gezogen und an allen Seiten hermetisch verschlossen hatte, musste ich nun seine Spitze oder Mündung schließen, indem ich den Kautschuk auch über dem Ringe oder, mit anderen Worten, zwischen dem Netzwerk und dem Ring zusammenschloss. Wenn ich jedoch das Netz zu diesem Zwecke von dem Ringe trennte, wie sollte sich die Gondel mittlerweile halten? Das Netz war jedoch nicht durch ein einzelnes Tau an dem Ringe befestigt, sondern durch eine Reihe einzelner, aufzuknüpfender Schlingen. Ich löste von diesen immer nur wenige auf einmal und ließ die Gondel unterdessen an den anderen hängen. Nachdem ich so einen Teil des oberen Sackes hindurchgezogen hatte, knüpfte ich die Schlingen wieder an, nicht an den Ring, den ich ja wegen des unter ihm sich hinstreckenden Kautschuks nicht mehr erreichen konnte, sondern an eine Reihe etwa drei Fuß unterhalb der Sacköffnung an den Sack selbst angebrachter Knöpfe, deren Zwischenräume ich genau den Zwischenräumen der Schlingen angepasst hatte. War ich damit fertig, so löste ich ein paar weitere Schlingen, zog ein weiteres Stück Kautschuk hindurch und befestigte die Schlingen wie vorhin an den Knöpfen. Auf diese Weise konnte ich den ganzen oberen Teil des Sackes zwischen dem Netz und dem Ringe hindurchziehen. Der Ring musste also zum Schluss in die Gondel fallen, und diese hing mit ihrem ganzen Inhalt an den Knöpfen. Auf den ersten Blick mag dies gefährlich erscheinen, war es jedoch nicht im geringsten, denn die Knöpfe waren nicht allein sehr stark, sondern auch so nahe aneinander angenäht, dass jeder nur einen sehr kleinen Teil des Gewichtes zu tragen hatte. Wäre die Gondel und ihr Inhalt auch dreimal so schwer gewesen, so hätte ich mich doch deswegen nicht im mindesten zu beunruhigen brauchen. Den Ring befestigte ich oben an der Decke des Kautschuksackes wieder, indem ich ihn fast ganz in seiner ursprünglichen Lage mittels dreier leichter Stangen stützte.

Diese Vorrichtung hielt den Sack oben in genügender Ausdehnung und den unteren Teil des Netzes in der richtigen Lage. Jetzt blieb mir nichts weiter zu tun übrig, als die Mündung der ganzen Umhüllung zu schließen. Es gelang mir leicht, indem ich die Falten des Kautschuks zusammennahm und mittels einer Art feststehender Presse zusammenschloss.

An den Seiten dieser Kautschukmauer hatte ich drei runde Scheiben von dichtem, aber klarem Glase eingesetzt, die es mir ermöglichten, nach allen Richtungen auszuspähen. In dem Teil der Hülle, die den Boden bildete, befand sich ebenfalls ein solches Fenster, das gerade über einer Öffnung im Boden der Gondel angebracht war. Ich konnte also auch senkrecht nach unten sehen. Nur gerade über mir konnte ich wegen der besonderen dichten Art des Verschlusses keine ähnliche

Vorrichtung anbringen, so dass mir die Dinge gerade über mir unsichtbar bleiben mussten. Doch hatte dies nicht viel zu sagen. Denn der Ballon hätte mir ja doch eine weitere Aussicht durch dies obere Fenster unmöglich gemacht.

Ungefähr einen Fuß unter einem der seitlichen Fenster befand sich eine runde, im Durchmesser drei Zoll große Öffnung, deren kupferner Rand im Innern gerade in die Spirale einer Schraube passte. In diesen Rand war die große Röhre des Kondensators eingeschraubt; der Apparat selbst stand natürlich innerhalb des Kautschukzimmers. Durch einen in der Maschine geschaffenen leeren Raum zog man durch die Röhre eine Quantität der draußen befindlichen dünnen Atmosphäre in die Maschine. Dort wurde sie verdichtet und strömte wieder aus, um sich mit der unzureichenden Luft im Zimmer zu verbinden. Nachdem ich dies mehrere Mal wiederholt hatte, füllte ich den Raum endlich mit einer zum Einatmen ausreichend dichten Luft. In dem kleinen Zimmer jedoch musste sie sich bald wieder verschlechtern und durch ihren wiederholten Kontakt mit den Lungen zuletzt ganz unbrauchbar werden. Deshalb musste ich sie von Zeit zu Zeit durch ein im Boden der Gondel befindliches Ventil ausströmen lassen. Um jedoch zu vermeiden, dass das Zimmer einmal einen Augenblick lang vollständig luftleer wurde, durfte die Reinigung nicht auf einmal vor sich gehen, sondern musste nach und nach geschehen, indem ich das Ventil nur auf Sekunden öffnete und dann so lange geschlossen hielt, bis ein paar kräftige Pumpenstöße des Kondensators für die entlassene verbrauchte Luft genügend frische, neue hereingelassen hatten. Meine Vorliebe für Experimente hatte mich bewogen, die Katze und ihre Jungen in einem kleinen Korbe außerhalb der Gondel an einem in der Nähe des unteren Ventils, durch das ich sie zu jeder Zeit füttern konnte, angebrachten Knopfe aufzuhängen. Ich tat es mittels eines der eben erwähnten Pflöcke, denn diese sowie der Ring waren überflüssig geworden, da die dichte Atmosphäre im Zimmer den Kautschuk oben von selbst kräftig ausdehnte.

Als ich alle Vorbereitungen getroffen und das Zimmer mit Luft gefüllt hatte, wies die Uhr auf zehn Minuten vor neun. Während der ganzen Zeit der Arbeit hatten mich die schmerzhaftesten Atembeschwerden gequält, und bitter bereute ich die Nachlässigkeit oder vielmehr die törichte Unvorsichtigkeit, eine so wichtige Sache bis auf den letzten Augenblick verschoben zu haben. Kaum war ich mit ihr fertig, so begann ich auch schon, die Wohltaten meiner Erfindung zu genießen. Ich atmete vollständig frei und leicht und fühlte mich zu meiner angenehmen Überraschung von meinen heftigen Schmerzen fast ganz befreit. Ein leichtes Kopfweh und ein Gefühl von Fülle oder Ausdehnung in den Hand- und Fußgelenken sowie in der Kehle, das war eigentlich alles, was mich jetzt noch belästigte. Ein großer Teil des aus Mangel an Luftdruck entstehenden Unbehagens war also vollständig verschwunden, und alle die Schmerzen, die ich während der letzten zwei Stunden empfunden hatte, musste ich nur der Wirkung der ungenügenden Atmung zuschreiben.

Um zwanzig Minuten vor neun, das heißt also: kurz bevor ich die Mündung des Zimmers geschlossen, hatte das Quecksilber meines Barometers, dessen Konstruktion ich, wie ich schon erwähnte, bedeutend vervollkommnet hatte, seine äußerste Grenze erreicht und sank wieder nach unten. Es zeigte eine Höhe von 132000 Fuß oder fünfundzwanzig Meilen an, und ich überschaute zu jener Zeit also nicht weniger als den dreihundertzwanzigsten Teil der ganzen Erdoberfläche. Um neun Uhr verlor ich nach Osten hin das Land aus den Augen, und ich bemerkte, dass

der Ballon rapide nach Nordnordwesten steuerte. Der Ozean lag noch immer in scheinbar konkaver Gestalt unter mir, doch wurde mir die Aussicht oft durch sich hin und wider schiebende Wolkenmassen etwas benommen.

Um halb zehn wiederholte ich das Experiment, eine Handvoll Federn durch das Ventil fallen zu lassen. Sie schwebten nicht, wie ich erwartet hatte, sondern schossen senkrecht wie Kugeln mit der größten Schnelligkeit nach unten und waren in wenigen Sekunden meinen Blicken entschwunden. Ich wusste zuerst nicht, wie ich mir die sonderbare Erscheinung erklären sollte; denn ich vermochte doch nicht zu glauben, dass sich die Schnelligkeit in solch hohem Grade beschleunigt haben könne. Dann fiel mir ein, dass die Atmosphäre sich so verdünnt habe, dass sie selbst die Federn nicht mehr tragen könne, und dieselben mit größter Schnelligkeit fallen mussten; mich hatte nur die doppelte Schnelligkeit ihres Falles und meines Aufstiegs verblüfft.

Um zehn Uhr war nichts weiter zu verrichten, das meine Aufmerksamkeit erfordert hätte. Alles ging glatt – ich war überzeugt, dass der Ballon mit stetig zunehmender Geschwindigkeit stieg, obwohl ich keine Mittel mehr hatte, um die Steigerung der Schnelligkeit zu messen. Ich empfand keine Schmerzen, kein Unbehagen mehr, war in der besten Laune, seitdem ich Rotterdam verlassen und beschäftigte mich damit, meine verschiedenen Apparate zu untersuchen und die Luft im Zimmer zu erneuern. Dies letztere beschloss ich regelmäßig alle vierzig Minuten zu tun, weniger, weil eine so häufige Erneuerung eine absolute Notwendigkeit gewesen, als um meiner Gesundheit willen. Und zwischendurch überließ ich mich dann meinen Gedanken. Meine Phantasie erging sich in den seltsamen, traumhaften Gefilden des Mondes, und meine Gedanken, jeder Fessel ledig, irrten durch die vielformigen Wunder des ewig sich wandelnden, schattenhaften Gestirns. Bald waren es eisgraue, ehrwürdige Wälder, zackige Abgründe, tosend ins Bodenlose fallende Wasserstürze. Dann kam ich plötzlich in mittäglich beglänzte, stille Einsamkeiten, in die kein Himmelswind jemals drang, wo sich Wiesen voll rotem Mohn ins Endlose dehnten, und hohe, schlanke, liliengleiche Blumen seit Ewigkeiten lautlos und ohne Regung standen. Dann wieder irrte ich umher, bis ich in ein Land kam, das war nur ein schweigender, düsterer See, von einem ruhevollen Wolkenstreif begrenzt. Doch nicht nur solche Szenerien zogen an mir vorüber. Bilder stellten sich mir vor, solch wüster Schrecknisse voll, dass meine Seele bei dem bloßen Gedanken, sie könnten zur Wirklichkeiten werden, in ihren Tiefen erschauerte. Doch durfte ich meine Gedanken nicht länger solchen Betrachtungen anheimgeben, denn die wirklichen und greifbaren Gefahren meiner Reise verlangten vor allem meine Aufmerksamkeit.

Als ich um fünf Uhr nachmittags wieder einmal die Atmosphäre im Zimmer erneuerte, benutzte ich die Gelegenheit, um die Katze und ihre Jungen durch das Ventil zu beobachten. Die Katze selbst schien wieder Schmerzen zu haben, die ich nur ihren Atembeschwerden zuschreiben konnte, mein Experiment mit den jungen Katzen jedoch hatte nach genauer Prüfung ein ganz überraschendes Ergebnis. Ich hatte erwartet, dass auch sie, wenn auch in geringerem Grade wie die Mutter, immerhin Schmerzen empfinden würden, und dies wäre genügend gewesen, mich von der Annahme, dass die Notwendigkeit atmosphärischen Druckes nur Gewöhnung sei, zu überzeugen. Ich hatte jedoch nicht erwartet, sie in einem Zustande so absoluten Wohlbefindens zu sehen; sie atmeten mit der größten

Leichtigkeit vollständig regelmäßig und empfanden offenbar nicht das geringste Unbehagen. Ich konnte mir dies alles nur erklären, wenn ich meine Theorie weiter ausdehnte und mir sagte, dass die sehr verfeinte Atmosphäre um mich herum doch zum Leben chemisch nicht ungenügend sei, und eine in solcher Luft geborene Person möglicherweise nicht die geringsten Atembeschwerden empfinden würde, während sie in den unteren, dichteren, erdnäheren Luftschichten von Schmerzen befallen werden würde, die denen, die ich vor kurzem verspürt, analog sein mussten. Ich habe seither oft bedauert, dass mich ein unglücklicher Zufall meiner kleinen Katzenfamilie und mit ihr des Mittels beraubte, diese Frage durch weitere Experimente zu beantworten. Als ich nämlich meine Hand mit einem kleinen Wasserbehälter für die alte Mieke durch das Ventil steckte, verwickelte sich der Ärmel meines Hemdes in die Schlinge, welche den Korb hielt, und löste ihn von dem Knopfe. Wäre das Ganze in einem Augenblick zu nichts geworden, es hätte meinen Blicken nicht plötzlicher entschwinden können. Es konnte wirklich kaum der zehnte Teil einer Sekunde zwischen dem Abfallen der Schlinge vergangen sein, als der Korb auch schon verschwunden war. Meine besten Wünsche folgten ihm zur Erde, doch konnte ich nicht annehmen, dass die Katze oder eins der Jungen am Leben bleiben würden, um unten die Geschichte ihrer Missfahrten zu erzählen.

Um sechs Uhr bemerkte ich, dass sich ein großer Teil der sichtbaren Erdoberfläche ostwärts in dichten Schatten hüllte, der stetig fortschritt, bis um fünf Minuten vor sieben die ganze sichtbare Fläche von der Finsternis der Nacht bedeckt war. Erst lange nach dieser Zeit trafen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne den Ballon, und dieser Umstand, obwohl ich ihn natürlich erwartet hatte, erfüllte mich mit lebhafter Zufriedenheit. Offenbar würde ich am anderen Morgen das lichtspendende Gestirn lange vor den guten Bürgern von Rotterdam erblicken, obwohl sich die Stadt weit östlicher befand, als mein Ballon, und so musste mir von Tag zu Tag, im Verhältnis zu der erreichten Höhe, die Sonne länger und länger scheinen. Ich beschloss, ein Reisetagebuch zu führen, indem ich nach je vierundzwanzig Stunden einen neuen Tag verzeichnete, ohne mich nach den Zeiten der Dunkelheit zu richten.

Als ich um zehn Uhr schläfriger wurde, beschloss ich, mich für den Rest der Nacht niederzulegen, doch stieß ich dabei auf eine Schwierigkeit, die, obwohl sie auf der Hand lag, mir bis jetzt noch gar nicht in den Sinn gekommen war. Wer sollte, während ich schlief, die Luft im Zimmer erneuern? Die vorhandene Luft länger als höchstens eine Stunde einzuatmen, ging auf keinen Fall an, und ein und eine viertel Stunde lang in ihr zu verweilen, konnte die schlimmsten Folgen haben. Dies Dilemma beunruhigte mich in hohem Maße, und man wird kaum glauben, dass ich nach all den glücklich überstandenen Gefahren die Sache für so schwierig hielt, dass ich alle Hoffnung, meine endgültige Absicht ausführen zu können, sinken ließ und zur Erde zurückzukehren beschloss.

Doch währte meine Niedergeschlagenheit nicht lange. Ich dachte daran, dass der Mensch der Sklave seiner Gewohnheit ist und viele Dinge für unerlässlich zum Leben hält, die nur durch die Gewohnheit unerlässlich geworden sind. Gewiss konnte ich ohne Schlaf nicht leben, doch konnte ich mich leicht dazu bringen, es als nichts Störendes zu empfinden, jede Stunde während der Zeit meiner Ruhe einmal aufzuwachen. Die Erneuerung der Luft nahm fünf Minuten höchstens in Anspruch;

ich musste nur ein Mittel finden, das mich zur gegebenen Zeit pünktlich weckte. Diese Aufgabe jedoch schien mir nicht leicht zu lösen. Ich hatte allerdings einmal von einem Studenten gehört, der, um nicht über seinen Büchern einzuschlafen, in seiner Hand eine Metallkugel hielt, deren tönendes Aufschlagen in ein neben ihm stehendes Becken aus gleichem Metall ihn jedes Mal, wenn er eingenickt war, aus dem Schläfe auffahren ließ. In meinem Falle hätte mir ein gleicher oder ähnlicher Gedanke doch nicht helfen können, denn ich wollte ja nicht wach bleiben, sondern nur in regelmäßigen Zwischenräumen geweckt werden. Endlich verfiel ich auf ein Hilfsmittel, dessen Erfindung, so einfach sie auch war, mir im ersten Augenblick der Erfindung des Teleskops, der Dampfmaschine, der Buchdruckerkunst gleichwertig erschien.

Ich muss vorher bemerken, dass der Ballon, in der Höhe, die er nun einmal erreicht hatte, in gerader Linie und vollständig leichtmäßig aufstieg, so dass ich in der Gondel nicht die geringste Schwankung bemerken konnte. Dieser Umstand kam meinem Plane sehr zustatten. Ich hatte meinen Wasservorrat in kleine Fässchen verteilt, von denen jedes fünf Gallonen hielt und im Innern der Gondel fest angebunden war. Ich löste eins von ihnen, nahm zwei Taue und band sie an jeder Seite des Gondelgeflechtes fest. Sie kreuzten also die Gondel und liefen, etwa einen Fuß voneinander entfernt, nebeneinander her. Sie bildeten eine Art Bord, auf welches ich das Fässchen in horizontaler Lage befestigte. Ungefähr acht Zoll unter diesen beiden Seilen und vier Fuß über dem Boden der Gondel befestigte ich ein wirkliches Bord, das einzige Stück einfachen, dünnen Holzes, das ich mitgenommen hatte. Auf dies untere Brett, genau unter die Ränder des Fässchens, stellte ich einen irdenen Krug. Nun bohrte ich gerade über demselben ein Loch in das Fässchen und schnitt einen kerzen- oder kegelförmigen Keil aus weichem Holz zurecht. Diesen Keil steckte ich nun nach einigen Versuchen gerade so tief in die Öffnung, dass das an seinen Seiten hervorsickernde Wasser den unter ihm stehenden Krug in sechzig Minuten bis zum Rande füllen musste. Dies konnte ich schnell berechnen, indem ich nachmaß, wie weit sich der Krug in einer gegebenen Zeit gefüllt hatte. Nach all diesen Vorbereitungen ist mein Plan leicht zu erraten. Mein Bett auf dem Boden der Gondel war so angebracht, dass mein Kopf gerade unter dem Krüge lag. War die Stunde vergangen und der Krug gefüllt, so musste er überlaufen, und das Wasser, das von einer Höhe von mehr als vier Fuß auf mein Gesicht fiel, musste mich auch aus dem festesten Schlaf aufwecken.

Als ich meine Vorbereitungen beendet hatte, war es elf Uhr geworden, und ich begab mich in vollem Vertrauen auf die Wirksamkeit meiner Erfindung zur Ruhe. Ich täuschte mich auch nicht. Pünktlich alle sechzig Minuten weckte mich mein treuer Chronometer, ich leerte den Krug wieder in das Fass zurück, pumpte neue Luft ins Zimmer und begab mich wieder zu Bett. Diese regelmäßigen Unterbrechungen im Schläfe ermüdeten mich weit weniger als ich gedacht, und als ich mich gegen sieben Uhr endgültig wieder erhob, stand die Sonne schon mehrere Grad über der Linie meines Horizontes.

3. April. Mein Ballon war während der Nacht zu ungeheurer Höhe aufgestiegen, und die konvexe Gestalt der Erde zeigte sich auffallend deutlich. Unter mir, im Ozean, sah ich eine Reihe schwarzer Flecken; ohne Zweifel waren es Inselgruppen. Der Himmel über mir war gagatschwarz, die Sterne funkelten, wie ich

es schon am ersten Tage meines Aufstiegs wahrgenommen. Weit gegen Norden bemerkte ich eine dünne, weiße hell leuchtende Linie, und ich vermutete sofort, dass es die südliche Grenze des Polareismees sei. Dieser Anblick erregte meine Neugierde auf das mächtigste, denn ich hoffte, weiter gegen Norden getragen zu werden und mich vielleicht sogar einen Augenblick lang gerade über dem Pol zu befinden. Ich sah jedoch mit Verdruss, dass meine ungeheuere Höhe mich hindern musste, wie ich es wünschte, genauere Beobachtungen anzustellen. Immerhin blieben mir noch viele Erkenntnisse vorbehalten.

Den ganzen Tag über ereignete sich nichts Außergewöhnliches. Meine Apparate befanden sich alle in guter Ordnung, und der Ballon stieg stetig ohne merkbare Schwankung. Es wurde sehr kalt, und ich musste mich fest in meinen Überrock einhüllen. Als sich die Erde wieder mit Dunkelheit bedeckte, legte auch ich mich zur Ruhe, obgleich es um mich her noch manche Stunde lang taghell war. Die Wasseruhr tat pünktlich ihre Pflicht, und ich schlief mit Ausnahme der stündlichen Unterbrechungen gesund bis zum anderen Morgen.

4. April. Ich stand in bester Gesundheit und Laune auf und erstaunte über die sonderbare Veränderung, die mit der See vor sich gegangen war. Sie hatte ihre tiefblaue Färbung, in der sie mir bis jetzt erschienen war, verloren, und blendete meine Augen durch ein hartes, grauweißes Licht.

Die konvexe Gestalt des Ozeans trat so offen zu Tage, dass sich seine fernen Wassermassen in den Abgrund des Horizontes hineinzustürzen schienen, und ich überraschte mich dabei, wie ich lauschte, ob ich das Echo der ungeheueren Katarakte nicht vernehmen könne. Die Inseln waren nicht mehr zu sehen; ob sie südöstlich hinter den Horizont gesunken waren, oder die Höhe sie meinen Blicken entzog, vermag ich nicht zu sagen. Ich vermute jedoch das letztere. Der Eisrand im Norden wurde immer deutlicher sichtbar. Die Kälte war nicht mehr so heftig. Es ereignete sich nichts Wichtiges, und ich vertrieb mir die Zeit mit Lesen, da ich mich mit Büchern für die Reise versorgt hatte.

5. April. Ich beobachtete das seltene Schauspiel eines Sonnenaufgangs, während die ganze sichtbare Erdoberfläche noch in Dunkelheit lag. Mit der Zeit jedoch verbreitete sich das Licht überallhin, und ich konnte im Norden wieder die Eislinie entdecken. Sie war deutlich sichtbar und erschien viel dunkler als das Wasser des Meeres. Augenscheinlich näherte ich mich ihr mit größter Schnelligkeit. Bildete mir ein, östlich sowohl wie westlich einen Streifen Land zu entdecken, doch war ich dessen nicht gewiss. Temperatur mäßig. Während des Tages ereignete sich nichts von Bedeutung. Ging früh zu Bett.

6. April. Bemerkte überrascht den Landstreifen in mäßiger Entfernung und ein ungeheueres Eisfeld, das sich bis zum nördlichen Horizont erstreckte. Wenn der Ballon seine Richtung beibehielt, so musste ich mich bald über dem nördlichen Eismeer befinden und konnte hoffen, auch endlich den Pol selbst zu erblicken. Den ganzen Tag näherte ich mich beständig dem Eise.

Als die Nacht anbrach, erweiterten sich plötzlich die Grenzen des Horizontes. Ich musste diesen Umstand ohne Zweifel der Form der Erde, der abgeplatteten Kugel zuschreiben und dem Umstande, dass ich jetzt über der abgeplatteten Region in die Nähe des arktischen Kreises gekommen war. Als es ganz finster geworden

war, legte ich mich zu Bett, unmutig, dass ich über den Gegenstand so vieler Neugierde hinsegelte, ohne dass es mir möglich war, irgendwelche Beobachtungen anzustellen.

7. April. Ich stand sehr früh auf und entdeckte zu meiner Freude, dass ich mich zweifellos gerade über dem Pol befand. Ja! Er war es ganz bestimmt, direkt unter meinen Füßen! Doch befand ich mich leider so hoch über ihm, dass ich nichts genauer unterscheiden konnte. Denn nach der Progression der Zahlen der verschiedenen Höhe, vom 2. April sechs Uhr vormittags bis um zehn Minuten vor neun desselben Morgens (dem Augenblick, da das Quecksilber zurückfiel) zu rechnen, musste ich mich jetzt, am 7. April vier Uhr morgens, in einer Höhe von nicht weniger als 7254 Meilen über der Oberfläche des Meeres befinden. Dies mag ungeheuer erscheinen, doch hatte die Rechnungsart wahrscheinlich eine viel zu niedrige Summe ergeben. Jedenfalls lag mir die ganze nördliche Halbkugel wie eine Landkarte aus der Vogelperspektive zu Füßen, und der große Kreis des Äquators bildete die Grenzlinie meines Horizontes. Euere Exzellenzen können sich jedoch leicht vorstellen, dass die bis jetzt unerforschten Gegenden innerhalb der Grenzen des arktischen Kreises, obgleich sie gerade unter mir lagen und deshalb nicht verkürzt gesehen wurden, doch verhältnismäßig zu klein waren und zu tief unter mir lagen, als dass ich eine genauere Betrachtung hätte vornehmen können. Was ich jedoch sah, war immerhin eigentümlich und interessant genug. Nördlich von jener ungeheueren Eislinie, von der ich schon gesprochen und die mit geringen Abweichungen die Grenze des Vordringens der Menschen bedeuten kann, dehnt sich ununterbrochen oder beinahe ununterbrochen eine riesige Eisdecke aus. Sie glättet sich von Anfang an merklich, später wird sie ganz flach; endlich seltsam konkav, endigt sie beim Pole selbst, in einem runden, scharf begrenzten Zentrum, dessen anscheinender Durchmesser vom Ballon aus einen Winkel von ungefähr fünfundsechzig Grad umspannte. Er war von düsterer Farbe und immer dunkler, als irgendeine andere Stelle der Halbkugel, die ich überschaute, und hin und wieder in tiefstes Schwarz getaucht. Genaueres konnte ich nicht feststellen. Gegen Mittag hatte das Zentrum bedeutend an Umfang eingebüßt, und um sieben Uhr nachmittags hatte ich es ganz aus dem Gesicht verloren. Der Ballon steuerte über den westlichen Eisrand in der Richtung auf den Äquator zu.

8. April. Konstatirte eine merkliche Verkleinerung im anscheinenden Durchmesser der Erde, von der wirklichen Veränderung ihrer Farbe und ihrer allgemeinen Erscheinung gar nicht zu reden. Die ganze sichtbare Oberfläche hatte eine gelbliche Färbung angenommen; einige Strecken glänzten so, dass es das Auge schmerzte, hinzusehen. Mein Blick nach unten wurde auch verschiedentlich durch die Atmosphäre behindert, die mit Wolken beladen war und mir nur hin und wieder einen kurzen Anblick der Erde selbst gestattete. Seit den letzten achtundvierzig Stunden war dies sehr oft der Fall gewesen, doch schien meine augenblickliche ungeheuerer Höhe die hin und her flutenden Dampfkörper für mein Auge näher zusammenzurücken. Natürlich steigerte sich die Erscheinung, je höher ich stieg. Immerhin konnte ich bemerken, dass der Ballon nun über die Reihe großer Seen in Nordamerika dahinsegelte, nach Süden zusteuerte und mich bald in die Tropen bringen musste.

Dieser Umstand befriedigte mich in höchstem Maße und ich begrüßte ihn als ein Vorzeichen endgültigen Gelingens. Die Richtung, die er bis jetzt beibehalten, hatte mich nämlich mit einigen Befürchtungen erfüllt; wäre er länger in ihr fortgesteuert, so hätte ich den Mond überhaupt nicht erreichen können, denn seine Bahn neigt sich zur Ekliptik nur in einem kleinen Winkel von $5^{\circ}8'48''$. So seltsam es auch klingen mag: erst jetzt fiel mir ein, welch großen Fehler ich begangen hatte, als ich meine Reise nicht von einem Punkt der Erde aus antrat, der innerhalb des Planes der Mondellipse lag.

9. April. Der Durchmesser der Erde erscheint bedeutend kleiner, und die Oberfläche färbt sich immer tiefer gelb. Der Ballon blieb bei der Richtung südlich und kam um neun Uhr nachmittags über den nördlichen Rand des Golfs von Mexiko.

10. April. Heute morgen gegen 5 Uhr wurde ich durch ein schreckliches Getöse geweckt, das ich mir nicht erklären konnte. Es währte nur kurze Zeit, doch glich es keinem Ton, den ich auf Erden je gehört. Es ist wohl überflüssig zu sagen, dass ich sehr beunruhigt war, denn im ersten Augenblick konnte ich nur glauben, der Ballon platze. Ich untersuchte meine sämtlichen Apparate, fand sie jedoch alle in bester Ordnung. Ich habe tagsüber lange über dies sonderbare Ereignis nachgedacht, ohne die geringste Erklärung zu finden. Ging deshalb unbefriedigt, sehr aufgereggt und angstvoll zu Bett.

11. April. Bemerkte eine ganz auffallende Verkleinerung des Erddurchmessers und zum allerersten Male eine merkbare Vergrößerung des Durchmessers des Mondes, der in ein paar Tagen Vollmond sein wird. Es erfordert jetzt lange und mühsame Arbeit, eine genügende Menge atmosphärischer Luft zu kondensieren, um leben zu können.

12. April. Die Richtung des Ballons erfuhr eine sonderbare Veränderung, und obgleich ich sie erwarten musste, gewährte sie mir eine ausgesprochene Befriedigung. Er war in der ersten Richtung bis ungefähr zum zwanzigsten Grad südlicher Breite gekommen, als er sich ganz plötzlich in einem spitzen Winkel ostwärts wandte und den ganzen Tag in dieser Richtung, genau im Plane der Mondellipse, fortsteuerte. Zu bemerken ist noch, dass ein merkliches Schwanken der Gondel die Folge dieses Richtungswechsels war. Es hielt, mehr oder weniger stark, mehrere Stunden lang an.

13. April. Von neuem beunruhigte mich das laute, krachende Geräusch, das mich schon am 10. erschreckt hatte. Dachte wieder lange über seine mögliche Ursache nach, ohne zu einem Schluss zu kommen. Der Durchmesser der Erde nimmt immer mehr ab und umspannt vom Ballon aus einen Winkel von wenig mehr als fünfundzwanzig Grad. Den Mond konnte ich nicht sehen, da er fast in meinem Zenith stand. Wir blieben noch immer in der Bahn der Ellipse, drangen jedoch nur sehr wenig weiter nach Osten vor.

14. April. Rapide Abnahme des Durchmessers der Erde. Heute kam mir die Erkenntnis, dass der Ballon jetzt auf der Linie der Absiden zu dem Punkte der Erdnähe eilt – mit anderen Worten: die direkte Richtung genommen hat, die ihn in dem der Erde am nächsten kommenden Teil der Mondbahn auf den Mond selbst bringen muss. Dieser befindet sich jetzt gerade über mir und ist meinen Blicken also entzogen. Lange, harte Arbeit erfordert das Kondensieren der Luft.

15. April. Nicht einmal die Umrisse der Kontinente und Meere konnte ich noch erkennen. Gegen zwölf Uhr vernahm ich zum dritten Male das fürchterliche Getöse, das mich zweimal aus dem Schlafe geweckt. Es hielt einige Augenblicke an und nahm während derselben an Heftigkeit zu. Schon erwartete ich irgendeine vernichtende Katastrophe, die Gondel schwankte heftig hin und her und eine riesige flammende Masse, deren Natur ich nicht erkennen konnte, schoss mit einem Gebrüll von tausend Donnern am Ballon vorbei. Als sich mein Entsetzen und Erstaunen etwas gelegt hatte, musste ich mir sagen, dass es nur irgendein vulkanischer Ausbruch gewesen sein könne, den die Welt, der ich mich mit schwindelnder Eile näherte, ausgespien, und der höchst wahrscheinlich aus jenem eigentümlichen Stoffe bestand, von dem oft Teile bis auf die Erde gelangen und mangels einer genaueren Bezeichnung Meteorsteine genannt werden.

16. April. Als ich heute, so gut es gehen wollte, durch die beiden Seitenfenster nach oben blickte, sah ich zu meiner großen Freude einen kleinen Teil der Mondscheibe, sozusagen an allen Seiten über den großen Kreis, der den Ballon bildete, hervorragen. Ich geriet in ungeheuere Aufregung, denn ich brauchte fast nicht mehr zu zweifeln, meine gefährliche Reise bis zum Ende durchführen zu können. Der Kondensator erforderte mittlerweile auch so schwere, unablässige Arbeit, dass mir kaum Zeit zum Ausruhen blieb. An Schlaf durfte ich fast nicht mehr denken. Ich fühlte mich ganz krank, und mein Körper zitterte vor Erschöpfung. Ich fürchtete, dass meine Natur den Anstrengungen nicht länger gewachsen sein möchte. Während der kurzen Zeit der Dunkelheit sauste wieder ein Meteorstein an mir vorüber, und die relative Häufigkeit dieser Erscheinung beunruhigte mich nicht wenig.

17. April. Dieser Morgen war der Schluss und der Anfang einer Epoche meiner Reise. Man wird sich erinnern, dass die Erde am 13. von mir aus einen Winkel von 25 Grad umschloss. Am 14. hatte sich der Winkel bedeutend verkleinert, am 15. hatte er noch viel schneller an Größe abgenommen, und am 16.; kurz vor dem Schlafengehen, schätzte ich ihn bloß noch auf ungefähr sieben Grad fünfzehn Minuten. Nun stelle man sich mein Erstaunen vor, als ich am 17. nach einem kurzen, unruhigen Schlummer bemerkte, dass die Oberfläche unter mir so wunderbar plötzlich an Umfang zugenommen hatte, dass sie einen Winkel von wenigstens 30 Grad umschloss! Ich stand sozusagen wie vom Blitz gerührt! Kein Wort kann meinen ungeheuren Schrecken, mein niederschmetterndes Entsetzen ausdrücken. Meine Knie schlotterten – meine Zähne klapperten – die Haare standen mir zu Berge! Der Ballon war also geplatzt? Ich sauste – ich sauste mit unausdenkbarer Geschwindigkeit nach unten! Nach der ungeheueren Entfernung zu schätzen, die ich in der kurzen Zeit des Schlafens durchmessen, könnte es höchstens noch zehn Minuten dauern, bis ich die Oberfläche der Erde erreichte, der grausigsten Vernichtung zugeschleudert wurde!

Doch dann begann ich ruhiger nachzudenken – ich machte eine Pause und sammelte mich. Zweifel stellten sich ein. Es war ja eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit! So rasend schnell hätte ich immerhin nicht nach unten fallen können. Und obwohl ich mich der Oberfläche unter mir zusehends näherte, stand diese Geschwindigkeit doch in keinem Verhältnis zu der, die ich anfangs mit solch ungeheuerem Grausen für meinen Sturz angenommen hatte. Diese Überlegung

beschwichtigte die Erregung in meinem Innern teilweise wieder, und es gelang mir endlich, die Erscheinung mit ruhigerem Auge zu betrachten. Erstaunen und Angst mussten mich wirklich meiner Sinne beraubt haben, dass ich die Verschiedenheit der Oberfläche des Weltkörpers unter mir und der meiner Mutter Erde nicht sofort erkannt hatte. Die stand jetzt über meinem Kopfe, und der Mond – der Mond in all seiner Glorie – lag zu meinen Füßen.

Das Staunen und die Erstarrung, die diese sonderbare Veränderung in der Lage der Welten in mir bewirkte, war vielleicht das Erstaunlichste und Unverständlichste an der ganzen Reise. Denn diese Umwälzung war nicht nur natürlich und unausbleiblich, ich hatte sie auch längst erwartet. Sie musste eintreten, sobald ich an dem Punkte meiner Reise angekommen sein würde, an dem die Anziehungskraft des Planeten durch die Anziehungskraft des Satelliten aufgehoben werden würde, oder genauer: an dem die Gravitation des Ballons zur Erde geringer sein würde als die zum Monde.

Allerdings erwachte ich gerade aus einem Schläfe und war noch nicht ganz bei Sinnen, als ich plötzlich diese seltsamste aller Erscheinungen wahrte, die ich zwar erwartet – doch nicht in diesem Augenblick erwartet hatte.

Die Umdrehung selbst musste ganz sanft und allmählich vor sich gegangen sein, und es ist durchaus nicht gewiss, dass ich selbst in wachem Zustande eine Umkehrung verspürt haben würde, irgendein inneres Symptom einer Umdrehung – eine Unbequemlichkeit oder eine Verschiebung an meinen Apparaten.

Es ist wohl überflüssig zu sagen, dass sich meine ganze Aufmerksamkeit, als ich zur klaren Erkenntnis meiner Situation gekommen und des Schreckens, der meinen Geist vollkommen gelähmt hatte, Herr geworden war, auf die Betrachtung der allgemeinen äußeren Erscheinung des Mondes konzentrierte. Er lag unter mir, wie eine Karte – und obgleich ich schließen musste, dass er sich noch in bedeutender Entfernung befand, zeichneten sich doch alle Unebenheiten seiner Oberfläche mit einer mir unerklärlichen Deutlichkeit ab. Beim ersten Blick fiel mir, als hauptsächlichster Zug seiner geologischen Beschaffenheit, der Mangel an Meeren, Binnenseen oder Flüssen, überhaupt an irgendwelchen Wasseransammlungen auf.

Dennoch, so seltsam es klingt, sah ich weite, flache Strecken –, die durchaus den Charakter angeschwemmten Erdreichs aufwiesen, obgleich der bei weitem größere Teil der sichtbaren Hemisphäre von zahllosen kegelförmigen Vulkanen bedeckt war, die eher künstlichen als natürlichen Erhebungen glichen. Die höchste unter ihnen mochte nicht mehr als dreidreiviertel Meilen senkrechter Höhe betragen – übrigens wird eine Karte der Campi Phlegraei Euren Exzellenzen eine viel bessere Vorstellung der allgemeinen Oberfläche geben, als jede Beschreibung meinerseits, die doch nur sehr unvollkommen bleiben würde. Bei den meisten Bergen fanden offenbar gerade Eruptionen statt und gaben mir ein furchtbares Bild ihrer Wut und ihrer Kraft durch wiederholt mit donnerndem Krachen emporgeschleuderte sogenannte Meteorsteine, die immer häufiger und beunruhigender am Ballon vorübersausten.

18. April. Bemerkte eine bedeutende Zunahme im anscheinenden Volumen des Mondes, und die offenbar stetig wachsende Schnelligkeit des Abwärtssegelns beginnt mich mit Besorgnis zu erfüllen. Man wird sich erinnern, dass im Anfange

meiner Berechnungen der Möglichkeit einer Mondfahrt die Annahme einer dichten, im Verhältnis zum Volumen des Planeten stehenden Atmosphäre eine große Rolle gespielt hatte –, trotz verschiedener Theorien, die das Gegenteil beweisen sollten, ja obwohl man im allgemeinen überhaupt nicht an eine Mondatmosphäre glaubte. Doch außer den Schlüssen, die ich aus der Beobachtung des Enckeschen Kometen und des Zodiakallichtes hergeleitet, wurde ich in meiner Ansicht noch durch die Behauptungen des Herrn Schroeter aus Lilienthal bestärkt. Er beobachtete den Mond, als derselbe einmal wieder seit zwei und einem halben Tage sichtbar war, kurz nach Sonnenuntergang des Abends, ehe die dunkle Partie kenntlich wurde, und beobachtete sie so lange, bis sie ganz zu sehen war. Die beiden Hörner schienen sich spitz und scharf zu verlängern, und ihr äußerster Rand war schwach von Sonnenstrahlen beschienen, ehe ein Teil der Hemisphäre sichtbar wurde. Kurze Zeit nachher wurde das ganze dunkle Feld erhellt. Diese Verlängerung der Hörner über den Halbkreis hinaus konnte seinen Grund meiner Meinung nach nur in einer Brechung der Sonnenstrahlen durch die Atmosphäre des Mondes haben. Ich berechnete ferner, dass die Höhe dieser Atmosphäre, die genug Lichtstrahlen brechen konnte, um in ihrer dunklen Hemisphäre eine Dämmerung zu bewirken, die heller ist als das Licht, welches die Erde reflektiert, wenn der Mond etwa im zweiunddreißigsten Grade seiner Konjunktion steht, 1356 Pariser Fuß betragen müsse; demgemäß nahm ich an, dass die größte Höhe, die Sonnenstrahlen brechen konnte, 5376 Fuß sein müsse. Meine Gedanken über diesen Punkt wurden durch eine Stelle aus dem zweiten Bande der ›philosophischen Transaktionen‹ bestätigt, in welchem bewiesen wird, dass bei einer Verfinsterung der Satelliten des Jupiter der dritte verschwand, nachdem er ein oder zwei Sekunden undeutlich gewesen, und der vierte, als er sich dem Rande näherte, un wahrnehmbar wurde. Hevelius schreibt, dass er mehrere Male bei vollkommen klarem Himmel, als selbst Sterne sechster und siebenter Größe deutlich zu sehen waren, beobachtet habe, dass - bei gleicher Höhe des Mondes - bei gleichem Abstandswinkel von der Erde - der Mond und seine Flecken uns nicht immer gleich hell erscheinen. Aus den gegebenen Umständen geht hervor, dass die Ursachen dieser Erscheinung weder in unserer Atmosphäre, noch im Teleskop, noch im Monde, noch im Auge des Beobachters zu suchen ist, sondern in einem Etwas, (einer Atmosphäre?), das um den Mond herum existiert. Cassini hat oft beobachtet, dass Saturn, Jupiter und die Fixsterne im Augenblick, da sie vom Mond verfinstert werden, ihre Kreisform verlieren und eine ovale annehmen; bei anderen Verfinsterungen jedoch nahm er keine Veränderung der Gestalt wahr. Man muss also annehmen, dass der Mond zu manchen Zeiten, doch nicht immer, von einer dichten Materie eingehüllt ist, in welcher sich die Strahlen der Sterne brechen

Die Sicherheit meiner endgültigen Landung hing natürlich von dem Widerstand oder vielmehr von der Unterstützung einer Atmosphäre ab, von der ich also glaubte, dass sie im Zustande einer gewissen Dichtigkeit um den Mond herum existieren müsse. Sollte ich mich geirrt haben, so konnte mein Abenteuer nicht anders als mit meiner Zerschmetterung an der zackigen Oberfläche des Satelliten endigen. Und ich hatte allen Grund, mich auf das Fürchterlichste gefasst zu machen. Meine Entfernung vom Monde war verhältnismäßig nur noch eine unbedeutende; die Arbeit, die der Kondensator erforderte, hatte sich dagegen noch nicht vermindert: von einer zunehmenden Dichtigkeit der Atmosphäre war nichts zu spüren.

19. April. Heute morgen gegen neun Uhr, als mir die Oberfläche des Mondes erschreckend nahe gekommen und meine Befürchtungen aufs höchste gestiegen waren, wies zu meiner größten Erleichterung die Pumpe des Kondensators endlich Anzeichen einer Veränderung der Atmosphäre auf. Um zehn Uhr konnte ich glauben, dass die Dichtigkeit bedeutend zugenommen. Um elf Uhr erforderte der Apparat nur noch eine geringe Arbeit, und gegen Mittag wagte ich, erst zögernd, das Kautschukzimmer zu öffnen; als es jedoch keinerlei böse Folgen hatte, wickelte ich die Gondel gänzlich aus dem Gummisack heraus. Wie ich hätte erwarten müssen, ergriffen mich gleich nach dem übereilten, gefährlichen Experimente Krämpfe und heftige Kopfschmerzen. Doch da diese und andere mit Atembeschwerden verbundenen Erscheinungen nicht so stark auftraten, als dass ich für mein Leben hätte fürchten müssen, beschloss ich, sie geduldig zu ertragen, in der Hoffnung, dass sie mich bald, da ich jeden Augenblick in dichtere Schichten der Mondatmosphäre kommen musste, verlassen würden.

Ich näherte mich dem Gestirn noch immer mit rasender Eile, und es stellte sich bald als gewiss heraus, dass, obgleich ich mich wahrscheinlich in der Annahme einer im Verhältnis zu der Masse des Gestirns stehenden dichten Atmosphäre nicht getäuscht hatte, diese Dichtigkeit doch selbst an der Oberfläche nicht ausreichte, meine Gondel mit ihrem Inhalt zu tragen. Dies hätte der Fall sein müssen – und zwar in gleichem Maße, wie an der Oberfläche der Erde –, wenn man annimmt, dass auf beiden Planeten die wirkliche Schwere der Körper im Verhältnis zur Dichtigkeit der Atmosphäre steht. Aber das war nicht der Fall; die Schnelle, mit der ich fiel, bewies es deutlich. Warum? Ich konnte es mir nur durch eine jener möglichen geologischen Störungen erklären, von denen vorhin die Rede war.

Jedenfalls hatte ich den Planeten fast ganz erreicht und näherte mich ihm in schwindelnd eiligem Fall. Es war keine Minute zu verlieren, ich warf meinen Ballast über Bord, dann die Wasserfässchen, den Kondensator, die Gummihülle, alles, was sich nur in der Gondel befand. Es half nichts. Ich fiel mit entsetzlicher Schnelligkeit, und war wohl nur noch eine halbe Meile vom Boden entfernt. In höchster Not warf ich meinen Rock, meinen Hut, meine Stiefel fort, löste die Gondel selbst, die ziemlich schwer war, vom Ballon, klammerte mich mit beiden Händen an das Netzwerk an und hatte kaum Zeit, zu sehen, dass das ganze Land, so weit das Auge reichte, mit winzigen Wohnstätten übersät war, als ich auch schon wie eine Kugel mitten in eine phantastische Stadt unter eine Menge hässlicher kleiner Leute fiel, von denen keiner ein Wort sagte, oder sich die geringste Mühe gab, mir beizustehen, sondern die alle wie ein Haufen von Idioten mich und meinen Ballon mit lächerlichem Grinsen und in die Seite gestemmtten Arme anglotzten. Ich wandte mich von ihnen ab und blickte zur Erde auf, die ich kürzlich und vielleicht für immer verlassen. Sie hing als ungeheurer, düsterer Kupferschild von vielleicht zwei Grad im Durchmesser, starr und unbeweglich, in den Himmeln über mir. Ein Teil des Randes erglänzte in der Gestalt einer goldig leuchtenden Sichel. Von Land oder Meeren war nichts mehr zu sehen, die ganze Oberfläche schien mit veränderlichen Flecken besät und war von den tropischen und Äquatorial-Zonen wie von Gürteln umschlossen.

So hatte ich also, Euren Exzellenzen mit Respekt zu melden, nach einer langen Reihe von Beängstigungen und mannigfachen Gefahren, denen ich so unglaublich gut und unbeschädigt entronnen war, neunzehn Tage nach meiner

Abfahrt von Rotterdam, heil und gesund das Ziel der zweifellos seltsamsten, wichtigsten Reise erreicht, die je ein Erdenbürger vollbracht oder auch nur beabsichtigt hat. Doch habe ich meine Abenteuer hier noch nicht erzählt, und Eure Exzellenzen können sich wohl vorstellen, dass ich nach fünfjährigem Aufenthalte auf einem Planeten, der, an sich schon höchst interessant, es in seiner Eigenschaft als Trabant der menschenbewohnten Erde doppelt wird, dem astronomischen Kollegium im geheimen noch viele und wichtigere Dinge mitzuteilen habe, als die immerhin wunderbaren Einzelheiten der bloßen Reise, die ich so glücklich zu Ende geführt.

Ich könnte viel von dem Klima des Mondes erzählen, von dem wunderbaren Wechsel von Wärme und Kälte, von dem unerbittlichen glühenden Sonnenschein, der stets vierzehn Tage hintereinander anhält, und der darauf folgenden vierzehntägigen mehr wie polaren Eiseskälte; könnte vieles über eine beständige Zufuhr an Feuchtigkeit durch Destillation wie in einem Vakuum von dem Punkte unter der Sonne bis zu dem am weitesten entfernten erzählen; von einer veränderlichen Zone fließenden Wassers könnte ich sprechen; dann über die Einwohner selbst – über ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre politischen Einrichtungen, ihren besonderen Organismus, ihre Hässlichkeit, ihren Mangel an Ohren, die in einer so anderen Atmosphäre nur nutzlose Anhängsel sein würden, über das Fehlen jeglicher Sprache bei ihnen, über ihre seltsame Methode einer Innern Mitteilung, welche die Sprache vollständig ersetzt; könnte von der unerklärlichen Beziehung reden, die je einen Mondbewohner mit je einem Erdenbürger verbindet – eine Beziehung, die den Bahnen des Planeten und des Satelliten analog ist, von ihnen abhängt, und mittels deren das Leben und Schicksal der Bewohner beider Sterne innig miteinander verbunden sind – und vor allem, mit Eurer Exzellenzen Erlaubnis, möchte ich über die dunklen, fürchterlichen Geheimnisse der anderen Hemisphäre des Mondes sprechen, die, dank der fast wunderbaren Übereinstimmung der Umdrehung des Satelliten um seine eigene Achse mit seiner Sternbahn um die Erde und durch Gottes Barmherzigkeit den Teleskopen der Menschen niemals zugänglich sein wird.

Alles das möchte ich erzählen und noch viel, viel mehr. Aber – um kurz zu sein – ich verlange eine Belohnung dafür. Ich sehne mich danach, zu meiner Familie und in mein Heim zurückzukehren. Und als Preis für das Licht, das ich in viele wichtige Gebiete der physischen und metaphysischen Wissenschaften bringen kann, erbitte ich durch Fürsprache des hochzuverehrenden astronomischen Kollegiums Straflosigkeit für das Verbrechen, dessen ich mich bei meiner Abreise aus Rotterdam durch den Mord meiner Gläubiger schuldig gemacht. Diesen Zweck verfolge ich mit dem Briefe, den Eure Exzellenzen soeben gelesen. Der Überbringer, ein Mondbewohner, den ich zu meinem Boten ausgewählt und genügend instruiert habe, wird auf Eurer Exzellenzen gnädige Äußerung warten und mir die erbetene Verzeihung, falls man sie mir gewähren wird, überbringen.

Ich habe die Ehre mich zu unterzeichnen als Eurer Exzellenzen allerergebenster Diener Hans Pfaall

Als Bürgermeister und Professor diese überraschende Botschaft gelesen hatten, ließ der letztere, so erzählt man, im Übermaße des Erstaunens seine Pfeife auf die Erde fallen und Mynheer Superbus von Underduk nahm seine Brille ab, putzte sie, steckte sie in die Tasche und vergaß sowohl sich selbst als auch seine

Würde so weit, dass er sich vor Verwunderung dreimal auf dem Absatze herumdrehte.

Zweifellos musste die Straflosigkeit erwirkt werden. Wenigstens schwor es sich Herr Professor Sternekiek mit einem festen Fluche – als auch schon van Underduk den Arm seines Bruders in der Wissenschaft ergriff und sich, ohne ein Wort zu sagen, mit ihm schleunigst auf den Weg nach Hause machte, um über die dringenden Maßregeln, die man jetzt ergreifen müsse, zu beraten. Als sie jedoch die Tür der bürgermeisterlichen Wohnung erreicht hatten, wagte der Professor den Einwurf, dass ja der Bote, ohne Zweifel durch das Gebaren der Rotterdamer zu Tode erschrocken, schon wieder verschwunden, das zu erwirkende Pardon also zwecklos sei; denn wohl nur ein Mondmensch würde eine so weite Reise unternehmen, um es doch noch zu überbringen!

Der Richtigkeit dieser Bemerkung konnte sich der Bürgermeister nicht entziehen, und die Affäre hatte damit eigentlich ein Ende; nicht jedoch alle möglichen Gerüchte und Vermutungen. Der Brief wurde veröffentlicht und gab Anlass zu den verschiedensten Meinungsäußerungen und den dümmsten Klatschgeschichten. Einige Neunmalkluge blamierten sich sogar so weit, die ganze Sache als einen bloßen Schwindel hinzustellen. Aber ich fürchte, für diese Leute ist eben alles, was über ihren Verstand hinausgeht, ›Schwindel‹. Ich für meinen Teil kann wenigstens nicht verstehen, wodurch sie ihre Annahme begründen könnten.

Sehen wir zu, was sie sagen!

1. Das gewisse Spaßvögel in Rotterdam gewisse Antipathien gegen gewisse Bürgermeister und Astronomieprofessoren haben.
2. Dass ein wunderlicher, alter Zwerg, seines Zeichens Taschenspieler, dem man einmal für irgendeinen schlechten Streich beide Ohren dicht am Kopfe abgeschnitten, seit einigen Tagen in der benachbarten Stadt Brügge vermisst werde.
3. Dass die Zeitungen, mit denen der ganze kleine Ballon beklebt gewesen, holländische Zeitungen waren und deshalb nicht vom Monde kommen konnten. Sie waren schmutzig, sehr schmutzig –, und van den Druck, der Buchdrucker, wollte es auf seinen Eid nehmen, dass sie in seiner Druckerei gedruckt worden seien.
4. Dass Hans Pfaall selbst ein Schuft und Trunkenbold und mit den drei Faulenzern, die er seine Gläubiger nannte, vor nicht mehr als zwei oder drei Tagen in einer berüchtigten Vorstadtkneipe gesehen worden sei, nachdem sie eben von einer Reise übers Meer mit vollen Taschen zurückgekommen.
5. und letztens: Dass die Annahme allgemein verbreitet ist oder es wenigstens sein sollte, dass das Astronomische Kollegium in der Stadt Rotterdam, wie alle anderen Kollegien in allen anderen Teilen der Welt – von den Kollegien und Astronomen im allgemeinen überhaupt ganz zu schweigen – gelinde gesagt, nicht besser, nicht klüger, nicht weiser sei, als nötig ist.

Metzengerstein

Entsetzen und Unglück rasen in ungezügelmtem Lauf durch alle Jahrhunderte. Wozu also ist es nötig, die Zeit, in der sich meine Geschichte ereignete, näher anzugeben? Es genügt mir zu erwähnen, dass es jene Epoche war, in der die Lehre von der Seelenwanderung viele geheime Anhänger hatte. E. A. P.

Die Familien Berlifitzing und Metzengerstein lagen seit Jahrhunderten in Zwietracht miteinander. Niemals sah man zwei so erlauchte Häuser in tödlicherer Feindschaft; und zwar war dieser gegenseitige Hass der alten Prophezeiung entsprungen: Ein großer Name wird auf das schrecklichste untergehen, wenn die Sterblichkeit von Metzengerstein, wie der Reiter auf seinem Ross, über die Unsterblichkeit von Berlifitzing triumphiert.'

Dieser Ausspruch hatte gewiss wenig oder gar keinen Sinn; doch haben schon oft unbedeutendere Ursachen große Wirkungen hervorgerufen. Im übrigen hatten die beiden benachbarten Häuser lange Zeit um den größeren Einfluss auf die schwachen Herrscher des Landes gekämpft, und dann – Nachbarn, die so nah beieinander wohnen, sind ja nur sehr selten Freunde. Von der Höhe ihres festgegründeten Söllers aus konnten die Bewohner des Schlosses Berlifitzing in die Fenster des Palastes Metzengerstein sehen. Auch war die Entfaltung einer mehr als lehnsherrlichen Pracht von Seiten der Metzengerstein wenig dazu angetan, die leicht erregten Gefühle der Berlifitzing, die weniger Ahnen und weniger Reichtum aufweisen konnten, zu beruhigen. Ist es also verwunderlich, dass diese an sich widersinnige Weissagung die Feindschaft zwischen den beiden Häusern, die immer wieder durch alle Stachel ererbter Eifersucht angetrieben wurde, stets wach erhielt? Die Prophezeiung schien anzudeuten – wenn sie überhaupt irgendeinen Sinn hatte –, dass das jetzt schon mächtigere Haus einen endgültigen Triumph davontragen werde, und lebte deshalb in der Erinnerung der schwächeren Familie fort und reizte sie stets zu neuen Feindseligkeiten.

Wilhelm, Graf von Berlifitzing, der einstmals so Tapfere, war zur Zeit dieser Erzählung nur noch ein alter, unfähiger Wortfechter. Nichts Bemerkenswertes hatte er an sich, als eben jene eingewurzelte, schon an Albernheit grenzende Abneigung gegen die Familie seines Nebenbuhlers, und dann allerdings eine noch so lebhaft Leidenschaft für Jagd und Pferde, dass nichts – weder sein hohes Alter, noch seine körperliche Schwäche, noch das Schwinden seiner Geisteskräfte – ihn hindern konnte, täglich dies Vergnügen und seine Gefahren aufzusuchen. – Friedrich, Baron von Metzengerstein, war noch nicht mündig. Sein Vater war jung gestorben, und dessen Frau, Maria, war ihm bald gefolgt. Friedrich stand damals in seinem achtzehnten Lebensjahre. In der Stadt bedeuten achtzehn Jahre keine lange Zeit, aber in der Einsamkeit, und noch dazu in einer so wundervollen Einsamkeit, wie der des alten Herrensitzes, wandern die Stunden mit tiefer, bedeutsamer Feierlichkeit. Infolge gewisser Umstände und persönlicher Bestimmungen des Vaters war der junge Baron sofort nach dessen Tode in den Besitz der ausgedehnten Güter gelangt. Selten traf ein Edelmann eine ähnliche Erbschaft an! Seine Schlösser waren unzählig, das prächtigste und größte war der Palast Metzengerstein. Die Grenzlinie

seiner Besitzungen ist niemals klar bestimmt worden; sein größter Park hatte allein einen Umkreis von fünfzig Meilen.

Man kannte den Charakter des neuen, jungen Besitzers dieser unvergleichlichen Güter ziemlich genau, so dass es nicht allzu schwer war, Schlüsse auf sein künftiges Betragen zu ziehen. Und richtig, schon nach drei Tagen stellten die Taten des Erben selbst die eines Herodes in den Schatten und übertrafen die kühnsten Hoffnungen seiner Bewunderer. Schmachvolle Ausschweifungen, offenbare Niederträchtigkeiten, unerhörte Grausamkeiten machen seinen angsterfüllten Untergebenen klar, dass nichts – weder demütige Unterwerfung ihrerseits noch Gewissensbedenken seinerseits – ihnen in Zukunft Sicherheit vor den ruchlosen Händen dieses zweiten Caligula verleihen konnte. In der Nacht des vierten Tages schon ergriff eine wütende Feuersbrunst die Stallungen des Schlosses Berlifitzing; und einstimmig schrieb die zitternde Nachbarschaft das Verbrechen der Brandstiftung auf die schreckensvolle Liste der Untaten und Grausamkeiten des Barons.

Der junge Edelmann befand sich während des Tumultes, den das Feuer hervorrief, in einem großen, einsamen Zimmer, hoch oben im Palaste, und war anscheinend in tiefe Betrachtung versunken. Auf der reichen, obwohl ein wenig verblassten Wandbekleidung, die melancholisch die Mauern bedeckte, befanden sich Abbildungen der majestätischen Gestalten vieler seiner erlauchten Ahnen. Hier Priester, reich in Hermelin gekleidet, hohe, geistliche Würdenträger, die durch ihr ›Veto‹ den Launen manches weltlichen Königs ein Ziel gesetzt und durch das ›Fiat‹ der päpstlichen Allmacht den aufrührerischen Geist des Erzfeindes im Zaume gehalten. Da die hohen, düsteren Gestalten der Ritter von Metzengerstein auf ihren muskelstarken Kriegssrossen, die die Leichname gefallener Feinde zu Boden stampfen und durch ihren wilden Ausdruck den Stärksten erschrecken konnten. Dort üppige, schwanenweiße Damen aus längst vergangenen Tagen, Frauen, die sich, wie zu den Klängen einer Melodie, in den seltsamen Windungen eines phantastischen Tanzes drehten.

Während der Baron auf den immer lauter werdenden Tumult, der aus den Stallungen von Belifitzing herüberscholl, lauschte oder zu lauschen schien – und vielleicht auf irgendeine neue, kühne Untat sann, richteten sich seine Blicke unwillkürlich auf das Bild eines riesigen Pferdes von ganz unnatürlicher Farbe, das auf einem Wandteppich als Streitross eines Ritters aus der Familie seines Rivalen abgebildet war. Das Tier stand im Vordergrund des Bildes, unbeweglich und steinern, während ein wenig hinter ihm sein besiegtter Reiter durch den Dolch eines Metzengerstein getötet wurde.

Um Friedrichs Lippen zog sich ein teuflischer Ausdruck, als er bemerkte, welche Richtung sein Blick unfreiwilligerweise genommen. Er wandte die Augen nicht ab, obwohl ganz plötzlich eine unerklärliche, würgende Angst wie ein kaltes Leichentuch um ihn zusammenschlug. Er fühlte sich vollständig wach, versuchte aber, diese unerklärlichen Gefühle als Traumempfindungen hinzustellen. Doch je länger er das Bild betrachtete, desto mehr geriet er in seinen Bann, desto unmöglicher wurde es ihm, seine Blicke von den Gestalten loszureißen, deren Anblick ihn zu lähmen schien. Aber als das Getöse draußen plötzlich ganz besonders heftig ward, machte er, fast mit Bedauern, eine gewaltsame Anstrengung und wandte

seine Aufmerksamkeit einer roten Lichtgarbe zu, die aus den brennenden Stallungen in sein Fenster fiel.

Doch nur für einen Augenblick; dann richteten sich seine Augen fast unwillkürlich wieder auf das Wandbild. Mit Entsetzen bemerkte er, dass der Kopf des Schlachtrosses seine Lage verändert hatte. Der Hals des Tieres, der vorher wie voll Mitleid starr nach seinem am Boden liegenden Herrn gewandt war, hatte sich jetzt in seiner ganzen Länge auf den Baron zu ausgestreckt. Die Augen, die eben noch unsichtbar gewesen, blickten nun mit einem wilden, fast menschlichen Ausdruck vor sich hin und leuchteten in seltsamem, glühendem Rot, während die auseinandergezerrten Lippen des offenbar wütenden Tieres widerwärtige Totenzähne sehen ließen.

Gefasst von jähem Schreck wankte der junge Fürst der Türe zu. Als er sie öffnen wollte, sprühte ein Strahl roten Lichtes in den Saal und zeichnete seinen grellen Widerschein auf die schwankende Wandbekleidung. Der Baron zögerte einen Augenblick auf der Schwelle und sah mit Schaudern, dass der Strahl gerade auf das Bild des triumphierenden Mörders des Ritters von Berlifitzing fiel und sich ganz genau mit den Umrissen der Gestalt des Siegers deckte.

Um seines Schreckens Herr zu werden, eilte der Baron ins Freie. Am Haupteingange des Palastes traf er drei seiner Stallknechte, die mit großer Mühe und Lebensgefahr versuchten, die wilden Sprünge eines riesigen, feuerroten Rosses zu bändigen.

„Wem gehört das Pferd? Wo habt ihr es her?“ keuchte der junge Metzengerstein mit entsetzter, heiserer Stimme, denn er hatte das wütende Tier sofort als das vollkommene Gegenstück zu dem geheimnisvollen Streitross auf dem Wandteppich erkannt. „Es gehört Ihnen, Herr Baron“, antwortete einer der Knechte, „wenigstens macht kein anderer Anspruch auf das Tier. Wir haben es eingefangen, als es, vor Wut schnaubend und feuersprühend, aus den brennenden Stallungen von Berlifitzing entflohen, und da wir annahmen, dass es zum Gestüt der ausländischen Pferde des alten Grafen gehöre, brachten wir es ihm zurück. Aber die Dienerschaft behauptet, sie hätten kein Recht auf das Tier, was um so sonderbarer ist, da es noch Spuren an sich trägt, die beweisen, dass es nur mit Mühe den Flammen entkommen ist.“

„Auf der Stirn sind ihm auch ganz deutlich die Buchstaben W. v. B. eingegraben“, bemerkte ein anderer Knecht, „und obwohl ich sagte, dass es nur die Anfangsbuchstaben von ›Wilhelm von Berlifitzing‹ sein können, behaupteten doch alle auf dem Schloss, sie hätten das Pferd nie gesehen.“

„Äußerst sonderbar“, erwiderte der junge Baron in tiefem Sinnen und hörte offenbar selbst nicht, was er sagte, – „es ist wirklich ein sonderbares Tier – ein wunderbares Tier, trotz seines bössartigen, unbezähmbaren Wesens! Ich will es behalten“, fügte er nach einer Pause hinzu, „vielleicht kann ein Reiter wie Friedrich von Metzengerstein selbst den Teufel aus dem Stalle des Berlifitzing bändigen.“

„Sie täuschen sich, Herr Baron! Das Pferd stammt nicht aus den Ställen des Grafen. Wir kennen unsere Pflicht zu gut und hätten es in diesem Falle nicht vor eine so hohe Persönlichkeit der Familie Metzengerstein gebracht.“

„Das glaube ich allerdings auch“, bemerkte der Baron trocken.

In diesem Augenblick stürzte der Kammerdiener Friedrichs mit hochgerötetem Antlitz eilends herbei. Er flüsterte seinem Herrn ins Ohr, eben sei plötzlich in einem Zimmer, das er genau bezeichnete, ein Stück Wandbekleidung verschwunden. Er erzählte den Vorfall umständlich, aber so leise, dass keiner der neugierigen Stallknechte ein Wort erhaschen konnte.

Den jungen Friedrich schien dieser Bericht in seltsamer Weise zu erregen. Doch erlangte er bald wieder vollständige Herrschaft über sich und gab mit einem Ausdruck entschlossener Bosheit kurz den Befehl, das fragliche Zimmer zu verschließen und ihm den Schlüssel zu überbringen.

„Haben Sie schon von dem schrecklichen Tode des alten Berlifitzing gehört?“ fragte ihn einer seiner Vasallen, nachdem der Diener ihn verlassen, und das wilde Ungeheuer, das er sich eben angeeignet, in verdoppelter Wut mit wilden Sprüngen die Allee hinunterjagte, die zu seinen Stallungen führte.

„Nein“, antwortete der Baron und wandte sich brüsk zu dem Sprecher um; „tot, sagst du?“

„Ja, so ist es, Herr Baron; und ich glaube, einem Edlen Ihres Namens kann diese Nachricht nicht gar zu unangenehm sein.“

Ein rasches Lächeln schoss über das Gesicht des Barons: „Wie starb er?“

„Bei seinen unvernünftigen Bemühungen, einen Teil seiner geliebten Pferde zu retten, kam er elend in den Flammen um.“

„Wahr-haf-tig?“ rief der Baron, als würde ihm langsam irgend etwas Geheimnisvolles klar.

„Wahrhaftig!“ wiederholte der Vasall.

„Schrecklich!“ sagte der junge Mann ruhig und ging gelassen zum Palast zurück. –

Von dieser Zeit ab vollzog sich in dem Benehmen des ausschweifenden Barons eine auffallende Veränderung. Er machte jede Erwartung zunichte und durchkreuzte die Pläne mancher schlaun Mutter. Seine Lebensgewohnheiten wichen noch mehr wie früher von denen der benachbarten Aristokratie ab. Man sah ihn nie außerhalb der Grenzen seines eigenen Besitztums, nie mit einem Gefährten – wenn man dem unnatürlichen, wilden, feuerfarbenen Ross, das er von jetzt ab täglich ritt, nicht ein geheimnisvolles Recht auf diesen Titel zugestehen will.

Die Nachbarschaft schickte noch lange Zeit hindurch zahlreiche Einladungen. „Wird der Baron unser Fest mit seiner Gegenwart beehren?“ „Wird der Baron mit uns auf die Eberjagd gehen?“ – „Metzengerstein kommt nicht!“ „Metzengerstein jagt nicht!“ waren seine kurzen hochmütigen Antworten.

Diese wiederholten Beleidigungen konnte sich der stolze Adel nicht gefallen lassen. Die Einladungen wurden weniger herzlich, weniger häufig – zuletzt blieben sie ganz aus. Die Witwe des unglücklichen Grafen Berlifitzing sprach sogar einmal den Wunsch aus, „der Baron möge verdammt sein, zu Hause zu weilen, wenn er nicht wolle, da er die Gesellschaft von seinesgleichen verschmähe; und reiten zu

müssen, wenn er keine Lust habe, da er ihnen allen ein Pferd vorzöge“. Diese Verwünschung war ohne Zweifel nichts als der alberne Ausbruch einer ererbten, langjährigen Abneigung und beweist nur, wie seltsam unsinnig unsere Worte oft werden, wenn wir sie besonders nachdrücklich wirken lassen wollen.

Die Gutmütigen schrieben diese Veränderung im Betragen des jungen Edelmannes dem nur zu natürlichen Kummer über den vorzeitigen Tod seiner Eltern zu und schienen die wüsten, ausschweifenden Tage, die diesem Verlust unmittelbar gefolgt waren, ganz zu vergessen. Andere erklärten die Veränderung jedoch aus einer übertriebenen Auffassung seiner Wichtigkeit und Würde. Wieder andere, unter ihnen der Hausarzt, sprachen offen von morbider Melancholie und erblicher Belastung, während im Volke noch schlimmere, zweideutigere Vermutungen laut wurden.

In der Tat: die krankhafte Zuneigung des Barons zu seinem neuerworbenen Reitpferde, die nach jedem Beweis von der wilden, dämonischen Gemütsart des Tieres nur zu wachsen schien, musste bald allen vernünftigen Menschen unnatürlich und grässlich erscheinen.

Am hellen Mittag, in toter Nachtstunde – gesund oder krank – bei ruhigem Wetter oder im Sturm – saß der junge Metzengerstein wie angewachsen im Sattel des ungeheueren Pferdes, dessen unzählbare Wildheit so gut mit seinem eigenen Wesen übereinstimmte.

Noch manch anderer Umstand gab in Anbetracht der jüngstvergangenen Ereignisse der Manie des Reiters für sein fürchterliches Ross einen geisterhaften, unheimlichen Charakter. Man hatte den Raum, den das Tier in einem einzigen Sprunge zurückgelegt, nachgemessen und gefunden, dass er die tollsten Vermutungen um ein Erstaunliches übertraf. Der Baron hatte dem Tier auch keinen Namen gegeben, obgleich alle übrigen Pferde seines Stalles durch charakteristische Benennungen unterschieden waren. Sein Stall war von den übrigen getrennt, und kein Stallknecht, nur der Eigentümer selbst, wagte sich hinein. Es wurde auch bekannt, dass die drei Knechte, die das Untier nach seiner Flucht vor der Feuersbrunst mit Schlingen eingefangen hatten, nicht behaupten konnten, während dieses gefährlichen Kampfes oder nachher den Körper des Tieres mit der Hand berührt zu haben. Beweise besonderer Intelligenz bei einem edlen, heißblütigen Pferde sind nichts Seltenes und Aufregendes; doch hier ereignete sich mancherlei, das selbst die skeptischsten und phlegmatischsten Geister zum Nachdenken gebracht hätte. Man erzählte, dass manchmal ein ganzer mutiger Volkshaufe schreckensvoll vor seinem bedeutsamen, wilden Stampfen zurückgewichen –; dass der junge Metzengerstein einst totenblass vor dem scharfen, forschenden Ausdruck seines ernsten, menschlichen Auges geflohen sei.

Unter der gesamten Dienerschaft des Barons befand sich nicht einer, der die ungewöhnliche Zuneigung, die der Herr seinem feurigen Pferde zugewendet, angezweifelt hätte: nicht einer – außer seinem missgestalteten kleinen Pagen, dessen Hässlichkeit jedermann belästigte und dessen Worte so wenig beachtenswert waren wie nur möglich. Er war unverfroren genug zu behaupten – eigentlich ist es kaum der Mühe wert, seine Worte zu wiederholen –, sein Herr stiege nie ohne einen unerklärlichen, kaum unterdrückbaren Schauer in den Sattel und komme nie von

den gewohnten langen Ritten zurück, ohne dass ein Ausdruck triumphierender Bosheit jede Muskel seines Gesichtes anspanne.

In einer stürmischen Nacht erwachte Metzengerstein aus einem schweren Schläfe, stürzte wie ein Wahnsinniger aus seinem Zimmer, bestieg das Pferd und sprengte in wildem Lauf in den nahen, unwegsamen Wald.

Man war an dergleichen Ereignisse gewöhnt und schenkte ihnen an sich weiter keine Aufmerksamkeit; doch erwartete die Dienerschaft den Herrn mit großer Angst zurück, als nach einigen Stunden die festgegründeten, wundervollen Gebäude des Palastes Metzengerstein unter der Glut einer dichten, bleichen, unermesslichen Feuermasse zu krachen und zu wanken begannen.

Die Feuersbrunst hatte, als man sie bemerkte, schon so vollständig Besitz von den Gebäuden ergriffen, dass man alle Löschversuche als nutzlos aufgeben musste.

Die erschreckte Volksmenge stand müßig, ja in fast stumpfsinniges Staunen versunken, in der Runde umher, als ein neues, schreckliches Ereignis ihre Aufmerksamkeit erregte. Auf der langen Allee uralter Eichen, die vom Haupteingang des Schlosses bis an den Waldrand reichte, erschien ein Ross, das wilder wie der Dämon des Sturmes selbst heranraste und einen Reiter trug, dessen Kleider in Fetzen, vom Unwetter zerrissen herabhingen.

Er konnte offenbar das Tier in seinem Rasen nicht mehr aufhalten. Die Todesangst, die sein Gesicht verzerrte, die krampfhaften, letzten Anstrengungen seines ganzen Körpers gaben Zeugnis von einem übermenschlichen Kampf; aber außer einem einzigen Schrei kam kein Ton über seine verzerrten Lippen, die er im Übermaß des Entsetzens blutig zernagt hatte. Einen Augenblick lang klangen die Hufschläge scharf und schrill durch das Zischen der Flammen und das Heulen des Windes – dann setzte das Tier mit einem einzigen Sprung über das große Tor und den Graben, raste die wankende Treppe des Palastes empor und verschwand mit seinem Reiter in dem wüsten Wirbelsturm der Flammen.

Die Wut des Sturmes legte sich sofort und eine tote Ruhe folgte. Eine weiße Flamme umhüllte das Schloss wie ein Leichentuch. Und weit hinten, am Horizont, schoss ein Streif übernatürlichen Lichtes jäh hinweg, während eine Rauchwolke sich über der zerstörten Stätte bildete, und über den rauchenden Ruinen lag in der deutlichen Gestalt eines riesigen – Pferdes.

Berenice

*Dicebant mihi sodales, si sepulcrum amicae visitarem,
curas meas aliquantulum fore levatas. (Ebn Zaiat)*

Mein Taufname ist Egaeus; meinen Familiennamen will ich nicht nennen. Doch gibt es im ganzen Land keine Zinnen, die mehr Jahre und Ruhm gesehen als die des düsteren Schlosses meiner Väter. Man hat unsere Familie ein Geschlecht von Geistersehern genannt; und viele Einzelheiten, die an dem Äußeren unseres Stammschlosses auffielen, gaben diesem Glauben eine gewisse Berechtigung; ich denke an die Fresken des Salons, die Wandbekleidungen der Schlafzimmer, die ziselierten Strebepfeiler der Waffenkammer, dann ganz besonders an die Galerie alter Gemälde, an den Eindruck, den das Bibliothekzimmer machte, und endlich an den Inhalt der Bibliothek selbst.

Alle Erinnerungen aus meiner frühen Jugend sind mit diesem Zimmer und seinen Büchern, von denen ich jedoch nichts weiter sagen will, aufs engste verbunden. In diesem Gemach starb meine Mutter. Hier wurde ich geboren. Aber es ist wohl müßig, zu behaupten, dass ich nicht schon vorher gelebt - dass unsere Seele keine Vorexistenz habe. Sie leugnen es? Wir wollen nicht weiter darüber streiten! Ich bin überzeugt und habe kein Verlangen, andere zu überzeugen. Ich bin überzeugt, denn mich begleitet eine Erinnerung an ätherische Formen, an geisterhafter vielsagende Augen, an melodische, traurige Töne - eine Erinnerung, die mich nie verlassen wird, ein Andenken, wie ein Schatten unbestimmt, unbeständig, veränderlich und auch einem Schatten ähnlich in der Unmöglichkeit, mich davon zu befreien, solange die Sonne meiner Vernunft leuchtet.

In diesem Zimmer wurde ich also geboren. Ich kam aus der langen Nacht, die nur scheinbar das Nicht-Dasein ist, in ein Geisterland, in ein Zauberschloss, in die seltsamen Gefilde des Gedankens und klösterlicher Gelehrsamkeit.

Ist es da verwunderlich, dass ich mit erschrockenen, heißen Augen um mich blickte, dass ich mein Knabenalter unter Büchern begrub und meine Jugend an Träumereien verlor?

Seltsam und verwunderlich ist nur, dass, als die Jahre flohen und der volle Mittag meiner Männlichkeit mich noch im Hause meiner Väter fand, die Quellen meines Lebens plötzlich zu versiegen schienen und sich eine vollständige Veränderung in dem Wesen selbst meiner gewöhnlichsten Gedanken vollzog. Die Wirklichkeiten der Welt berührten mich wie Visionen und nur wie Visionen, während die seltsamen Vorstellungen des Traumlandes nicht etwa die Nahrung meines Daseins wurden, sondern einzig und allein dies Dasein selbst!

Berenice und ich waren Geschwisterkinder und wuchsen zusammen in meinem väterlichen Hause auf. Doch entwickelten wir uns verschieden: ich war kränklich und stets in tiefen Melancholien versunken - sie dagegen lebhaft, graziös und von überströmender Lebenskraft. Ich vergrub mich in mein Studierzimmer - sie sprang munter auf den Hügeln und Feldern umher. Ich lebte

nur in meinem Herzen und weihte Körper und Geist den tiefsten, schmerzvollsten Betrachtungen - sie eilte sorglos durch das Leben, ohne an die Schatten auf ihrem Pfade zu denken oder jemals über die schweigsame Flucht der schwarzbeschwingten Stunden zu erschrecken.

Berenice! Berenice! Laut rufe ich ihren Namen, und in wildem Aufruhr flattern auf finsternen Eulenflügeln tausend Gedanken aus den grauen Ruinen der Erinnerung hervor! Und wieder steht sie deutlich vor mir wie in den ersten Tagen ihrer leichtherzigen Fröhlichkeit. Berenice, die strahlende, phantastische Schönheit, die Sylphide in den Gebüschten der heimatlichen Flur, die Najade ihrer Quellen!

Und dann wurde alles in ihr Geheimnis und Grauen - dann begann eine Geschichte, die man nicht erzählen sollte.

Ein Übel, ein verhängnisvolles Übel überfiel sie wie ein Samum. Vor meinen Augen wurden ihr Körper, ihr Gemüt, die ganze Einheit ihres Wesens eine Beute des grässlichen Zerstörers, der wie ein Vernichter kam und ging! Doch wo blieb sein Opfer? Die Kranke kannte ich nicht - kannte sie nicht als Berenice!

Unter dem zahlreichen Gefolge von Leiden, welche dieser erste furchtbare Aufruhr in dem körperlichen und geistigen Verhalten der Cousine nach sich zog, muss ich eine Art von Epilepsie als eines der traurigsten und hartnäckigsten bezeichnen. Diese ging häufig in vollständigen Starrkrampf über, der alle Merkmale der wirklichen Auflösung an sich trug, obwohl sich die Kranke stets wieder, und zwar ganz plötzlich, von ihm erholte.

Zu gleicher Zeit wuchs mein eigenes Übel erschreckend schnell und bildete sich zu einer Monomanie aus, die sich auf ganz neue, außerordentliche Weise äußerte. Von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute wurde sie stärker und errang zuletzt eine unbeschränkte Herrschaft über mich. Diese Monomanie bestand in einer krankhaften Reizbarkeit jener geistigen Fähigkeit, welche die psychologische Wissenschaft unter dem Ausdruck »die Fähigkeit zur Aufmerksamkeit« begreift. Man wird mich höchstwahrscheinlich nicht verstehen, denn ich fürchte, es wird auf keine Art und Weise möglich sein, einen genauen Begriff von der Innerlichkeit des nervösen Interesses zu geben, mit welchem ich mich auf die Betrachtung der außergewöhnlichsten Gegenstände des Weltalls warf und in diese vergrub.

Ich konnte stundenlang und unermüdlich über irgendeine kindische, oberflächliche Bemerkung am Rand oder im Text eines Buches nachsinnen. Zuweilen wurde ich den größten Teil eines Sommertages ganz von der Betrachtung irgendeines Schattens in Anspruch genommen, der schräg auf die Tapete oder den Fußboden fiel. Es war möglich, dass ich mich eine ganze Nacht hindurch in den Anblick der ruhigen Flamme einer Lampe oder der Glut eines Kohlenfeuers verlor oder ganz monoton ein alltägliches Wort so lange wiederholte, bis sein Klang jeden Sinn für mich verloren hatte. Manchmal erstickte ich auch in mir jedes Gefühl körperlichen Daseins durch eine hartnäckig fortgesetzte, vollkommene Ruhe..

Das sind einige der häufigsten und harmlosesten Abirrungen meines kranken Geistes. Vielleicht erscheinen sie nicht ganz ohne Beispiel - jedenfalls spotten sie jeder Erklärung.

Doch möchte ich nicht missverstanden werden. Diese ungebührlich tiefe, krankhafte Aufmerksamkeit, welche von an sich ganz unbedeutenden Dingen erregt wurde, darf nicht mit dem natürlichen Hang zum Grübeln verglichen werden, den alle Menschen mehr oder weniger verspüren und dem sich ganz besonders Personen mit lebhafter Phantasie oft überlassen. Meine Krankheit war nicht, wie es vielleicht scheinen könnte, der äußerste Ausdruck dieser Neigung, sondern etwas von ihr ursprünglich und wesentlich Verschiedenes. Im ersten Fall wird der Träumer, der Schwärmer, gewöhnlich durch einen nicht alltäglichen, nicht banalen Gegenstand angeregt, und in einer Wildnis von Deduktionen und Suggestionen, die ihm derselbe auf zwingt, verliert er unbemerkt diesen Gegenstand selbst aus den Augen, so dass er schließlich, am Ende seiner Träume, die für ihn selbst übrigens meist angenehm, wollüstig angenehm sind, die erste Ursache seines Nachdenkens verloren und vergessen hat. In meinem Fall jedoch war der Ausgangspunkt stets unbedeutend, obwohl er durch das Medium meiner krankhaften Anschauung eine scheinbare Wichtigkeit erhielt. Nur äußerst selten gab ich mich irgendwelchen Folgerungen hin; und wenn es einmal der Fall war, kehrten sie stets wieder mit Hartnäckigkeit auf ihren Ausgangspunkt zurück.

Die Betrachtungen waren niemals angenehm; und zum Schluss war mir die erste Ursache der Grübelei nicht entschwunden, sondern hatte in mir eben jenes unheimliche, unnatürlich gesteigerte Interesse erregt, das als das eigentliche Merkmal meines Übels anzusehen ist.

Kurz also: die Fähigkeit des Geistes, die bei mir krankhaft reizbar war, bestand, wie ich schon sagte, in einer *Fähigkeit zur Aufmerksamkeit*, während bei dem gewöhnlichen Träumer die *Gabe der Betrachtung in Tätigkeit* tritt.

Wenn die Bücher, die ich in jener Epoche las, das Übel auch nicht gerade erregten, so steigerte ihr mystischer und zuweilen wenig logischer Inhalt, der mich zu immer neuem Grübeln trieb, meine Krankheit doch in beängstigender Weise. Ich erinnere mich unter anderem noch sehr genau der Abhandlung des edlen Italieners Coelius Secundus Curio ›De Amplitudine Beati Regni Dei‹, des großen Werkes des heiligen Augustinus ›Der Gottesstaat‹ und Tertullians ›De Carne Christi‹, in welchem sich der paradoxe Ausspruch findet, der mich mehrere Wochen lang in schwerem, fruchtlosem Nachdenken gebannt hielt: ›Mortuus est Dei filius; credibile est quia ineptum est; et sepultus resurrexit; certum et quia impossibile est.‹ -

Mein Geist, den so unbedeutende Dinge aus dem Gleichgewicht bringen konnten, mochte wohl Ähnlichkeit mit jenem Meeresfelsen haben, von dem Ptolemäus Hephestion erzählt, dass er aller menschlichen Gewalt, ja dem wilden Ansturm der Elemente widerstand, doch in seinen Grundfesten erbebt, wenn man ihn mit der Blume Asphodill berührte. So wird nur ein oberflächlicher Denker glauben können, dass ich über die Verwüstungen, die das unglückselige Leiden in dem seelischen Zustand Berenicens angerichtet hatte, in meiner

krankhaften Art nachgegrübelt hätte. Tatsächlich war dies durchaus nicht der Fall.

In meinen klaren Augenblicken empfand ich wohl sehr viel Kummer über ihr Unglück; der Gedanke an den vollständigen Schiffbruch, den ihr schönes, heiteres Leben erlitten, schnitt mir tief ins Herz, und ich dachte oft und mit Bitterkeit über die bösen Zauberkräfte nach, die eine so grauenhafte Umwandlung bewirken konnten. Doch hatten diese Reflexionen nichts von der Idiosynkrasie meines Übels an sich und mochten in dieser Gestalt unter ähnlichen Umständen wohl an allen Menschen angestellt werden. Mein krankes Grübeln beschäftigte sich vielmehr mit den weniger wichtigen, aber vielleicht auffallenderen Veränderungen, die sich in der körperlichen Erscheinung Berenicens vollzogen hatten - mit der sonderbaren und erschreckenden Verzerrung ihres äußeren Wesens.

Ich wusste bestimmt, dass ich sie in den strahlenden Tagen ihrer unvergleichlichen Schönheit nicht geliebt hatte. Die seltsame Anomalie in meinem Dasein ließ meine Gefühle *niemals* dem Herzen, ließ meine Leidenschaften *stets* dem Gedanken entspringen. In früher, grauer Morgendämmerung, zu Mittag unter den zitternden Schatten des Waldes, des Nachts in der Stille meines Bibliothekzimmers war sie vor meinen Augen erschienen: nicht als die lebende, atmende Berenice, sondern als die Berenice eines Traumes; nicht als ein irdisches Wesen von Fleisch und Blut, sondern als die Abstraktion eines solchen Geschöpfes, nicht als ein Gegenstand der Bewunderung, sondern als ein Objekt der Analyse, nicht als ein Wesen, geschaffen zur Liebe, sondern als Thema sinn- und planlosen Nachdenkens. Und nun - nun erbebte ich in ihrer Gegenwart, nun erblasste ich, wenn sie sich mir näherte, und plötzlich ward mir bewusst, dass sie mich seit langem liebte, und ich sprach ihr in einer bösen Stunde trotz ihres zerfallenen, trostlosen Zustandes von Heirat.

Der Tag, den wir für die Hochzeit festgesetzt hatten, nahte heran. Ich saß an einem Winternachmittag - es war ein sonderbar ruhiges, nebeliges, warmes Wetter - in meinem Bibliothekzimmer und glaubte mich allein. Doch als ich meine Augen erhob, sah ich Berenice vor mir stehen.

Lag es an meiner übererregten Phantasie - oder an dem Einfluss der Nebelluft, an der unbestimmten Dämmerung im Zimmer, an der dunklen Kleidung, die sie in langen Falten umhüllte, dass mir ihre Umriss so schwankend und undeutlich erschienen? Ich vermag es nicht zu entscheiden. Vielleicht war sie während ihrer Krankheit gewachsen!? Sie sagte kein Wort, und ich - hätte nicht für die Welt eine Silbe sprechen können. Ein Schauer durchfuhr meinen Körper; ein Gefühl unerträglicher Angst bedruckte mich; eine verzehrende Neugierde rang sich in meiner Seele hoch; ich sank in meinen Stuhl zurück und verharrte eine Zeit lang regungslos, atemlos, die Blicke fest auf Berenice gerichtet. Ach, wie erschreckend sie abgemagert war! Ich konnte keine Spur des früheren Wesens auch nur im flüchtigsten Umriss wiedererkennen.

Meine wilden Blicke fielen endlich auf ihr Gesicht: die Stirn war hoch, sehr bleich und sonderbar ruhig. Ihr früher pechschwarzes Haar fiel zum Teil über die

Stirn und beschattete die hohlen Schläfen mit zahllosen Locken von schreiend gelber Farbe, deren phantastischer Anblick grausam gegen die müde Trauer ihrer Züge abstach. Die Augen waren ohne Leben und Glanz und scheinbar ohne Pupillen, und unwillkürlich schrakten meine Blicke vor ihrem gläsernen Starren zurück und betrachteten ihre dünnen, zusammengeschrumpften Lippen. Sie teilten sich, und mit einem besonderen, bedeutsamen Lächeln enthüllten sich die Zähne der also veränderten Berenice. Wollte Gott, dass ich sie nie gesehen hätte oder dass ich nach ihrem Anblick gestorben wäre!

Das Geräusch einer sich schließenden Tür schreckte mich empor: ich gewahrte, dass meine Cousine das Zimmer wieder verließ. Doch das weiße Gespenst ihrer Zähne war aus meinem Gehirn nicht zu bannen, nicht fortzutreiben. Jedes Fleckchen auf deren Oberfläche, jede Tönung auf deren Email, jede Ausbuchtung an der Schneide hatte ihr flüchtiges Lächeln meinem Gedächtnis unauslöschlich eingebrannt! Ich sah sie *jetzt* sogar deutlicher, als ich sie *soeben* gesehen, diese Zähne! - Diese Zähne! - Sie waren hier - und waren dort - und überall, sichtbar, greifbar vor mir: lang, schmal und außerordentlich weiß. Bleiche Lippen zogen sich um sie herum, genau wie in dem schrecklichen Augenblick, da ich sie zuerst gesehen! Dann überfiel mich meine krankhafte Einbildungssucht mit wilder Wut, und vergebens kämpfte ich gegen ihre unerklärliche, unwiderstehliche Gewalt! Unter den zahllosen Gegenständen der äußeren Welt hatte ich nur noch Gedanken für diese Zähne. Nach ihnen trug ich ein wahnsinniges Verlangen. Alle Erscheinungen der Welt, alle Interessen des Lebens wurden davon aufgesogen. Sie - sie allein waren meinem inneren Auge gegenwärtig, ihr Wesen wurde zum alleinigen Inhalt meines Gedankenlebens. Ich betrachtete sie von jedem Gesichtspunkt, von jeder Seite aus. Ich studierte ihre besonderen Merkmale, ich sann über ihre Eigentümlichkeiten nach, ich grübelte über ihre Ähnlichkeit untereinander. Ich forschte nach den Veränderungen, denen sie unterworfen waren. Und als ich ihnen in meiner Vorstellung Gefühlskraft und Ausdrucksfähigkeit auch ohne den Beistand der Lippen zuschreiben musste, da schauderte ich! Von Mademoiselle Salle hat man sehr bezeichnend gesagt: ›Que tous ses pas étaient des sentiments‹, und von Berenice glaube ich viel fester, *dass alle ihre Zähne Ideen* seien. Ideen! War das der idiotische Gedanke, der mich zugrunde richten sollte? Ideen!?! Beehrte ich sie wohl deshalb so wahnsinnig? Ich fühlte, dass nur ihr Besitz allein mir jemals Frieden, jemals den Verstand zurückgeben konnte.

So senkte sich der Abend auf mich herab, und die Dunkelheit der Nacht kam, blieb und verschwand wieder - ein neuer Tag erschien, und die Nebel einer zweiten Nacht schlugen um mich zusammen - und noch immer saß ich regungslos in meinem einsamen Zimmer - noch immer saß ich in Betrachtungen versunken - noch immer übte das Gespenst der Zähne seine schreckliche Macht und schwebte mit lebendiger, grässlicher Deutlichkeit da und dort durch die wechselnden Lichter und Schatten des Zimmers. Endlich brach in meine Träume ein Schrei des Entsetzens und der Furcht, dem nach einer Pause trostlose Stimmen und banges, schmerz erfülltes Seufzen folgten. Ich erhob mich von meinem Sitz, öffnete die Tür des Bibliothekszimmers und fand im Vorraum eine Dienerin, die mir tränenüberströmt verkündete, dass Berenice nicht mehr sei!

Am frühen Morgen hatte ein Epilepsie-Anfall sie heimgesucht. Nun, bei Anbruch der Nacht, waren die Vorbereitungen zur Bestattung beendet, und das Grab erwartete seinen Bewohner. -

Ich fand mich in der Bibliothek wieder. Allein. Es schien mir, als sei ich eben aus einem verwirrten, aufgeregten Traume erwacht. Ich wusste, dass es Mitternacht war und dass man nach Sonnenuntergang Berenice begraben hatte. Doch besaß ich keine Vorstellung von dem, was sich in der Zwischenzeit zugetragen hatte. Meine Erinnerung daran war ein Gefühl wie Schrecken, den seine Unbestimmtheit nur grausiger, wie Entsetzen, das seine Gegenstandslosigkeit nur noch grässlicher machte. Es war eine fürchterliche Stunde meines Lebens, angefüllt mit nebelhaften, unaussprechlichen, scheußlichen Erinnerungen. Ich bemühte mich, die Wirklichkeit zu erkennen, die ihnen zugrunde lag; vergebens! Von Zeit zu Zeit drang der schrille, durchdringende Schrei einer Frauenstimme wie das Gespenst eines verwehten Tones an mein Ohr. Ich hatte eine Tat vollbracht - doch welche? Laut stellte ich mir diese Frage, und das flüsternde Echo des Zimmers antwortete mir: - ›doch welche?‹ Neben mir auf dem Tisch brannte eine Lampe, und ihr zur Seite stand eine kleine Kiste aus Ebenholz. Es war nichts Besonderes an ihr, und ich hatte sie schon oft gesehen, denn sie gehörte unserem Hausarzt. Aber wie kam sie da auf meinen Tisch, und weshalb schauderte ich, als ich sie erblickte? Doch - es war wohl nicht der Mühe wert, darüber nachzudenken! Meine Blicke wandten sich ab und fielen auf ein offenes Buch und eine Sentenz in demselben, die jemand unterstrichen hatte. Es waren die sonderbaren, aber einfachen Worte des Dichters Ebn Zaiat: ›Dicebant mihi sodales, si sepulcrum amicae visitarem, curas meas aliquantulum fore levatas.‹ Wie kam es, dass sich beim Lesen dieses Satzes mein Haar emporsträubte, dass mein Blut in den Adern erstarrte?

Man klopfte leise an die Tür des Bibliothekszimmers, und bleich wie ein dem Grabe Entstiegener kam ein Diener auf den Zehenspitzen herein. Seine Blicke waren schreckverwirrt, und er sprach mit leiser, zitternder, erstickter Stimme. Was sagte er mir? - Ich vernahm nur Bruchstücke. Er sprach von einem grässlichen Schrei, der das Schweigen der Nacht unterbrochen hatte - sagte, dass die Dienerschaft zusammengelaufen sei und in der Richtung des Tones gesucht habe. Dann wurde seine Stimme gellend deutlich - er redete von der Schändung des Grabes, von dem entstellten, aus den Leichentüchern gerissenen Körper, der noch stöhnte, noch pulsierte, *noch lebte!*

Er deutete auf meine Kleider sie waren mit Kot und Blut beschmutzt. Er sprach nicht, sondern ergriff sanft meine Hand, sie trug die Male menschlicher Nägel. Er richtete meine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, der an der Wand lehnte - es war ein Spaten. Mit einem Schrei stürzte ich zum Tisch und ergriff die Ebenholzkiste. Ich hatte nicht die Kraft, sie zu öffnen, sie glitt aus meiner zitternden Hand, fiel schwer zu Boden und sprang entzwei; mit Gerassel rollten einige zahnärztliche Instrumente heraus und zweiunddreißig kleine, weiße, wie Elfenbein schimmernde Gegenstände, die sich auf dem Fußboden verstreuten ...

Eiros und Charmion

Eiros Warum nennst du mich Eiros?

Charmion So wirst du von jetzt ab immer genannt werden. Du musst auch meinen irdischen Namen vergessen und mich Charmion nennen.

Eiros Und es sind also nicht Träume um mich?

Charmion Träume gibt es für uns nicht mehr – doch von diesen Geheimnissen wollen wir später reden! Ich freue mich, dich so voll Leben und Vernunft wiederzusehen. Der trübe Hauch des Schattenreiches hat sich schon von deinen Augen gehoben; fasse Mut und fürchte nichts. Die Tage der Erstarrung, die dir beschieden waren, wie jedem, sind vorüber, und morgen werde ich dich selbst in die vollkommenen Freuden und in die großen Wunder deines neuen Daseins einführen.

Eiros Wahrhaftig, ich fühle keine Erstarrung mehr – keine! Der seltsame Schwindel ist gewichen, und die schreckliche Dunkelheit ist von mir abgefallen; ich höre nicht länger jenes sinnlos rauschende, schreckliche Getön „gleich der Stimme vieler Wasser“. Und doch, Charmion, sind meine Sinne durch die überwältigenden Eindrücke dieses neuen Lebens noch ganz verwirrt.

Charmion In wenigen Tagen wird auch das verschwinden, doch verstehe ich dich sehr gut und fühle mit dir. Zehn irdische Jahre sind verflossen, seit ich erfuhr, was du jetzt erfährst; und ich erinnere mich aller meiner Empfindungen wohl. Du hast nun den letzten Schmerz erduldet, den du im Eden erdulden wirst.

Eiros Im Eden?

Charmion Im Eden!

Eiros O Gott! – habe Mitleid mit mir, Charmion! Ich erliege der majestätischen Macht der Dinge – dem Unbekannten, Nun-Enthüllten – der Zukunft, die, bis jetzt bloß Mutmaßung, nun mit der erhabenen, gewissen Gegenwart eins geworden ist.

Charmion Überlasse dich jetzt nicht solchen Gedanken! Morgen wollen wir davon reden. Dein Geist liegt noch in Schauern, und seine Erregung wird sich am besten durch einfache Erinnerungen beruhigen. Blicke weder um dich noch vorwärts, sondern zurück. Ich brenne vor Ungeduld, die Einzelheiten jenes erstaunlichen Ereignisses zu vernehmen, das dich zu einem der Unsrigen machte. Erzähle mir von ihm. Lass uns in der heimischen Sprache jener Welt, die so schrecklich unterging, von vertrauten Dingen reden.

Eiros Schrecklich! Schrecklich! Das war wirklich kein Traum?

Charmion Träume gibt es nicht mehr. – Wurde ich sehr beweint, mein Eiros?

Eiros Beweint, Charmion? – Oh, schmerzlich wurdest du beweint! Bis zu jener letzten Stunde hing über all den Deinen eine Wolke tiefer Traurigkeit, erdentrücker Verdüsterung.

Charmion Und jene letzte Stunde selbst – sprich mir von ihr! Erwähne dich, dass ich nichts weiß, als die bloße Tatsache der Katastrophe. Als ich aus den Reihen der Lebenden durch das Grab in die Weltennacht wandelte, ahnte die Menschheit, wenn ich mich recht erinnere, noch nichts von der Zerstörung, die so bald über sie

kommen sollte. Allerdings hatte ich mich nur sehr wenig mit der spekulativen Philosophie jener Zeit befasst.

Eiros Die Katastrophe kam, wie du richtig andeutest, durchaus unerwartet; doch waren analoge Phänomene schon oft von den Astronomen in Betrachtung gezogen worden. Ich brauche dir wohl kaum zu sagen, meine Freundin, dass die Menschen, als du uns verließest, zu der Ansicht gekommen waren, die Stellen der Heiligen Schrift, welche von der endgültigen Zerstörung aller Dinge durch Feuer reden, bezögen sich nur auf den Erdball allein. Doch was die unmittelbare Ursache der Zerstörung betritt, so war man auf falschen Bahnen, seit die astronomische Wissenschaft bewiesen, dass die Kometen nicht jene gefährlichen Feuerkörper seien, für die sie gegolten. Man wusste, dass diese Körper nur von sehr mittelmäßiger Dichtigkeit sind, und hatte beobachtet, wie durch sie die Satelliten des Jupiter hindurchgegangen waren, ohne eine merkbare Veränderung in ihrer Masse oder ihrer Bahn zu verursachen. Wir betrachteten diese Wanderer seit langem als Nebelformationen von ungreifbarer Dünnhheit, die unserem massiven Erdball selbst im Falle eines Zusammenstoßes keinen Schaden zufügen könnten. Man fürchtete also einen solchen Zusammenstoß durchaus nicht, denn man kannte die Elemente der Kometen genau. Dass wir bei ihnen die Ursache der angedrohten Zerstörung durch Feuer zu suchen hätten, war schon seit langen Jahren als unhaltbare Idee verworfen worden. Aber seltsame Phantasien und wunderbare Vorstellungen waren in den letzten Tagen unter den Menschen erwacht, und obgleich nur wenige Unwissende wirkliche Furcht empfanden, als die Astronomen einen neuen Kometen anzeigten, so wurde doch diese Nachricht auch im allgemeinen mit unbestimmter Aufregung und unerklärlichem Misstrauen entgegengenommen.

Die Elemente des unbekanntes Gestirns wurden sofort berechnet, und alle Beobachter erkannten gleich, dass sein Weg es in fast unmittelbare Nähe der Erde bringen würde. Zwei oder drei Astronomen von mittelmäßiger Bedeutung behaupteten mit Bestimmtheit, dass ein Zusammenstoß unausbleiblich sei. Die Wirkung, die diese Mitteilung auf die Menschheit hatte, kann ich dir nicht beschreiben. Ein paar Tage lang wollte ich ihr so lange nur mit weltlichen Betrachtungen beschäftigter Verstand diesem Ausspruche keinen Glauben schenken. Aber wenn es sich um das Leben handelt, verstehen auch bald die beschränktesten Geister, die Wichtigkeit solcher Fragen.

Schließlich mussten alle Menschen einsehen, dass die Astronomen richtig beobachtet hatten – und nun erwartete man den Kometen. Anfangs nahte er nur sehr langsam, sein Anblick bot nichts Ungewöhnliches. Er war von glanzlosem Rot und hatte einen kaum wahrnehmbaren Schweif. Sieben oder acht Tage lang bemerkten wir kein Anwachsen seines Durchmesser, nur seine Farbe erlitt eine leichte Veränderung. Doch stellten die Menschen ihre gewöhnlichen Beschäftigungen ein, da alle Interessen von den unendlich zahlreichen Abhandlungen und Vorträgen der Gelehrten über die Natur der Kometen in Anspruch genommen wurden. Selbst die unwissendsten unter den Menschen bemühten sich, ihrem trägen Geiste die Erkenntnis der Astronomen zu eigen zu machen. Die Gelehrten jedoch suchten nur mit dem Aufgebot ihrer ganzen Intelligenz, ihrer ganzen Seelenkraft – nicht die Furcht zu zerstreuen oder gar irgendeine Lieblingstheorie aufrecht zu erhalten – nein, sie suchten vielmehr Wahrheit, nur Wahrheit! Sie lechzten nach ihr – riefen laut

nach vollkommener Erkenntnis. Da enthüllte sich denn auch die Wahrheit in ihrer strengen Reinheit und allherrschaftlichen Macht, und die Weisen neigten das Haupt und beteten an.

Die Ansicht, dass unser Erdball oder seine Bewohner bei dem gefürchteten Zusammenstoß zu Schaden kommen könnten, wurde von den Gelehrten, die in dieser Zeit den größten Einfluss auf das Denken und die Phantasie der Menge hatten, immer bestimmter als irrig erklärt. Es wurde berechnet, dass die Dichtigkeit des Lichtkerns bedeutend geringer sei als die unseres dünnsten Gases; auch betonte man immer wieder, dass die Satelliten des Jupiter durch einen ähnlichen Kometen gegangen seien, ohne im geringsten beschädigt worden zu sein; und gerade dieser Hinweis war geeignet, das erste Entsetzen zu beruhigen, zu beschwichtigen. Die Theologen bestanden jedoch mit Furcht und Eifer auf den Prophezeiungen der Bibel und erklärten sie dem Volke mit einer beispiellosen Geradheit und Einfachheit. Mit einer Leidenschaftlichkeit, die fast zum Glauben zwang, lehrten sie, dass die endgültige Zerstörung der Erde durch Feuer geschehen werde; und dass die Kometen, wie nun alle Menschen wussten, nicht von feuriger Natur seien, war eine Wahrheit, welche sie bis zu einem gewissen Punkte von der Furcht vor der angekündigten Katastrophe befreite. Zu bemerken ist noch, dass die im Volke verbreitete Ansicht, jeder neue Komet bringe Pest oder Krieg über die Erde, diesmal auch nicht ein einziges Mal ausgesprochen wurde, es war, als hätte die Vernunft durch eine plötzliche, krampfhaftige Anstrengung den Aberglauben von seinem Throne gestoßen. Auch die schwächste Intelligenz erstarkte durch ihr angstvoll angespanntes Interesse.

Man suchte mühsam zu erforschen, welche kleinere üble Folgen der Zusammenstoß haben könnte. Die Gelehrten sprachen von leichten geologischen Störungen, wahrscheinlichen Veränderungen im Klima und folglich auch in der Vegetation, von möglichen magnetischen und elektrischen Einflüssen. Viele jedoch waren der Meinung, dass der Komet überhaupt keine sichtbare oder fühlbare Wirkung ausüben werde. Während so die Ansichten hin und her schwankten, kam das Gestirn selbst immer näher, sein Durchmesser wuchs jetzt augenscheinlich, und sein Glanz wurde strahlender. Über die Menschheit ging ein Schauer. Alles wartete –.

Dann traten die allgemeinen Gefühle der Menschen in eine bemerkenswerte neue Phase ein. Der Komet hatte jetzt eine Größe angenommen, welche die aller bekannten ähnlichen Erscheinungen übertraf. Das Volk musste die letzte zögernde Hoffnung, dass die Astronomen sich täuschen könnten, aufgeben und sah das Unheil mit Gewissheit nahen. Das Entsetzen galt nichts Unbestimmtem mehr. Die Herzen der Tapfersten unseres Geschlechtes begannen heftiger zu schlagen. Doch schon nach ein paar Tagen verwandelten sich diese Gefühle in noch weit unerträglichere. Wir konnten den fremden Himmelskörper mit gewohnten Gedanken nicht mehr erfassen. In seiner Erscheinung erinnerte nichts mehr an schon gesehene Phänomene, und dieses Neue versetzte uns in grauenvolle Aufregung. Wir sahen in ihm nicht mehr ein astronomisches Phänomen am Himmel, sondern einen Alp auf unseren Herzen, einen Schatten über unserem Hirn. Mit unbegreiflicher Schnelligkeit hatte er das Aussehen eines gigantischen Flammenmantels angenommen, der sich von Horizont zu Horizont hinspannte.

So verging noch ein Tag, und die Menschheit atmete wieder etwas freier. Offenbar standen wir schon unter dem Einflusse des Kometen, und doch lebten wir noch. Wir empfanden sogar eine ungewöhnliche Elastizität der Glieder, eine auffallende Lebhaftigkeit des Geistes. Die außerordentlich geringe Dichtigkeit des schrecklichen Sternes stand außer allem Zweifel, denn wir konnten durch ihn hindurch die anderen Himmelskörper wahrnehmen. Mittlerweile hatte sich auch unsere Vegetation merklich verändert, und dieser Umstand, den die Gelehrten vorhergesagt hatten, bestärkte unseren Glauben an ihre üblichen, tröstlichen Versicherungen: an jeder Pflanze schoss nämlich mit seltsamer, noch nie gesehener Üppigkeit neues Laub hervor.

Wir verlebten noch einen weiteren Tag, ehe uns der Unstern ganz erreichte. – Es war klar, dass uns sein Kern zuerst berühren werde. Eine immer seltsamere Veränderung hatte sich der Menschen bemächtigt, und das erste Gefühl eines Schmerzes war das aufregende Zeichen zu unbeschreiblichem Wehklagen und Entsetzen. Dies erste Schmerzgefühl wurde durch ein eigentümliches Zusammenziehen der Brust und der Lungen und durch eine unerträgliche Trockenheit der Haut verursacht. Es ließ sich nicht leugnen, dass unsere Atmosphäre die Ursache dieser Erkrankungen sei; die Zusammensetzung der Luft und die Veränderungen, denen sie unterworfen sein musste, wurden nun studiert, und das Resultat der Erforschung ging wie ein elektrischer Strom schneidenden Entsetzens durch die Herzen der Menschen.

Man wusste seit langem, dass die Luft, die uns umgab, eine Zusammensetzung von einundzwanzig Prozent Sauerstoff und neunundsiebzig Prozent Stickstoff war. Der Sauerstoff, die Grundursache jeder Verbrennung, war zur Erhaltung des animalischen Lebens durchaus notwendig und das wichtigste und stärkste Agens in der Natur. Der Stickstoff dagegen war unfähig, animalisches Leben oder Feuer zu speisen. Eine solche Erhöhung der Lebenskräfte, wie wir sie vor einigen Tagen verspürt hatten, konnte nur von einem ganz anormalen Überwiegen des Sauerstoffs in der Atmosphäre herrühren. Die Folgerungen aus dieser Gewissheit, ihre letzten Konsequenzen waren es, die das Entsetzen erzeugt hatten. Was musste geschehen, wenn der Stickstoff erst vollständig aus der Luft verschwunden sein würde? Eine unbesiegbare, verzehrende, allmächtige, weltverschlingende Feuersbrunst!! die vollkommenste Erfüllung der Feuer androhenden, Entsetzen ausbreitenden Prophezeiungen der Heiligen Schrift!! eine Erfüllung bis auf die kleinsten, furchtbarsten Einzelheiten!!

Wie soll ich dir, Charmion, die nun entfesselte wilde Angstraserei der Menschheit schildern? Jene Undichtigkeit des Kometen, die uns anfangs Hoffnung verliehen, war nun Ursache unserer bittersten Verzweiflung. Klar erkannten wir, dass der ungreifbare gasförmige Körper unseren Untergang herbeiführen werde. Noch ein Tag ging hin und nahm den letzten Hoffnungsschimmer mit sich fort. In der veränderten Luft rangen wir qualvoll nach Atem. Das rote Blut tobte stürmisch durch die engen Adern. Wilde Verzweiflungswut ergriff die Menschen, in krampfhafter Angst reckten sie die Hände zum Himmel empor, zitterten und schrien laut um Hilfe. Aber dann kam der Kern des Zerstörers über uns: – selbst hier im Eden schaudere ich, wenn ich zurückdenke und erzählen soll. Ich will kurz sein – kurz, wie der Untergang. Einen Augenblick flammte ein seltsam fahles Licht auf, das alle Dinge

durchdrang. Dann – warfen wir uns vor der unfassbaren Majestät Gottes nieder, Charmion – dann erscholl ein alldurchdringender, brausender Ton, als käme er aus SEINEM Munde, während die ganze Luftmasse, in der wir lebten, zu einer mächtigen Flamme ausbrach, für deren unbeschreibliche Helligkeit und verzehrende Hitze selbst die Engel in dem hohen Himmel ihrer reinen Erkenntnis keinen Namen haben werden. So endete alles.

Der künstliche Mann

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege gegen die Bugaboos und Kikapoos

*Pleurez, pleurez, mes yeux, et fondez vous en eau!
La moitié de ma vie a mis l'autre au tombeau.*

Corneille

Ich weiß nicht mehr genau, wann oder wo ich zuerst die Bekanntschaft des schneidigsten aller Brigade-Generale, des Herrn John A. B. C. Smith, machte. Irgend jemand stellte mich ihm vor – soviel weiß ich bestimmt – bei irgendeiner öffentlichen Zusammenkunft – das ist mir vollständig klar – die zu einem wichtigen Zwecke abgehalten wurde – erinnere ich mich ganz deutlich – an irgendeinem Orte – ganz zweifellos – dessen Namen ich nur leider vergessen habe. Und um die Wahrheit zu gestehen: ich sah der Vorstellung mit einer Art Angst entgegen, die verhinderte, dass die Zeit oder der Ort, da sie stattfand, sich meinem Gedächtnisse einprägte. Ich bin von Natur ein wenig nervös – es ist ein Erbfehler, ich kann nichts dafür. Die geringste Andeutung von Geheimnis, die kleinste Kleinigkeit, die ich nicht ganz genau verstehen kann, versetzt mich sofort in einen bedauernswerten Zustand der Aufregung.

Über der ganzen Person des in Frage stehenden Mannes nun lag etwas Merkwürdiges, ja, ein höchst unerklärliches Etwas, und auch dieser Ausdruck erschöpft das, was ich sagen will, noch nicht vollkommen.

Er war vielleicht sechs Fuß hoch und von machtvолlem, gebietendem Äußern. Ein gewisser Zug von Vornehmheit, der überall zum Vorschein kam, ließ auf beste Erziehung, ja, auf hohe Geburt schließen. Es gewährt mir eine gewisse melancholische Genugtuung, sehr ausführlich zu sein, wenn ich von seiner Erscheinung, seinem ganzen ›äußeren Menschen‹ spreche. Sein Haar hätte einem Brutus Ehre gemacht. Man konnte sich einfach nichts Reicheres, Weicheres, nichts schöner Glänzendes vorstellen. Es war von jetschwarzer Färbung oder vielmehr Nicht-Färbung, wie seine unbeschreiblich schönen Koteletten. Wie Sie mir anmerken, kann ich von diesen letzteren nicht ohne einen gewissen Enthusiasmus geradezu sprechen; sie waren aber auch in der Tat das Vollkommenste, was man sich in der Art denken konnte. Zudem umkränzten und überschatteten sie teilweise einen Mund, der nie seinesgleichen hatte und haben wird. Er umschloss Zähne, deren Gleichmäßigkeit und Glanz an die Grenzen des Erdenklichen reichten. Und bei jeder geeigneten Gelegenheit drang zwischen ihnen eine Stimme hervor, die von größter Klarheit, voller Wohlklang und Kraft war. Auch seine Augen waren prächtig und dabei gut: jedes einzelne von ihnen wog ein ganzes Paar gewöhnlicher Sehorgane auf. Sie waren von tiefem Haselbraun, außerordentlich groß und glänzend und hatten stets jenen interessanten, etwas schiefen Blick, der dem Ausdruck Prägnanz und Kraft verleiht.

Die Büste des Generals war ohne Zweifel die imponierendste, die ich je gesehen. Und stünden hunderttausend Dollars zur Wette – Sie würden in ihrer wundervollen Proportion keinen Fehler entdecken können. Und diese ihre seltene Schönheit wurde noch durch ein Paar Schultern, die jeden marmornen Apollo vor Neid zum Erröten gebracht hätten, aufs beste zum Abschluss gebracht. Ich habe

eine wahre Leidenschaft für schöne Schultern und gestehe, dass ich vorher nie welche gesehen, die ganz und gar tadellos waren. Auch die Arme schienen wunderbar modelliert und die unteren Gliedmaßen nicht weniger vollkommen. Er besaß in der Tat das Nonplusultra schöner Beine. Jeder Kenner auf diesem Gebiete war der Bewunderung voll. Sie waren weder zu fleischig noch zu dünn, weder zu muskulös noch zu zart. Man konnte sich keine graziösere Biegung als die des os femoris vorstellen, und in der Gegend der fibula befand sich jener sanfte Vorsprung, der uns bei einem gut proportionierten Kalbe so gefällt. Ich wünsche bei Gott, mein junger, talentvoller Freund Chiponchipino, der Bildhauer, hätte die Beine des Brigade-Generals John A. B. C. Smith sehen können!

Doch obgleich so prächtig ausgestattete Menschen durchaus nicht wohlfeil sind, wie Gründe oder Brombeeren, konnte ich mich nicht zu dem Glauben bekehren, dass das merkwürdige Etwas – jenes eigentümliche je ne sais quoi, das meinen neuen Bekannten auszeichnete, einzig und allein in der erhabenen Vollkommenheit seiner Körperschönheit seinen Grund habe. Es mochte seinen Ursprung aus seinem Wesen herleiten, doch konnte ich auch dies nicht bestimmt behaupten. Es lag da eine gewisse Geradheit, um nicht zu sagen, Steifheit, in seiner Haltung, eine Art gemessener und, wenn der Ausdruck gestattet ist, rechtwinkliger Präzision in jeder Bewegung, die einem bei einer kleineren Figur den Eindruck des Gekünstelten und Gezwungenen gemacht haben würde, bei einem Herrn von so großartigen Dimensionen jedoch nur als Reserve, Hoheit, Beherrschung ausgelegt werden konnte.

Der liebenswürdige Freund, der mich dem General John A. B. C. Smith vorstellte, flüsterte mir vorher einige orientierende Worte ins Ohr: „Er ist ein merkwürdiger Mann – ein sehr merkwürdiger Mann – ja, wahrhaftig einer der merkwürdigsten Männer der Zeit. Er ist ein besonderer Günstling der Damen, und zwar hauptsächlich, weil ihm der Ruf hohen Mutes vorangeht. In puncto Tapferkeit steht er vollständig ohne Rivalen da, er ist ein vollkommener Desperado, ein richtiger Feuerfresser, zweifellos –“, sagte also mein Freund und ließ die Stimme bis zu einem leisen Flüstern sinken, wobei mir das Geheimnisvolle seines Tones durch Mark und Bein ging.

„Ein richtiger Feuerfresser – zweifellos. Und zwar zeigte er das in dem letzten fürchterlichen Kriege in den Sümpfen des Südens mit den Bugaboo- und Kikapoo-Indianern.“ Hier öffnete mein Freund seine Augen zu beträchtlicher Weite. „Hol mich der Teufel! –Blut und Kanonen! – Wunder der Tapferkeit! – Sie haben natürlich schon von ihm gehört – Sie wissen; er ist der Mann –“

„Herr du meines Lebens, wie geht's, wie steht's –bin sehr erfreut, Sie zu sehen“, unterbrach ihn hier der General selbst, ergriff die Hand meines Freundes und verbeugte sich, als ich ihm vorgestellt wurde, steif, doch liebenswürdig. Ich glaubte damals und bin auch noch der Meinung, dass ich nie eine klarere, stärkere Stimme hörte, noch ein prachtvolleres Gebiss sah, doch muss ich gestehen, dass mir die Unterbrechung gerade in diesem Augenblicke ein wenig ungelegen kam, denn das eben erwähnte Geflüster hatte mein Interesse für den Helden des Bugaboo- und Kikapoo-Krieges im höchsten Grade rege gemacht.

Die wundervoll sprühende Unterhaltung des Brigade-Generals John A. B. C. Smith versöhnte mich jedoch bald wieder. Da mein Freund uns gleich darauf verließ, hatten wir ein langes tête-à-tête, und wir führten ein nicht nur entzückendes, sondern auch belehrendes Zwiegespräch. Ich habe niemals einen glänzenderen Redner, einen Menschen von umfassenderer Bildung gehört. Mit vornehmer Bescheidenheit vermied er jedoch das Thema, das mir am meisten auf dem Herzen lag – ich meine die geheimnisvollen Einzelheiten aus dem Bugaboo- und Kikapoo-Kriege, und mir verbot ein gewisses Gefühl von Delikatesse, diesen Gegenstand anzuschneiden, obgleich ich oft versucht war, es zu tun. Ich bemerkte bald, dass der tapfere Soldat philosophische Themata vorzog und mit besonderem Interesse bei dem rapiden Fortschritt der Erfindungen auf dem Gebiete der Mechanik verweilte. Ich konnte die Unterhaltung leiten, wohin ich wollte, immer wieder kam er auf diesen Punkt zurück.

„Es gibt nichts Wunderbareres“, wiederholte er ein paar Mal. „Wir sind ein wunderbares Volk und leben in einer wunderbaren Zeit: Fallschirme und Lokomotiven, elektrische Bahnen und Torpedos. Unsere Dampfer kreuzen auf allen Meeren, und der internationale Paket-Ballon verkehrt in allernächster Zeit regelmäßig zwischen London und Timbuktu. Der Fahrpreis für die ganze Tour beträgt nur 20 Pfund Sterling. Und wer kann den ungeheuren Einfluss berechnen, den die jüngst erkannten, großartigen Prinzipien des Elektro-Magnetismus auf unser soziales Leben, auf die Künste, den Handel, die Literatur haben werden? Und das ist noch lange nicht alles, versichere ich Sie. Die wundervollsten, die scharfsinnigsten und, gestatten Sie mir es zu behaupten, Herr – Herr – Thompson ist Ihr Name, nicht wahr? – die nützlichsten, die allernützlichsten mechanischen Erfindungen schießen täglich noch wie die Pilze um uns auf, wenn der Ausdruck gestattet ist oder wie die Heuschrecken, Herr Thompson, die im Sommer auf der Wiese nur so um uns herumspringen!“

Thompson ist nun allerdings keineswegs mein Name; doch ist es wohl überflüssig zu sagen, dass ich, als ich den General verließ, von noch größerem Interesse für ihn erfüllt war, die beste Meinung von seinen gesellschaftlichen Talenten und zugleich ein tiefes Glücksgefühl mit nach Hause nahm, in dem Zeitalter der mechanischen Erfindungen zu leben. Doch war meine Neugierde nicht befriedigt worden, und ich beschloss, mit meinen Nachforschungen bei meinen Bekannten fortzufahren und mich besonders über die vielen entsetzlichen Einzelheiten aus jenem Feldzuge gegen die Bugaboos und Kikapoos informieren zu lassen.

Ich machte mir kein Gewissen daraus, die erste Gelegenheit, die sich bot, zu ergreifen, und zwar ergriff ich sie (horresco referens) in der Kirche des ehrwürdigen Pastors Drummummupp, in der ich mich eines Sonntags während der Predigt und an der Seite meiner wohlachtbaren und mitteilbaren kleinen Freundin Tabitha befand. Ich gratulierte mir zu diesem angenehmen Platze und überhaupt zum Stand der Dinge, denn wenn irgend jemand etwas über den Brigade-General John A. B. C. Smith wusste, so war es ohne Zweifel Tabitha. Wir telegraphierten uns ein paar Zeichen zu und begannen dann sotto voce eine lebhaft Unterhaltung.

„Smith?“ fragte sie als Antwort auf meine sehr dringliche Frage. „Smith! – Sie meinen den General John A. B. C.? Du lieber Himmel, ich dachte, Sie wüssten

längst alles über ihn! Wir leben wirklich in einem wunderbar erfindungsreichen Zeitalter! Das war übrigens 'ne grässliche Sache! – ja, eine blutrünstige Sorte, die Kikapoos! – kämpfte wie ein Held – Wunder der Tapferkeit – unsterblicher Ruhm, Smith! Brigade-General John A. B. C. Smith! – Sie wissen, er ist der Mensch –“

„– der Mensch!“ rief hier Pastor Drummummupp aus Leibeskräften und schlug auf den Predigtstuhl, dass ich dachte, er würde ihn vor unseren Augen zusammenhauen. „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebte kurze Zeit und ist voll Unruhe, gehet auf wie eine Blume und fällt ab, fliehet wie ein Schatten –“

Ich flog in die äußerste Ecke meines Kirchenstuhls zurück und erkannte aus den flammenden Blicken des Geistlichen, dass mein Geflüster mit der Dame diesen heiligen Zorn erregt hatte, der beinahe dem Predigtstuhl verhängnisvoll geworden wäre. Jedenfalls war jetzt nichts mehr zu erfahren, und ich ergab mich mit Grazie in mein Schicksal, in würdigem Schweigen die fromme Predigt zu Ende hören zu müssen. –

Der nächste Abend sah mich als einen verspäteten Gast in das Ouest-Theater eintreten, und ich wusste sofort, dass ich nun meine Neugierde befriedigen konnte, wenn ich die Loge aufsuchte, in der ich zwei Exempel von Liebenswürdigkeit und Allwissenheit sitzen sah, die Schwestern Arabella und Miranda Cognoscenti. Der berühmte Tragöde Climax spielte vor vollbesetztem Hause den Jago, und ich hatte einige Schwierigkeiten zu überwinden, ehe ich mich verständlich machen konnte, denn unsere Loge befand sich ganz vorn an der Bühne.

„Smith?“ fragte Miss Arabella, nachdem sie endlich den Sinn meiner Frage verstanden hatte. „Smith! – Sie meinen den General John A. B. C.?“

„Smith?“ fragte Miranda aus tiefem Sinnen heraus – mechanisch, wie wenn sie gar nicht auf mich gehört hätte. „Smith – sahen Sie jemals eine schönere Figur?“

„Niemals, meine Gnädigste, aber bitte, sagen Sie mir –“

„Oder solch unnachahmliche Grazie?“

„Niemals, auf mein Wort! – aber bitte, sagen Sie mir –“

„Oder eine gerechtere Würdigung von Bühneneffekten?“

„Meine Gnädigste –“

„Oder ein feineres Gefühl für die wahren Schönheiten Shakespeares?“

„Zum Teufel!“ – und ich wandte mich zu ihrer Schwester.

„Smith?“ sagte sie. „Sie meinen den General John A. B. C? Scheußliche Sache war das! Diese Halunken von Bugaboos – entmenschetes Pack! Aber wir leben in einer erfindungsreichen Zeit! Smith! – O ja, ein großer Mann – ein vollkommener Desperado – unsterblicher Ruhm – Wunder der Tapferkeit – früher nie von ihm gehört?“ (Dies letztere wurde geschrien.)

„Herr du meines Lebens, er ist doch der Man–“ –

„Mandragora,
Noch alle Schlummersäfte von der Welt

Verschaffen je den süßen Schlaf dir wieder,
Den du noch gestern schliefst“,

brüllte mir in diesem Augenblicke Climax in die Ohren und ballte die Faust so deutlich gegen mich, dass alles zu mir hinsah. Ich verließ die Damen Cognoscenti so schnell wie möglich, stürzte hinaus und gab dabei einem bettelnden Schurken einen Stoß, an den er, wie ich zuversichtlich hoffe, bis an sein Lebensende denken wird. –

Ich besuchte darauf die Soiree der famosen Frau Auftrumpf und hoffte, dort endlich meinem Wissensdurst genügen zu können. Kaum saß ich also meiner entzückenden Wirtin am Kartentische gegenüber, so tat ich auch schon die Frage, deren Beantwortung von größter Wichtigkeit für meinen Seelenfrieden war.

„Smith!“ sagte meine Partnerin, „Sie meinen General John A. B. C.? Schauderhafte Begebenheit, nicht wahr! Verruchte Teufel – diese Kikapoos! Aber immerhin, wir leben im Zeitalter der Erfindungen, in dem Zeitalter, dem Zeitalter par excellence – Ein wirklicher Held, ein richtiger Desperado! Unsterblicher Ruhm – Wunder der Tapferkeit – nie früher von ihm gehört?! Du lieber Himmel. Er ist doch der Mann –“

„– Mahn? Kapitän Mahn?“ quiekte hier plötzlich eine schwächliche Frauenstimme aus der entferntesten Ecke des Zimmers. „Sprechen Sie von Kapitän Mahn und dem Duell? Oh – das muss ich hören! Fahren Sie fort, liebste Frau Auftrumpf – bitte, fahren Sie fort.“

Und Frau Auftrumpf fuhr fort, alles Mögliche von einem gewissen Kapitän Mahn zu erzählen, der entweder erschossen oder erhängt werden sollte. Frau Auftrumpf fuhr also fort, und ich lief fort, und ich – lief fort. Denn es war absolut keine Aussicht vorhanden, dass ich an diesem Abende noch das geringste über den Brigade-General John A. B. C. Smith erfahren würde. –

Doch tröstete ich mich damit, dass die Flutzeit meiner Misserfolge nicht ewig dauern könne, und beschloss, einen neuen Versuch zu wagen. Und zwar bei dem thé dansant des bezaubernden kleinen Engels, des süßen Fräuleins Pirouette.

„Smith?“ sagte sie, als wir im anmutigsten pas-de-zephir dahinschwebten – „Smith! Sie meinen den General John A. B. C? Furchtbares Erlebnis mit den Bugaboos, nicht wahr? Grauenhafte Geschöpfe, diese Indianer – aber setzen Sie doch um Gottes willen Ihre Füße richtig – ich erröte fast für Sie – übrigens unglaublich mutiger Mann – und doch eigentlich armer Kerl jetzt – aber wir leben im Zeitalter der Erfindungen – ach, ich bin ganz außer Atem – ein wirklicher Desperado – Wunder der Tapferkeit – nie von ihm weiteres gehört?! – kann ich kaum glauben – wir wollen uns setzen, ich will Ihnen erzählen – Smith ist der Mann –“

„– Manfred, sage ich Ihnen“, schrillte mir Fräulein Bas-Bleu zu, als ich Fräulein Pirouette zu ihrem Sitze geleitete. „Hörte man je so etwas? Ich sage, es heißt Manfred und durchaus nicht Manfritz.“

Hier winkte mir Fräulein Bas-Bleu in durchaus nicht misszuverstehender Weise, und ich musste Fräulein Pirouette nolens volens verlassen, um einen Streit über den Titel eines gewissen dramatischen Gedichtes von Byron zu entscheiden. Obgleich ich prompt behauptete, dasselbe heiße Manfritz, konnte ich doch Fräulein

Pirouette, auf die ich mich sofort wieder zustürzen wollte, nicht mehr entdecken – sie hatte sich wohl zu einem traulichen tête à tête zurückgezogen – und verließ das Haus voll bitterer Feindseligkeit gegen das ganze verdammte Geschlecht der Blaustrümpfe. –

Die Dinge bekamen also ein immer ernsthafteres Gesicht, und ich beschloss, geradenwegs meinen Freund, den Herrn Theodor Sinivate, aufzusuchen; denn ich wusste, dass mir hier unbedingt etwas Ähnliches wie eine Aufklärung werden würde.

„Sm-i-i-i-th?“ fragte er in seiner eigentümlichen Art und Weise, die Silben zu dehnen. „Sm-i-i-i-th? Sie meinen den General John A. B. C.? Verfluchte Sache das mit den Kikapo-o-o-o-o-os, was? Meinen Sie nicht auch? – Der richtige Despera-a-a-do – furchtbar leid getan, auf Ehre – wundervoll erfinderisches Zeitalter! – A propos: hörten Sie jemals was von dem Kapitän Ma-a-a-an?“

„Kapitän Mahn soll der Teufel holen!“ sagte ich, „Fahren Sie lieber in Ihrer Erzählung fort.“

„Gerne – 's ist übrigens ganz la même chose, wie man in Frankreich sagt. Smith? Brigade-General John A. B. C.? Ich hoffe doch“ (hier hielt es Herr S. für angezeigt, den Finger an die Nase zu legen) „ich hoffe doch, dass Sie nicht so tun wollen, als wüssten Sie über Sm-i-i-i-th nicht alles ebenso gut wie ich selbst? Sm-i-i-i-th? John A. B. C.? Er ist doch der Ma-a-a-an –“

„Herr Sinivate!“ rief ich flehentlich, „ist er der Mann mit der eisernen Maske?“

„Nei-ei-ein“, entgegnete er, sehr weise aussehend, „noch der Mann im Mo-o-o-onde.“ Diese Antwort fasste ich direkt als eine Beleidigung auf und verließ das Haus in höchstem Groll und mit der festen Absicht, meinen Freund für dies ungentlemenlike Benehmen gelegentlich zur Rechenschaft zu ziehen. –

Mittlerweile war ich aber die Hindernisse, die sich meinem Erkenntnisdrange in den Weg legten, herzlich leid geworden, und mir blieb nur noch ein Ausweg übrig: Ich musste direkt vom Fasse schöpfen. Und so beschloss ich denn, den General selbst aufzusuchen und von ihm klar und deutlich die Lösung dieses verfluchten Geheimnisses zu erlangen. Bei ihm würde sich keine Gelegenheit zur Ablenkungen bieten. Ich wollte frei von der Leber, gerade heraus, unmissverständlich reden, kurz wie ein Bürstenhaar, knapp wie Tacitus oder Montesquieu.

Es war noch sehr früh, als ich bei ihm vorsprach, und er selbst noch bei der Toilette. Ich schützte jedoch ein dringendes Geschäft vor und wurde von dem Kammerdiener, einem alten Neger, in das Schlafzimmer geführt. Als ich dort eintrat, sah ich mich natürlich zuerst nach seinem Bewohner um, bemerkte ihn jedoch nicht. Dagegen sah ich nahe an der Tür und mir zu Füßen ein sonderbar genug aussehendes Bündel liegen, und da ich nicht in guter Laune war, gab ich ihm einen Tritt, dass es aus dem Wege flog.

„Nanu! Das ist ziemlich unhöflich!“ sagte da das Bündel mit einer Stimme, die halb Quieken, halb Flüstern, und jedenfalls das Sonderbarste war, was meine Ohren in ihrem Leben gehört.

„Wahrhaftig, ziemlich unhöflich!“

Ich schrie vor Schreck auf und schoss in die äußerste Ecke des Zimmers.

„Du lieber Gott! Was ist denn los?“ quiekte das Bündel von neuem. „Ich glaube fast, Sie kennen mich gar nicht!“

Was konnte ich dazu machen, was sollte ich sagen? Ich wankte in einen Armstuhl, saß da mit aufgerissenen Augen und Munde und wartete auf die Erklärung dieses Spuks.

„Doch müsste es auch mit seltsamen Dingen zugehen, wenn Sie mich so kennen sollten“, quiekte das unbegreifliche Etwas wieder los, das jetzt am Boden eine mir unerklärliche Bewegung vollführte, die dem Strumpfanziehen ähnlich war. Doch sah ich nur ein einem Menschenbeine entsprechendes Ding.

„Das sollte wirklich mit seltsamen Dingen zugehen, wenn Sie mich so kennten, was? Pompejus, bring mir das Bein!“ Der Neger kam gesprungen und brachte dem Bündel ein ausgezeichnetes Korkbein, das, schon bestrumpft, im Nu angeschnallt wurde. Darauf stand das Bündel vor meinen Augen vom Boden auf.

„'ne blutige Geschichte war es schon“, fuhr das Ding wie im Selbstgespräch fort, „aber wenn man bloß mit einer Beule davonkommen will, muss man nicht mit den Kikapoos und Bugaboos kämpfen. Du würdest mich sehr verbinden, Pompejus, wenn du mir den Arm da reichen wolltest. Bei Thomas“ (hier wandte es sich zu mir) „kriegen Sie ohne Zweifel das beste Korkbein; wenn Sie aber jemals einen Arm nötig haben sollten, verehrter Herr, so kann ich Ihnen Bischoff auf das beste empfehlen.“ Mittlerweile hatte ihm Pompejus den Arm angeschraubt.

„Wir haben uns da famos herumgebalgt, das kann ich Ihnen sagen! – Nun, du Hund, zieh mir mal meine Schultern und die Büste an! Petit macht die besten Schultern, aber eine Büste verschafft man sich sehr gut bei Ducrow.“

„Büste?“ stammelte ich.

„Pompejus, wirst du denn endlich mit der Perücke kommen? Es ist eigentlich 'ne einigermaßen unzarte Behandlung, einen zu skalpieren; übrigens kann man sich bei de l'Orme ganz vorzüglich neue Wolle kaufen!“

„Neue Wolle?“

„Na, Neger, meine Zähne! Ein gutes Gebiss verschaffen Sie sich am besten bei Parmly; hohe Preise, doch ausgezeichnete Arbeit. Ich habe die großartigsten Zähne verschluckt, als mich der dicke Bugaboo mit seinem Gewehrkolben in die Erde rammen wollte!“

„Gewehrkolben? In die Erde rammen? Bei meinem Auge –“

„Ach ja, apropos, Auge – hier, Pompejus, du Schuft, schraube es ein –, die Kikapoos sind mit dem Ausschlagen rascher bei der Hand. Der Doktor Williams ist übrigens ein genialer Kerl; Sie können sich nicht vorstellen, wie gut ich mit den Augen, die er macht, sehen kann.“

Ich fing nun allmählich an, zu bemerken, dass das Ding vor mir nicht mehr und nicht weniger war als mein neuer Bekannter, der Brigade-General John A.B.C. Smith. Die Handleistungen des Pompejus hatten nämlich das Äußere des Bündels in die nicht zu verkennende Persönlichkeit des Generals umgewandelt. Nur die Stimme war nicht die seinige, doch löste sich auch dies Geheimnis bald.

„Pompejus, schwarzer Hund!“ quiekte der General, „ich glaube wirklich, du willst mich heute ohne Gaumen ausgehen lassen!“

Der Neger murrte eine Entschuldigung, kam auf seinen Herrn zu, öffnete dessen Mund mit der kundigen Hand eines Jockeys und befestigte in demselben einen sonderbar aussehenden Apparat. Augenblicklich änderte sich der Ausdruck in den Gesichtszügen des Generals, und als er sprach, hatte seine Stimme wieder den ganzen Wohlklang, der mir bei unserer ersten Vorstellung so aufgefallen war.

„Verdammte Halunken“, sagte er so tönend und deutlich, dass ich vor Verwunderung fast außer mir geriet. „Verdammte Halunken! Sie schlugen mir nicht nur das Dach meines Mundes ein, sondern machten sich auch noch die Mühe, wenigstens sieben Achtel meiner Zunge abzuschneiden. Aber ich sage Ihnen, in ganz Amerika hat Bonfanti nicht seinesgleichen, was derartige Artikel anbetrifft. Ich kann Ihnen den Mann mit dem besten Gewissen empfehlen“ (hier verbeugte sich der General) „und tue es auch mit dem größten Vergnügen.“

Ich dankte ihm so gut ich konnte für diese Liebenswürdigkeit und verabschiedete mich bald. Ich wusste ja jetzt, wie die Sachen standen, und kannte das Geheimnis, das mich so lange Zeit gepeinigt hatte: Brigade-General John A. B. C. Smith war der Mann – war der Mann, der künstlich gemacht worden war.

Der Ballonschwindel

„Erstaunliche Nachrichten durch den Kurierzug via Norfolk! – Der Atlantische Ozean in drei Tagen gekreuzt!! – Endgültiger Triumph der Flugmaschine des Herrn Monck Mason!!! – Ankunft der Herren Mason, Robert Holland, Henson, Harrison Ainsworth und vier anderer Personen mit dem lenkbaren Ballon ›Viktoria‹ nach einer Reise von fünfundsiebzig Stunden von einem Kontinent zum andern auf der Sullivans-Insel bei Charleston!!!! – eingehende Beschreibung der Reise!!!! –⁷

Das große Problem ist also endlich gelöst! Wie die Erde und der Ozean, so ist auch jetzt das Reich der Luft von der Wissenschaft unterworfen und zu einem allgemeinen und bequemen Verkehrsweg für die Menschheit gemacht worden.

Man hat den Atlantischen Ozean soeben in einem Ballon gekreuzt! und zwar ohne viel Schwierigkeiten – ohne augenscheinliche größere Gefahr – in einer durchaus lenkbaren Maschine – und in der unbegreiflich kurzen Zeit von fünfundsiebzig Stunden – von einem Kontinent zum andern! Dank der Rührigkeit unseres Korrespondenten in Charleston sind wir als die Ersten imstande, dem Publikum einen ausführlichen Bericht über diese erstaunliche Reise zu geben, die vom Samstag, den 6. c., gegen elf Uhr morgens bis Dienstag, den 9., zwei Uhr nachmittags dauerte. Teilnehmer derselben waren Sir Everard Bringhurst, Herr Osborne, ein Neffe des Lord Bentinck, die berühmten Aeronauten Monck Mason und Robert Holland, Herr Harrison Ainsworth, der Autor des „Jack Steppard“, Herr Henson, der Erfinder der letzten misslungenen Flugmaschine, und zwei Seeleute aus Woolwich, im ganzen also acht Personen. Die unten mitgeteilten Einzelheiten sind durchaus exakte und authentische, da sie mit Ausnahme einer unbedeutenden Stelle wörtlich aus den vereinigten Tagebüchern der Herren Monck Mason und Harrison Ainsworth abgeschrieben wurden. Der Höflichkeit dieser Herren verdankt unser Korrespondent noch wichtige mündliche Erläuterungen über den Ballon, über seine Bauart und andere interessante Dinge. Das Urmanuskript hat im Abdruck nur ganz geringe Veränderungen erfahren, und zwar wurden diese nur zu dem Zweck gemacht, den naturgemäß eiligen Bericht unseres Korrespondenten, des Herrn Forsyth, in zusammenhängende, leichtverständliche Form zu bringen.

Der Ballon

Zwei vollkommen misslungene Versuche der Herren Henson und George Cayley hatten das Interesse des Publikums für die Luftschiffahrt sehr abgeschwächt. Herrn Hensons Schema, das anfangs selbst von Männern der Wissenschaft als vollkommen ausführbar angesehen wurde, gründete sich auf das Prinzip einer schiefen Ebene, die sich, durch eine innerliche, durch die Umdrehung von gleichen Schaufeln (die an Form und Zahl mit einem Windmühlenflügel Ähnlichkeit haben) geschaffene und stets erneute Kraft getrieben, von einer Höhe

⁷ Das nun folgende „jeu d'esprit“ mit der obenstehenden, prunkhaft fettgedruckten Kopfnote wurde, mit reichlichen Ausdrücken der Bewunderung gespickt, zuerst als eine Tatsache in der „New York Sun“, einer Tageszeitung, veröffentlicht, und erfüllte den beabsichtigten Zweck vollständig, indem es den Kannegießern von New York in der Zeit zwischen zwei Zügen aus Charleston unverdaulichen Stoff genug zuführte. Der Kampf um „das einzige Blatt, das die Neuigkeit brachte“, ging über das Verwunderlichste hinaus; und wenn, wie einige behaupteten, die „Viktoria“ die Reise auch nicht wirklich gemacht hatte, so kann man doch keinen Grund anführen, warum sie dieselbe nicht hätte machen können. E. A. P.

aus fortbewegt. Doch ergaben alle in der Adelaide-Galerie angestellten Experimente, dass die Bewegung dieser Flügel nicht allein die Maschine nicht vorwärtstrieb, sondern ihren Flug direkt hinderte.

Die einzige vorwärtstreibende Kraft, die sie bewies, war die einfache, durch das Herabsteigen der schiefen Ebene geschaffene Bewegung, und zwar trug diese Bewegung die Maschine weiter, wenn die Flügel nicht funktionierten; eine Tatsache, die ihre Nutzlosigkeit deutlich beweist; sobald der Propeller fehlte, der gleichzeitig die ganze Maschine hochhielt, musste sie unbedingt zu Boden fallen. Dieser Gedanke brachte Herrn George Cayley darauf, einen Propeller an einer Maschine anzubringen, die in sich selbst die Kraft habe, sich in der Höhe zu halten, kurz, an einem Ballon. Doch war dieser Gedanke nur neu und originell, was seine praktische Ausführung anlangte. Er stellte ein Modell seiner Erfindung im Polytechnischen Institut aus. Das vorwärtstreibende Prinzip beruht hier ebenfalls auf in Umdrehung befindlichen, ununterbrochenen Oberflächen oder Flügeln. Solche Flügel waren vier vorhanden, doch waren sie durchaus nicht geeignet den Ballon vorwärtszutreiben oder seine Kraft beim Aufsteigen zu unterstützen. Das Werk musste also ebenfalls als ein vollständig misslungenes betrachtet werden.

Nach diesen Erfahrungen kam Herr Monck Mason, dessen Reise von Dover nach Weilburg in dem Ballon „Nassau“ im Jahre 1837 das größte Interesse erregte, auf die Idee, das Prinzip der Schraube des Archimedes für die Luftschiffahrt zu verwenden – denn er schrieb das Misslingen der Pläne Hensons und George Cayleys sehr richtig den ununterbrochenen Oberflächen der Flügel zu. Er machte seinen ersten öffentlichen Versuch zu Willis' Rooms und brachte dann sein Modell in die Adelaide-Galerie.

Wie der Ballon Cayleys war auch der seinige ein Ellipsoid. Er war dreizehn Fuß sechs Zoll lang und sechs Fuß acht Zoll hoch. Er hielt ungefähr dreihundertundzwanzig Kubikfuß Gas, die, wenn es reiner Wasserstoff ist, kurz nach dem Füllen des Ballons, ehe das Gas Zeit hat, sich zu verschlechtern oder zu entweichen, einundzwanzig Pfund tragen. Das Gewicht des ganzen Apparates betrug siebzehn Pfund – so dass also noch vier Pfund zur Verfügung standen. Unter dem Mittelpunkte des Ballons war ein sehr leichtes, etwa neun Fuß langes Zimmerwerk angebracht und in der üblichen Weise durch ein Netz an den Ballon befestigt worden. Von diesem Zimmerwerk nun hing die geflochtene, korbähnliche Gondel herab.

Die Schraube besteht aus einer Achse, die von einer achtzehn Zoll langen, hohlen, kupfernen Röhre gebildet wird, durch welche sich auf einer, in einem Winkel von fünfzehn Grad geneigten Spirale eine Reihe aus Stacheldraht bestehender Radien bewegt, die zwei Fuß lang sind und an jeder Seite einen Fuß vorstehen. Diese Radien sind an ihren äußeren Enden durch zwei Bänder abgeplatteten Drahtes verbunden –; das Ganze bildet also die Ausstattung der Schraube, die noch durch einen Überzug von geölter Seide, die in Zwickel geschnitten und so gestreckt ist, dass sie dem Apparat eine ziemlich glatte Oberfläche verleiht, vervollständigt wird. An jedem Ende der Achse wird die Schraube durch zwei hohle kupferne Zylinder gestützt, die von dem Netzwerk herabhängen. In den unteren Enden dieser Röhren sind Löcher, in denen sich die Angeln der Achse drehen. Von dem Teile der Achse, der der Gondel am nächsten ist, geht ein stählerner Schaft aus und

verbindet die Schraube mit einer in der Gondel befindlichen Hebe­maschine, durch deren Federkraft die Schraube zu rapiden Umdrehungen getrieben wird und das Ganze zu vorwärtstreibender Bewegung zwingt.

Mit Hilfe eines Steuers konnte man die Maschine leicht nach jeder Richtung hin lenken. Die Hebe­maschine besaß im Verhältnis zu ihrer Größe eine erstaunliche Kraft, denn sie konnte beim ersten Stoß auf einem Zylinder von vier Zoll Durchmesser ein Gewicht von fünf­und­vierzig Pfund heben und, je länger sie arbeitete, im Verhältnis noch mehr. Sie wog im ganzen acht Pfund sechs Unzen. Das Steuer war ein leichtes, mit Seide überzogenes Rohrwerk, von der Gestalt eines Raketts, etwa drei Fuß lang und an der breitesten Stelle von einem Fuß Durchmesser. Es wog ungefähr zwei Unzen, konnte ganz flach gelegt und nach oben und unten, nach rechts und links gewendet werden und gewährte dem Luftschiffer das Mittel, den Widerstand der Luft auf die Seite zu lenken, von der aus er den Ballon getrieben haben will.

Dies Modell, das wir aus Zeilenmangel nur sehr unvollkommen beschrieben haben, wurde in der Adelaide-Galerie in Tätigkeit gesetzt und legte fünf Meilen in der Stunde zurück, doch erregte es sonderbarerweise im Vergleich zu der verunglückten, komplizierten Erfindung des Herrn Henson nur sehr geringes Aufsehen: so sehr neigt die Welt dazu, alles Einfache zu missachten!

Man glaubte bis jetzt, das große Problem der Luftschiffahrt nur durch die besonders komplizierte Anwendung irgendeines außerordentlich tiefen dynamischen Prinzips lösen zu können.

Herr Mason war jedoch mit dem Erfolg seiner Erfindung so wohl zufrieden, dass er beschloss, wenn möglich sofort einen Ballon zu bauen, der den Plan einer einigermaßen ausgedehnten Reise verwirklichen könnte. Seine ursprüngliche Absicht war, wie er dies schon einmal mit dem Ballon „Nassau“ getan, das Ärmelmeer zu kreuzen. Um seine Absichten ausführen zu können, erbat und erhielt er den Beistand der Herren Everard Bringham und Osborne, die beide durch ihre hohen Verdienste um die Wissenschaft und besonders durch ihr Interesse für die Luftschiffahrt bekannt geworden sind. Auf Wunsch des Herrn Osborne wurde das Projekt vollkommen geheimgehalten, die einzigen Personen, die etwas von demselben erfuhren, waren die Erbauer der Maschine, die auf dem Landsitze des Herrn Osborne zu Penstruthal in Wales unter seiner und der Aufsicht der Herren Mason, Holland, Everard Bringham hergestellt wurde. Herr Henson und sein Freund, Herr Ainsworth, wurden am letzten Sonnabend zu einer Privatbesichtigung zugelassen, nachdem sie alle Vorkehrungen, an der Fahrt teilnehmen zu können, getroffen hatten. Weshalb die beiden Seeleute mitgenommen wurden, ist uns unbekannt, doch werden wir in ein oder zwei Tagen imstande sein, dem Leser auch darüber, wie über die sonstigen kleinsten Einzelheiten dieser kühnen Reise Auskunft zu geben.

Der Ballon besteht aus Seide und ist mit einem Firnis aus Kautschuk überzogen. Er ist von außerordentlich großem Umfange und enthält mehr als vierzigtausend Kubikfuß Gas. Da man jedoch statt des Wasserstoffes, dessen große Expansionskraft manche Unannehmlichkeiten mit sich bringt, Kohlendampf verwandte, hatte der Ballon, wenn er vollständig gefüllt war, gleich nach der Füllung eine

Tragkraft von nur ungefähr zweitausendfünfhundert Pfund. Das Kohlendioxid ist nicht allein billiger, es ist auch leichter zu haben und zum Gebrauch dienlicher.

Seine Einführung zu Zwecken der Luftschiffahrt verdanken wir Herrn Charles Green. Ehe er seine Anwendbarkeit entdeckte, war die Füllung eines Ballons nicht nur eine außerordentlich kostspielige, sondern auch sehr unsichere Sache. Man verlor oft zwei, ja, selbst drei Tage bei vergeblichen Anstrengungen, sich eine genügende Menge Wasserstoffgas zu verschaffen, da dieses immer die Neigung hat, sich kraft seiner außerordentlichen Feinheit und seiner Verwandtschaft mit der Atmosphäre zu verflüchtigen. In einem Ballon, in welchem sich Kohlendioxid in unverändert guter Qualität sechs Monate lang halten würde, könnte man die gleiche Quantität Wasserstoffgas keine sechs Wochen in gleicher Reinheit erhalten.

Die Tragkraft des Ballons betrug also 2500 Pfund, das Gewicht der Reisenden zusammen etwa 1200 Pfund, so dass noch 1300 Pfund übrigblieben, von denen man wiederum 1200 für den Ballast verwendete, der in Säcken verteilt war – jeder Sack trug sein Gewicht an der Seite deutlich vermerkt – sowie für das Tauwerk, für Barometer, Teleskope, Tönnchen mit Nahrungsmitteln für etwa vierzehn Tage, Wassertönnchen, Wettermäntel und andere notwendige Gegenstände einschließlich einer Kaffeemaschine, mittels derer man Kaffee durch Kalk kochen konnte, um, wenn die Vorsicht es verbieten sollte, auf Feuer verzichten zu können. Alle diese Gegenstände, mit Ausnahme des Ballastes und einiger Kleinigkeiten, hingen in dem Netzwerk. Die Gondel ist im Verhältnis zu der des Modells leichter und kleiner. Sie besteht aus einem leichten Geflecht, ist trotz ihres zerbrechlichen Aussehens sehr stark und ungefähr vier Fuß tief. Das Steuerruder ist viel größer als das des Modells, die Schraube dagegen wieder beträchtlich kleiner. Der Ballon ist außerdem noch mit einem Anker und einem Leitseil ausgestattet, das von unberechenbarem Nutzen sein kann. Für den Leser, der mit den Einzelheiten der Luftschiffahrt nicht vertraut ist, werden hier ein paar erklärende Worte nötig.

Sobald der Ballon die Erde verlässt, ist er dem Einflüsse von tausend Umständen unterworfen, die sein Gewicht verändern, die Kraft seines Aufstiegs vergrößern oder verkleinern wollen. So befindet sich zum Beispiel auf der Seide oft eine Lage Tau, die mehrere hundert Pfund schwer werden kann: nun muss Ballast ausgeworfen werden, oder der Ballon wird sinken. Ist dies geschehen, und lässt ein starker Sonnenschein den Tau verdunsten, und vergrößert er die Expansionskraft des Gases im Ballon, so wird der Apparat von neuem rapide steigen. Um die allzu rasche Steigung zu ermäßigen, gibt es kein anderes Mittel (oder vielmehr gab es bis zur Erfindung des Leitseils durch Herrn Charles Green kein anderes Mittel), als durch ein Ventil Gas entströmen zu lassen; der Verlust des Gases jedoch bedeutet einen Verlust an Kraft zum Aufsteigen, so dass in verhältnismäßig kurzer Zeit auch der bestkonstruierte Ballon seinen Vorrat erschöpfen und wieder zur Erde kommen musste. Dies war bis jetzt das große Hindernis, das sich allen längeren Reisen entgegenstellte.

Das Leitseil hilft dieser Schwierigkeit in der einfachsten Art von der Welt ab. Es ist weiter nichts, als ein sehr langes Tau, das man aus der Gondel heraushängen lässt, und das den Zweck haben soll, den Ballon daran zu hindern, dass er sein Niveau allzu sehr wechselt. Ist zum Beispiel die Seide mit einer Lage Feuchtigkeit bedeckt, und beginnt infolgedessen der Ballon zu sinken, so braucht man nicht mehr

wie früher Ballast auszuwerfen, um die Vermehrung des Gewichtes wieder auszugleichen, sondern man neutralisiert dieselbe, indem man so viel Meter Tau als nötig sind, und die früher in der Gondel lagen, auf der Erde nachschleppen lässt. Verursachen jedoch irgendwelche Umstände eine zu große Leichtigkeit, ein zu rasches Steigen des Ballons, so wird diesem Übelstande durch das neu hinzukommende Gewicht des von der Erde heraufgewundenen Taus abgeholfen.

So kann der Ballon also nur sehr wenig steigen oder fallen, und sein Vorrat an Gas und Ballast wird möglichst geschont. Wenn er über ein großes Wasser dahinsegeln soll, muss man kupferne oder hölzerne Fässer verwenden, die mit einer Flüssigkeit gefüllt sind, die leichter ist als Wasser. Diese schwimmen und leisten dieselben Dienste wie das Tau auf der Erde. Eine andere wichtige Aufgabe des Leitseils ist die, die Richtung des Ballons zu erkennen zu geben. Das Tau schleppt sowohl auf dem Lande wie auf dem Wasser nach, der Ballon ist also immer ein Stück im voraus, ein Vergleich der Lage beider Gegenstände mittels des Kompasses wird also die Richtung, die das Luftschiiff nimmt, anzeigen. Ebenso gibt der Winkel, den das Tau mit der vertikalen Achse der Maschine bildet, die Schnelligkeit an. Wenn sich kein Winkel bildet, das heißt, wenn das Tau senkrecht herabhängt, so steht der Ballon still; je mehr sich der Winkel zu einem rechten schließt, je weiter also der Ballon dem Ende des Taus voraus ist, um so größer ist seine Schnelligkeit – und umgekehrt.

Die Luftschiiffer hatten ursprünglich beabsichtigt, das Ärmelmeer zu kreuzen und in möglichster Nähe von Paris an Land zu gehen. Sie hatten sich zu diesem Zwecke mit Pässen nach allen Teilen des Kontinents hin versehen, die über die Natur ihrer Expedition Aufschluss gaben und sie vor den oft langwierigen Formalitäten der Ortspolizei bewahren sollten. Unerwartete Ereignisse jedoch machten diese Pässe überflüssig.

Das Füllen des Ballons begann sehr ruhig am Samstag, dem 6., bei Tagesanbruch in dem großen Hofe der Besitzung des Herrn Osborne, Weal-Vor-House, die in Nord-Wales, ungefähr eine Meile von Penstruthal liegt; und um sieben Minuten nach elf war alles zur Abreise bereit. Der Ballon wurde entfesselt und erhob sich sanft aber beständig in fast südlicher Richtung. Während der ersten halben Stunde machte man weder von der Schraube noch von dem Steuerruder Gebrauch.

Wir bedienen uns jetzt des Berichtes, den Herr Forsyth aus den vereinigten Tagebüchern der Herren Monck Mason und Ainsworth abgeschrieben hat. Der Grundstock dieses Tagebuches entstammt der Feder des Herrn Mason, während Herr Ainsworth jeden Tag ein Postskriptum beifügte. Er gedenkt, dem Publikum in der nächsten Zeit einen sehr genauen und ohne Zweifel im höchsten Grade interessanten Bericht der Reise geben zu können.

Das Tagebuch

Sonnabend, den 6. April. Alle zeitraubenden Vorbereitungen sind während der Nacht gemacht worden; wir haben heute morgen bei Tagesanbruch mit dem Füllen begonnen; jedoch infolge eines dichten Nebels, der die Falten der Seide mit Niederschlag füllte, haben wir uns erst gegen elf Uhr erhoben. Wir lösten den Ballon und stiegen voller Begeisterung langsam aber beständig mit einer leichten nördlichen Brise empor, die uns auf den Canal de la Manche zutrieb. Wir fanden die

Kraft des Aufsteigens viel stärker als wir anfangs vermutet hatten, und da wir immer höher aus dem Schatten der Felsen heraus in die Sonnenstrahlen stiegen, sauste der Ballon immer rapider in die Höhe. Da ich jedoch so früh kein Gas verlieren wollte, beschloss ich, ruhig weiter zu steigen. Wir zogen das Leittau herauf, aber selbst nachdem wir es vollständig von der Erde entfernt hatten, stiegen wir noch in einem fort. Der Ballon ging sehr gleichmäßig und sah prächtig aus. Ungefähr zehn Minuten nach unserer Abfahrt zeigte das Barometer eine Höhe von 15000 Fuß an.

Wir hatten außerordentlich schönes Wetter, und der Anblick der Landschaft unter uns – die von allen Punkten aus eine der romantischsten der Erde ist – war jetzt geradezu erhaben. Die zahlreichen tiefen Schluchten erschienen wegen des dichten Nebels, der sie erfüllte, wie Seen, und die zu einem unentwirrbaren Chaos aufgetürmten Zinnen und Grate der südöstliche Gebirge erinnerten an die fabelhaften Riesenstädte des Orients. Wir näherten uns schnell den südlichen Bergen, doch befanden wir uns hoch genug, um sie sicher passieren zu können. In wenigen Minuten strichen wir stolz über sie dahin, und sowohl Herr Ainsworth wie den beiden Seeleuten fiel es auf, wie niedrig sie sich, von unserer Gondel gesehen, ausnahmen, denn von jedem in beträchtlicher Höhe schwebenden Ballon aus scheint die unter ihm liegende Fläche, trotz aller bedeutenden Erhöhungen, fast eben zu sein. Wir glitten noch immer in fast südlicher Richtung dahin und bemerkten gegen elfeinhalb Uhr zum ersten Male das Ärmelmeer. Fünfzehn Minuten später erschien die Linie der Brandung gerade unter uns: wir befanden uns über dem Meere. Wir beschlossen, jetzt so viel Gas entströmen zu lassen, dass wir unser Leittau mit den daran befestigten Bojen auf dem Wasser nachziehen konnten. Es war in einer Minute geschehen, und wir sanken sacht herab. Nach ungefähr zwanzig Minuten gelangte die erste Boje ins Wasser, und als die zweite eintauchte, hielten wir uns auf der erlangten Höhe. Wir warteten alle sehnsüchtig darauf, die Wirkung des Steuers und der Schraube zu erfahren, und setzten beide zu dem Zweck in Tätigkeit, unsere Richtung nach Osten, nach Paris hin zu verändern.

Mittels des Steuers führten wir sofort die gewünschte Veränderung herbei und glitten fast im rechten Winkel zu dem Winde dahin, dann setzten wir die Schraube in Bewegung und sahen uns zu unserer größten Freude in der erwünschten Richtung fortgetrieben. Hierauf brachten wir ein neunmaliges begeistertes Hoch aus und warfen eine Flasche ins Meer, die einen Pergamentstreifen mit einer kurzen Angabe des Prinzips der Erfindung enthielt. Kaum hatten die Ausbrüche unserer Freude ein wenig nachgelassen, da ereignete sich unvorgesehen ein Zufall, der uns nicht wenig entmutigte. Der stählerne Schaft, der die Hebemaschine mit dem Propeller verband, wurde plötzlich an seinem unteren, in der Gondel befindlichen Ende durch eine plötzliche Neigung derselben – sie wurde durch eine ungeschickte Bewegung eines der mitgenommenen Seeleute verursacht – aus seinem Platze gedrängt und hüpfte in einem Augenblick außerhalb des Bereichs der Angel der Schraubenachse hin und her. Während wir uns nun bemühten, sie wieder an richtige Stelle zu bringen, und für nichts weiter mehr Aufmerksamkeit hatten, gerieten wir in einen starken Windstrom, der von Osten kam und uns schnell von der Küste weg in den Atlantischen Ozean hineintrieb.

Wir wurden mit einer Schnelligkeit von wenigstens vierzig bis fünfzig Meilen die Stunde aufs Meer hinausgetrieben, so dass wir das Kap Clear etwa vierzig

Meilen nördlich von uns erreichten, ehe wir den Schaff in die richtige Lage gebracht hatten und überhaupt nachdenken konnten, was zu tun sei. Nun machte Herr Ainsworth einen außerordentlich kühnen Vorschlag, der meiner Meinung nach jedoch weder unvernünftig noch phantastisch war, und den Herr Holland sofort unterstützte. Er meinte nämlich, wir könnten die starke Brise, die uns trieb, zu einem Versuch benutzen, statt Paris die Küste von Nord-Amerika zu erreichen. Nach kurzem Nachdenken gab ich meine Einwilligung zu dem Unternehmen, das seltsamerweise nur bei den beiden Seeleuten auf Widerstand stieß. Wir waren jedoch in der Majorität, redeten ihnen ihre Befürchtungen aus und hielten entschlossen unsere Richtung ein. Wir steuerten geradeaus nach Westen; da die nachschleppenden Bojen uns jedoch behinderten und wir den Ballon nach Belieben steigen oder fallen lassen konnten, warfen wir erst fünfzig Pfund Ballast aus und wanden dann das Leittau so weit herauf, dass es das Wasser nicht mehr berührte. Als Resultat dieser Arbeit konstatierten wir eine sofortige wunderbare Zunahme an Schnelligkeit, und da obendrein der Wind lebhafter wurde, glitten wir mit Windeseile fort, das Leittau flog hinter uns her wie die Wasserfurchen hinter einem Schiffe. Es ist überflüssig zu bemerken, dass wir nach kurzer Zeit die Küste aus den Augen verloren. Wir sausten über zahllose Schiffe aller Art dahin und erregten offenbar ihre größte Verwunderung – eine Verwunderung, die uns allen sehr wohl tat, ganz besonders aber unseren beiden Seeleuten, die unter dem Einfluss einiger kleiner Gläser Genever nun bereit schienen, alle ihre Befürchtungen und Skrupel den vier Winden zu überlassen. Mehrere Schiffe feuerten Salutschüsse ab; alle grüßten uns durch laute Hurrarufe, die wir mit überraschender Deutlichkeit vernahmen, durch Hüte- und Tücherschwenken. Wir eilten so den ganzen Tag ohne ein wichtigeres Ereignis dahin, und als sich die abendlichen Schatten senkten, schätzten wir die durchmessene Entfernung ungefähr ab. Sie betrug auf keinen Fall weniger als fünfhundert Meilen, wahrscheinlich jedoch viel mehr. Während der ganzen Zeit funktionierte der Propeller und beschleunigte ohne Zweifel unsere Reise merklich. Als die Sonne untergegangen, steigerte sich der Wind zu einem wahren Sturme; der Ozean unter uns phosphoreszierte und blieb vollständig sichtbar. Der Wind blies die ganze Nacht aus Osten und schien uns das beste Gelingen zu verkünden. Wir litten ziemlich unter der Kälte, und auch die Feuchtigkeit der Atmosphäre belästigte uns sehr. Die Größe der Gondel gestattete jedoch, dass wir uns niederlegten, und unsere Mäntel und einige Decken halfen uns, die Situation immerhin erträglich zu machen.

Post-Scriptum (von Herrn Ainsworth). Die neun letzten Stunden sind ohne Zweifel die spannendsten und begeistertsten gewesen, die ich je erlebt. Ich kann mir nichts Hinreißenderes vorstellen, als die Neuigkeit und unerhörte Gefahr unseres Abenteuers. Möge Gott uns Erfolg verleihen! Ich erlebe ihn nicht im Interesse meiner unbedeutenden Person, sondern aus Liebe zur Wissenschaft. Und doch ist die Tat eigentlich so leicht ausführbar, dass man sich nur verwundern kann, weshalb die Menschen bis jetzt vor dem Versuch zurückgeschreckt sind. Wenn eine einzige Brise, wie die, die uns jetzt begünstigt, einen Ballon vier oder fünf Tage treibt (und derartige Brisen dauern oft länger), so wird der Reisende in diesem Zeitraum leicht von einem Ufer zum andern getragen – der ungeheure Atlantische Ozean ist ihm nur ein Teich.

Nichts bewegt mich in diesem Augenblicke mehr als die erhabene Stille, die trotz seiner Bewegung über dem Meere liegt. Die Wasser rauschen nicht mehr zum Himmel empor. Der ungeheure schimmernde Ozean unter uns windet und krümmt sich ohne Klage. Die bergigen Wellen erinnern an dämonische Riesengeschlechter, die in stummer Angst machtlos den Todeskampf kämpfen. In einer Nacht wie dieser lebt der Mensch – lebt ein ganzes Jahrhundert gewöhnlichen Lebens – ja, ich möchte dies Entzücken nicht für hundert Jahre Durchschnittsdasein dahingehen.

Sonntag, den 7. (Bericht des Herrn Mason.) Diesen Morgen gegen 10 Uhr war der Sturm nur noch eine Brise von acht oder neun Knoten (für ein Seeschiff). Wir trieben mit einer Schnelligkeit von dreißig Meilen die Stunde dahin. Vielleicht war sie auch größer. Doch blies sie stark nach Norden. Jetzt bei Sonnenuntergang gleiten wir, dank der Schraube und des Steuers, die ihren Zweck bewunderungswürdig gut erfüllen, genau nach Westen hin. Ich betrachte das Unternehmen als durchaus gelungen und halte die Luftschiffahrt nach allen Richtungen hin, wenn nicht ein sehr starker gerade entgegengesetzter Wind weht, für ein gelöstes Problem. Wir hätten dem starken Sturme gestern Abend nicht entgegensegeln können; wäre es jedoch nötig gewesen, so würden wir durch Aufsteigen seinem Einflüsse entgangen sein. Doch bin ich überzeugt, dass wir es mit unserem Propeller schon mit einer sehr steifen Brise aufnehmen können. Heute gegen Mittag erhoben wir uns durch Ballastauswerfen zu einer Höhe von fast 25000 Fuß. Wir taten es, um vielleicht einen direkten Luftstrom ausfindig zu machen, bemerkten jedoch keinen günstigeren als den, mit welchem wir bis jetzt segelten. Wir haben genügend Gas, um diesen kleinen Weiher von Ozean zu kreuzen, und sollte die Reise auch drei Wochen dauern. Ich zweifele nicht im geringsten an dem Gelingen unserer Reise. Man hat die Schwierigkeit derselben sonderbar übertrieben und missverstanden. Ich kann nun meinen Redestrom absperren, und hätte ich auch alle Luftströme gegen mich, mit meinem Propeller würde ich schon leidlich durch sie hindurchkommen. Bemerkenswerte Ereignisse traten heute nicht ein. Die Nacht verspricht schön zu werden.

Post-Scriptum. (Von Herrn Ainsworth.) Ich habe wenig zu notieren, ausgenommen vielleicht eine Tatsache, die mich persönlich sehr überrascht hat. Ich habe in einer Höhe, die derjenigen des Cotopaxi gleichkommt, weder große Kälte, noch Kopfweh, noch Atembeschwerden verspürt, ebenso wenig empfanden Herr Mason, Herr Holland und Herr Everard Bringhurst das geringste Unwohlsein. Herr Osborne klagte über ein Zusammenziehen in der Brust, doch wahrte auch dies nur kurze Zeit. Wir sind während des Tages ein großes Stück vorwärtsgekommen und müssen wohl schon die Hälfte des Weges hinter uns haben. Wir glitten wohl über einige zwanzig oder dreißig Schiffe dahin und alle schienen im höchsten Grade verwundert und erfreut über unsern Anblick. Den Ozean in einem Ballon zu kreuzen, ist doch nach alledem nicht eine gar so gefährliche Sache! Omne ignotum pro magnifico.

Nb. In der Höhe von 25000 Fuß erscheint der Himmel fast schwarz, und die Sterne sind deutlich sichtbar, während das Meer nicht, wie man voraussetzen sollte, konvex erscheint, sondern ganz ausgesprochen konkav.⁸

Montag, den 8. (Bemerkungen des Herrn Mason.) Heute morgen hatten wir wieder einige Unannehmlichkeiten mit dem Schaft des Propellers, der, um ernstliche Unfälle zu vermeiden, vollständig neu konstruiert werden muss. Ich meine den stählernen Schaft, nicht die Schaufeln, die überhaupt nicht besser funktionieren könnten. Der Wind blies den ganzen Tag über stark und beständig aus Nordosten; das Schicksal scheint uns ganz besonders begünstigen zu wollen. Kurz vor Tagesanbruch wurden wir alle durch sonderbare Geräusche und Stöße in dem Ballon, denen ein plötzliches kurzes Aussetzen der Maschine folgte, in Unruhe gebracht. Diese Erscheinungen wurden von der Expansion des Gases verursacht, die bei der zunehmenden Wärme vor sich ging, sowie auch durch das Abtauen kleiner Eisstückchen, die sich die Nacht über an das Netzwerk angesetzt hatten. Wir warfen vorüberfahrenden Schiffen Flaschen zu und sahen, wie eine derselben von einem großen Schiffe, wahrscheinlich einem der Neu Yorker Paketschiffe, aufgefischt wurde. Wir versuchten, einen Namen zu erkennen. Durch Herrn Osbornes Teleskop las ich so etwas wie ›Atlantax. Jetzt ist es Mitternacht, und wir eilen noch immer rapid gegen Westen. Die See phosphoresziert stark.

Post-Scriptum. (Von Herrn Ainsworth.) Es ist zwei Uhr morgens und, soweit ich es beurteilen kann, fast windstill. Doch lässt sich dies sehr schwer unterscheiden, da wir ja ganz mit dem Winde segeln.

Seit wir Weal-Vor-House verlassen haben, habe ich noch nicht geschlafen, doch kann ich jetzt nicht länger widerstehen und muss ein Schläfchen halten. Wir können übrigens nicht mehr weit von der nordamerikanischen Küste entfernt sein.

Dienstag, den 9. (Bemerkung des Herrn Ainsworth.) Ein Uhr nachmittags. Die Küste von Süd-Carolina ist vollständig in Sicht! Das große Problem ist gelöst! Wir haben den Atlantischen Ozean überkreuzt – gefahrlos und gemütlich in einem Ballon überkreuzt! Gott sei dafür gelobt! Wer kann hiernach sagen, dass irgend etwas unmöglich sei?!

Hier endet das Tagebuch. Doch teilte Herr Ainsworth unserem Korrespondenten, Herrn Forsyth, noch einige Einzelheiten über die Landung mit. Es herrschte fast vollständige Windstille, als die Reisenden die Küste erblickten, welche die beiden Seeleute und Herr Osborne sofort erkannten. Da der letztgenannte Herr Bekannte in Fort Moultrie hat, beschloss man, sofort dort an Land zu gehen.

⁸ Herr Ainsworth hat nicht versucht sich von diesem Phänomen, das ganz einfach zu erklären ist, Rechenschaft zu geben. Eine Linie, die man von einer Höhe von 25000 Fuß senkrecht auf die Oberfläche der Erde oder des Meeres fallen würde, wäre die Senkrechte eines rechtwinkligen Dreiecks, dessen Basis von dem rechten Winkel zum Horizont, und dessen Hypothenuse vom Horizont zum Ballon reichen würde. Die 25 000 Fuß Höhe jedoch sind wenig oder gar nichts im Vergleich zu der Ausdehnung der Perspektive. Mit anderen Worten: die Basis und die Hypothenuse des angenommenen Dreiecks sind im Vergleich zu der Senkrechten so lang, dass sie fast als Parallelen erscheinen könnten und dem Aeronauten der Horizont als auf dem Niveau der Gondel liegend erscheint. Da jedoch der Punkt gerade unter ihm anscheinend und wirklich sehr viel tiefer liegt als seine Gondel, so erscheint er ihm natürlich auch sehr viel tiefer als der Horizont. Hieraus erklärt sich also die Erscheinung der Konkave, und diese wird solange bleiben, bis die Höhe des Ballons in solchem Verhältnis zu der Ausdehnung der Perspektive steht, dass die scheinbare Parallele zwischen Basis und Hypothenuse verschwindet und die wirkliche, konvexe Gestalt der Erde zum Vorschein kommen muss.

Der Ballon wurde auf den Strand zu gesteuert; es war gerade zur Zeit der Ebbe; der Sand war hart, glatt und zur Landung wie geschaffen. Man ließ den Anker herab, der sofort einhakte. Natürlich strömten die Einwohner der Stadt und des Forts in großen Scharen herbei, um den Ballon zu sehen, doch erst nach langer Zeit glaubten sie an die Reise, die er eben zurückgelegt hatte.

Der Anker wurde genau um zwei Uhr nachmittags ausgeworfen; die ganze Reise von Küste zu Küste hatte also fünfundvierzig Stunden – eher etwas weniger – gedauert! Es hatte sich kein ernstlicher Unfall ereignet. Zu keiner Zeit war ernstliche Gefahr zu befürchten gewesen. Der Ballon wurde ohne Mühe geleert und gefesselt und als das Tagebuch, dem dieser Bericht entnommen ist, von Charleston abgesandt wurde, befand sich die Reisegesellschaft noch in Fort Moultrie. Über ihre weiteren Absichten verlautet bis jetzt noch nichts, doch können wir unsern Lesern für Montag, jedenfalls für die nächsten Tage, weitere Nachrichten versprechen.

Wir haben hier ohne Zweifel das großartigste, interessanteste, wichtigste Unternehmen, das jemals von Menschen ausgeführt wurde. Es wäre überflüssig, daran zu erinnern, welche weitgehenden, herrlichen Folgen es haben wird.

Das System des Doktors Pech und des Professors Feder⁹

Im Herbst des Jahres 18.. machte ich eine Reise durch die südlichen Provinzen Frankreichs. Mein Weg führte mich in die Nähe einer Privat-Irrenanstalt, von der mir meine medizinischen Freunde in Paris viel erzählt hatten. Da ich noch nie eine ähnliche Anstalt besucht, wollte ich die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen und schlug meinem Reisegefährten – einem Herrn, den ich ein paar Tage früher zufällig kennengelernt hatte – vor, den kleinen Abstecher mit mir zu machen und die Anstalt zu besichtigen. Er willigte jedoch nicht ein, schützte zuerst Eile vor, bekannte dann aber, dass ihm der Anblick eines Wahnsinnigen stets einen unangenehmen Schauer bereite. Doch bat er mich, mir um seinetwillen nur ja keinen Zwang aufzuerlegen – er wolle langsam weiterreisen, so dass ich ihn bis zum Abende, auf jeden Fall aber morgen im Laufe des Tages wieder einholen könne. Als wir uns voneinander verabschieden wollten, fiel mir ein, dass es mir vielleicht Schwierigkeiten machen würde, Einlass in die Anstaltsgebäude zu erlangen, und ich sprach ihm meine Befürchtungen aus. Er meinte auch, dass ich, ohne persönlich mit dem Direktor, einem Herrn Maillard, bekannt zu sein oder wenigstens einen Empfehlungsbrief an ihn zu besitzen, wohl kaum Zutritt in die Anstalt erlangen könne, da das Reglement in diesen Privat-Irrenhäusern viel strenger sei als in den öffentlichen Heilanstalten. Er habe jedoch vor einigen Jahren die Bekanntschaft Maillards gemacht und wolle gern mit mir bis an das Tor der Anstalt reiten und mich dem Direktor vorstellen – selbst mit einzutreten gehe jedoch, wie gesagt, gegen sein Gefühl, ich müsse ihn also entschuldigen.

Dankend nahm ich sein Anerbieten an; wir bogen von der Hauptstraße ab und gelangten auf einen grasüberwucherten Nebenweg, welcher sich nach einer halben Stunde in einen dichten Wald verlor, der sich am Fuße eines Berges hinzog. Nachdem wir ungefähr zwei Meilen weit durch diesen feuchten, düsteren Wald geritten, erblickten wir die Heilanstalt. Es war ein phantastisch gebautes, halb verfallenes Schloss, das Alter und Vernachlässigung fast unbewohnbar gemacht zu haben schienen. Sein Anblick erfüllte mich mit einem Gefühl wie Schrecken, ich hielt mein Pferd an, halb entschlossen, umzukehren. Doch schämte ich mich bald meiner Schwäche und ritt vorwärts.

Als wir vor dem Haupttor ankamen, sah ich, dass es leicht geöffnet war, und ein Mann, wie neugierig, herausspähte. Der Betreffende trat alsbald heraus, redete meinen Gefährten bei seinem Namen an, schüttelte ihm herzlich die Hand und bat ihn, abzustiegen. Es war der Direktor Maillard selbst: ein stattlicher, vornehm aussehender Herr, ein Mann aus der alten Schule, von höflichen Formen und einem ernsten, würdigen, gebietenden Wesen, das wohl auf jeden Menschen Eindruck machen musste.

Als mein Freund mich vorgestellt und dem Direktor meinen Wunsch, die Anstalt zu besichtigen, mitgeteilt hatte, empfahl er sich, und ich sah ihn nie wieder.

Nun führte mich der Direktor in ein kleines, außerordentlich sauberes Sprechzimmer, das mit allen Anzeichen eines verfeinerten Geschmacks ausmöbliert war, unter anderem viele gute Bücher, Zeichnungen, schöne

⁹ In einer anderen Übersetzung auch: „Das System des Dr. Teer und Prof. Feder“

Blumentöpfe und Musikinstrumente enthielt. Im Kamin brannte ein lustiges Feuer. Am Klavier saß eine außerordentlich schöne, junge Dame und sang eine Arie von Bellini. Bei meinem Eintritt erhob sie sich und begrüßte mich mit anmutiger Herzlichkeit. Sie sprach mit leiser Stimme, und ihr ganzes Wesen hatte etwas Gedrücktes. Auch glaubte ich, auf ihren schönen, für meine Empfindungen wundervoll bleichen Zügen die Spuren eines verborgenen Kummers zu entdecken. Sie war in tiefe Trauer gekleidet, und ich betrachtete sie mit einem aus Hochachtung, Neugier und Bewunderung sonderbar gemischten Gefühle.

Ich hatte in Paris sagen hören, dass die Anstalt des Herrn Maillard nach einem System, das gewöhnlich das „der Beschwichtigung“ genannt wird, geleitet werde – dass grundsätzlich keinerlei Strafen angewandt wurden – dass man die Kranken nur im Notfall einsperrte – dass man sie nur im geheimen bewachte und sie anscheinend die größte Freiheit genießen ließ – ja, dass man den meisten erlaubte, in ihrem gewöhnlichen Anzuge frei im Hause und in den umliegenden Gärten herumzuspazieren, wie jeder vernünftige Mensch.

Da ich mich an dies alles erinnerte, war ich in Gegenwart der jungen Dame sehr vorsichtig mit meinen Worten, denn ich wusste ja nicht, ob sie nicht auch eine Kranke war. Ein gewisses unruhiges Glänzen in ihren Augen schien meine Befürchtung zu bestätigen. Und so redete ich denn nur von allgemeinen Dingen, die meines Erachtens nach selbst einer Wahnsinnigen nicht missfallen konnten. Sie antwortete auf das, was ich sagte, vollständig vernünftig, und ihre Bemerkungen trugen alle den Stempel eines durchaus gesunden Menschenverstandes. Doch hatte ich mich zu lange mit der Metaphysik der Mania beschäftigt, um nicht zu wissen, dass man solchen Anzeichen von Gesundheit nicht trauen dürfe, und behielt während der ganzen Unterredung all meine Vorsichtsmaßregeln bei.

Ein Diener in einer sehr eleganten Livree brachte ein Tablett mit Wein, Früchten und anderen Erfrischungen herein, denen ich gern zusprach. Die Dame verließ nach einiger Zeit das Zimmer, und ich wandte meine Augen fragend auf meinen Wirt.

„Nein! –“, antwortete er, „o nein! Sie gehört zu meiner Familie – sie ist meine Nichte – übrigens ein reizendes, liebenswürdiges Wesen!“

„Ich bitte tausendmal wegen meines Argwohns um Entschuldigung, doch hoffe ich, dass Sie mich am leichtesten entschuldbar finden werden. Die ausgezeichnete Verwaltung Ihrer Anstalt hat in Paris viel Bewunderung erregt, und da dachte ich, es sei wohl möglich, dass – nun Sie verstehen!“

„Gewiss, gewiss! – Reden wir nicht mehr davon – oder vielmehr, ich muss Ihnen für Ihre lobenswerte Vorsicht dankbar sein. Bei jungen Leuten begegnet man sehr selten solcher Besonnenheit, und ich habe schon oft erfahren müssen, dass die Gedankenlosigkeit unserer Besucher sehr unangenehme Zwischenfälle verursachte. Als die Anstalt noch nach meinem früheren System geleitet wurde und die Patienten nach Gutdünken hier herumstreifen durften, habe ich es erlebt, dass sie durch neugierige Personen, die die Anstalt in Augenschein nehmen wollten, zu gefährlichen Wutanfällen gereizt wurden. Deshalb war ich gezwungen, das strengere System der Absonderung wieder einzuführen und niemanden mehr einzulassen, auf dessen Vorsichtigkeit ich mich nicht verlassen konnte.“

„Als die Anstalt noch nach Ihrem früheren System geleitet wurde?“ sagte ich und wiederholte seine Worte. „Heißt das also, dass jetzt nicht mehr nach dem ›System der Beschwichtigung‹, von dem ich soviel gehört habe, verfahren wird?“

„Vor einigen Wochen“, antwortete er mir, „habe ich mich entschlossen, für immer von demselben abzusehen.“

„Wirklich? Das setzt mich in Erstaunen.“

„Leider“, entgegnete er mit einem Seufzer, „stellte es sich als notwenig heraus, wieder zu der alten Behandlungsweise zurückzukehren. Die Gefahr, die das Beschwichtigungssystem in sich barg, war zu allen Zeiten groß, und seine Vorzüge sind im allgemeinen bei weitem überschätzt worden. Ich glaube, wenn je irgendwo versucht wurde, wirklich konsequent mit Güte vorzugehen, so geschah es hier bei uns. Wir haben alles versucht, was das Menschlichkeitsgefühl Vernünftiges vorschlagen konnte. Es tut mir leid, dass Sie uns nicht früher besucht haben – Sie hätten sich selbst ein Urteil bilden können! Doch darf ich wohl annehmen, dass Sie mit den Einzelheiten des ›Systems der Beschwichtigung‹ bekannt sind –?“

„Nicht vollständig. Ich erfuhr erst durch vierte oder fünfte Hand davon.“

„Ich kann Ihnen dies System im allgemeinen dahin erklären, dass der Kranke geschont wurde und seinen Neigungen unbehindert nachgehen durfte. Wir unterdrückten keine seiner Launen, im Gegenteil, wir duldeten sie nicht bloß, sondern unterstützten sie auch noch und erzielten auf diese Weise eine stattliche Anzahl von Heilungen. Es gibt nichts, was auf den geschwächten Verstand eines Wahnsinnigen einen so starken Eindruck macht, als wenn man ihn ad absurdum führt. Wir haben zum Beispiel Männer hier gehabt, die sich für ein Huhn hielten. Die Behandlung bestand dann darin, diese ihre Annahme als eine wirkliche Tatsache hinzustellen – den Kranken hin und wieder der Beschränktheit anzuklagen, weil er diese Tatsache selbst nicht ganz glauben wolle – und ihm eine Woche lang keine andere Nahrung zu bewilligen als die, die ein Huhn bekommt. So genügte oft ein wenig Gerste und Kies, um Wunder zu vollbringen.“

„Bestand das ganze System in dieser Art von Beruhigung?“

„Keineswegs! Wir hatten auch großes Zutrauen zu einfachen Vergnügungen, Kartenspielen, der Lektüre von gewissen Büchern und so weiter. Wir taten so, als behandelten wir jeden einzelnen wegen eines körperlichen Übels, das Wort ›Wahnsinn‹ wurde nie ausgesprochen. Von besonderer Wichtigkeit war der Umstand, dass wir jeden Irren heimlich beauftragten, die Handlungen der anderen zu überwachen. Einem Wahnsinnigen zeigen, dass man auf seine Intelligenz und seine Diskretion vertraut, heißt, ihm Körper und Seele zurückgewinnen. Auf diese Weise konnten wir dann eine ganze Reihe von Aufsehern entbehren.“

„Bestrafungen kamen überhaupt nicht vor?“

„Nein!“

„Und die Kranken wurden nie eingeschlossen?“

„Nur sehr, sehr selten. Zuweilen mussten wir wohl einen Patienten, dessen Krankheit sich zu einer Krise steigerte oder der einen Wutanfall bekam, in eine geheime Zelle bringen, damit er die anderen nicht ansteckte, und wir verwahrten ihn

dann so lange, bis wir ihn zu seinen Eltern oder seinen Verwandten zurückschicken konnten, denn wir haben uns nie mit Tobsüchtigen befasst. Die wurden gewöhnlich in den öffentlichen Irrenanstalten untergebracht.“

„Und Sie haben nun Ihre Behandlungsweise vollständig geändert und glauben, dass es besser so ist?“

„Ganz gewiss! Das alte System hatte zuviel Nachteile und Gefahren. Gott sei Dank wird es jetzt auch in keinem Irrenhause in Frankreich mehr befolgt.“

„Dies überrascht mich sehr“, sagte ich, „denn ich glaubte bis zu diesem Augenblicke bestimmt, dass im ganzen Lande der Wahnsinn nach dem alten System behandelt würde.“

„Sie sind noch jung, mein Freund“, erwiderte mein Wirt, „doch wird auch für Sie bald die Zeit kommen, wo Sie selbst zusehen, was sich in der Welt zuträgt, ohne auf das Geschwätz der anderen zu achten. – Glauben Sie nichts von dem, was Sie hören, und nur die Hälfte von dem, was Sie sehen. Es liegt klar auf der Hand, dass irgendein Ignorant Ihnen einen ganz falschen Begriff von unserer Anstalt gegeben hat. Nach dem Mittagmahl werde ich Sie, wenn Sie sich von den Strapazen des langen Rittes genügend erholt haben, im ganzen Hause herumführen und Sie mit einem System bekannt machen, das in meinen und den Augen aller Menschen, die sich von seinen günstigen Resultaten überzeugt haben, das wirksamste von allen ist, die bisher Anwendung gefunden.“

„Ist es Ihr eigenes System?“ fragte ich. „Haben Sie es erfunden?“

„Ich bin stolz darauf“, entgegnete er mir, „es wenigstens bis zu einem gewissen Grade meine Erfindung nennen zu dürfen.“

So unterhielt ich mich wohl ein oder zwei Stunden mit Herrn Maillard, während welcher Zeit er mir die zu der Anstalt gehörenden Gärten und Treibhäuser zeigte.

„Ich kann Ihnen jetzt meine Patienten noch nicht vorführen“, begann er wieder, „denn für einen sensiblen Menschen hat ein Wahnsinniger immer etwas Widerwärtiges, und ich möchte Ihnen nicht vor dem Essen den Appetit verderben. Wir wollen also erst speisen! Ich kann Ihnen heute unter anderem Kalbfleisch à la Sainte-Menehould, Blumenkohl à la sauce velouté und ein Glas Clos Nougat anbieten, und ich hoffe, dass dies Ihre Nerven genügend stärken wird.“

Um sechs Uhr bat man zum Essen, und mein Wirt führte mich in einen riesigen Speisesaal, wo eine zahlreiche Gesellschaft versammelt saß; es mochten im ganzen vielleicht fünfundzwanzig oder dreißig Personen sein. Das waren offenbar alles Leute aus der guten Gesellschaft, von ausgezeichneter Erziehung, obgleich es mir schien, dass ihre Kleidung übertrieben elegant, ja, gesucht war und allzu sehr an den raffinierten Pomp des ancien régime erinnerte. Ich bemerkte auch, dass die Gesellschaft zu wenigstens zwei Dritteln aus Damen bestand und einige von ihnen so gekleidet erschienen, dass man es beim besten Willen nicht anders als geschmacklos nennen konnte. So hatten sich zum Beispiel verschiedene Damen, die wenigstens siebzig Jahre alt sein mussten, mit Schmucksachen, Ringen, Armbändern, Ohrgehängen, Ketten und so weiter überladen, und enthüllten dafür das, was noch ihr Busen war, in freigiebigster Weise. Ich bemerkte auch, dass nur

sehr wenig Kleider gut gearbeitet waren oder vielmehr ihren Trägerinnen passten. Als ich um mich schaute, erblickte ich auch das blasse junge Mädchen, dem mich Direktor Maillard im Sprechzimmer bereits vorgestellt hatte. Wie groß war meine Überraschung, als ich sah, dass sie einen Reifrock an hatte und Schuhe mit hohen Absätzen und eine Haube aus schmutziger Brüsseler Spitzen trug, die ihr viel zu groß war und ihr Gesicht lächerlich klein erscheinen ließ. Als ich sie zum ersten Male gesehen, war sie, wie man weiß, in Trauerkleidung gehüllt gewesen, die ihr wunderbar gut gestanden hatte. Eine gewisse Sonderbarkeit im Anzüge eines jeden aus der Gesellschaft brachte mich wieder auf den Gedanken, dass das Beschwichtigungssystem vielleicht doch noch in Anwendung sei, dass mich Direktor Maillard vielleicht bloß bis nach dem Essen täuschen wolle, um mir den unangenehmen Gedanken, mit Wahnsinnigen an einem Tische zu speisen, zu ersparen; doch erinnerte ich mich auch wieder, in Paris von Provinzialen des Südens als von außerordentlich exzentrischen und in ihrem Gebaren lächerlich altmodischen Leuten reden gehört zu haben; und als ich mit verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft sprach, zerstreuten sich meine Befürchtungen in der Tat wieder.

Der Speisesaal, obgleich ziemlich groß und bequem, war doch durchaus nicht elegant möbeliert. Auf dem Fußboden lag zum Beispiel kein Teppich, der allerdings in Frankreich nicht so unerlässlich ist wie anderswo. Die Fenster waren durch keinerlei Gardinen noch durch Vorhänge verhüllt, die Fensterläden waren verschlossen und durch zwei diagonal laufende Eisenstangen wohl verwahrt. Ich bemerkte, dass der Speisesaal allein einen ganzen Flügel des Schlosses einnahm; an drei Seiten des Parallelogramms befanden sich die Fenster – es waren nicht weniger als zehn – und an der vierten die Türe. Der Tisch war sehr reichlich gedeckt und mit Leckereien überladen. Die Verschwendung war fast barbarisch, es waren soviel Gerichte vorhanden, dass man ein ganzes Heer damit hätte sättigen können. Niemals in meinem Leben ist mir wieder eine ähnliche, monströse Zusammenstellung aller guten Dinge des Lebens vorgekommen. Doch bewies das ganze Arrangement sehr wenig Geschmack, und meine an ruhiges Licht gewöhnten Augen empfanden den strahlenden Glanz der zahllosen, in silbernen Kandelabern allzu reichlich umherstehenden Kerzen höchst unangenehm. Ein paar geschäftige Dienstboten bedienten. Auf einem großen Tische am unteren Ende des Saales saßen sieben oder acht Musiker mit Geigen, Flöten, Posaunen und Trommeln. Diese Burschen belästigten mich während der Mahlzeit ganz erheblich durch das unglaubliche Getöse, das sie vollführten. Die Anwesenden schienen es allerdings für Musik zu halten und großes Vergnügen darob zu empfinden.

Ich konnte mich des Gedankens, wie bizarr meine ganze Umgebung doch sei, immer weniger entschlagen; aber es gibt eben allerlei Menschen auf der Welt, die verschiedene Gedanken und Manieren haben, und ich war zu viel gereist, um mich noch naiv über etwas verwundern zu können. Ich ließ mich also zur Rechten meines Wirtes nieder und tat, da ich guten Appetit hatte, der vortrefflichen Mahlzeit alle Ehre an.

Man unterhielt sich im allgemeinen sehr lebhaft. Die Damen sprachen, wie gewöhnlich, am meisten. Ich fand, dass alle Tischgenossen sehr gut erzogene Leute waren; mein Wirt sprudelte über von lustigen Anekdoten. Er schien offenbar

sehr gern von seiner Stellung als Direktor des Irrenhauses zu reden, und zu meiner großen Überraschung bemerkte ich, dass die verschiedenen Äußerungen des Wahnsinns ein beliebtes Gespräch der Tischgesellschaft zu sein schienen.

„Wir hatten neulich ein Individuum hier“, erzählte mir ein dicker, kleiner Herr, der zu meiner Rechten saß, „das sich für eine Teekanne hielt. Und beiläufig gesagt: ist es nicht sonderbar, dass gerade diese Vorstellung das Gehirn der Wahnsinnigen so oft beunruhigt? Ich glaube, es gibt in ganz Frankreich keine Anstalt, die nicht mit einer menschlichen Teekanne aufwarten könnte. Unser Herr hielt sich für eine Teekanne aus Britanniamasse und polierte sich jeden Morgen sorgfältig mit einem Stück Hirschleder und Wiener Putzkalk.“

„Vor nicht langer Zeit“, meinte ein sehr großer Herr, mir gerade gegenüber, „war ein Mensch hier, der sich für einen Esel hielt, was, wie Sie bemerken werden, allegorisch gesprochen, auch richtig war. Es war ein sehr unruhiger Patient, und wir hatten oft alle Mühe, ihn von Exzessen zurückzuhalten. Eine Zeitlang wollte er nichts anderes essen als Disteln, doch kurierten wir ihn bald davon, indem wir ihm wirklich nichts anderes zukommen ließen. Dann schlug er immer mit den Hinterbeinen aus, so – sehen Sie – so – so –“

„Herr de Kock, ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sich ein wenig mäßigen wollten“, unterbrach ihn hier eine alte Dame, die neben ihm saß. „Halten Sie doch, bitte, Ihre Füße bei sich! Sie haben mir mein ganzes Brokatkleid verdorben. Ist es denn unumgänglich nötig, eine Bemerkung praktisch zu illustrieren? Ich glaube, unser Freund hier hatte Sie auch so verstanden. Sie sind wahrhaftig ein ebenso großer Esel wie der Unglückliche, von dem Sie reden. Sie ahmten das Tier wenigstens äußerst naturgetreu nach.“

„Mille Pardons! Ma'mselle!“ erwiderte der also angeredete Herr de Kock, „bitte tausendmal um Entschuldigung. Ich hatte nicht die Absicht, Sie zu belästigen. Ma'mselle Laplace – Herr de Kock nimmt sich die Ehre, auf Ihr Wohl zu trinken!“

Bei diesen Worten verbeugte sich Herr de Kock sehr tief, küsste ehrfurchtsvoll seine eigene Hand und trank auf das Wohl der Dame.

„Gestatten Sie mir, mein Freund“, wandte sich Herr Direktor Maillard jetzt an mich, „Ihnen ein Stück von diesem Kalbfleisch à la Sainte-Menehould zu überreichen; es wird Ihnen sicher zusagen.“

Drei sehr kräftige Diener hatten eben eine ungeheure Schüssel ohne weiteren Unfall auf den Tisch gesetzt. Sie war fast so groß wie ein Boot und enthielt, wie mir schien, das

*monstrum, horrendum, informe, ingens,
cui lumen ademptum.*

Ein aufmerksamer Blick überzeugte mich jedoch davon, dass es nur ein kleines unzerlegt gebratenes Kalb sei, das auf seinen Knien lag und einen Apfel im Maule trug, wie man in England gewöhnlich einen Hasen serviert.

„Danke, nein!“ erwiderte ich dem Direktor, „ich bin kein besonderer Freund von Kalbfleisch à la Sainte – wie sagten Sie doch? – es bekommt mir nicht! Ich

möchte jedoch meinen Teller wechseln lassen und etwas von dem Kaninchenbraten nehmen.“

Auf dem Tische standen nämlich mehrere Mittelschüsseln, welche den bekannten französischen Kaninchenbraten zu enthalten schienen, den ich sehr liebte.

„Jean!“ rief mein Wirt, „reichen Sie dem Herrn einen anderen Teller und etwas von dem Kaninchen nach Katzenart!“

„Kaninchen nach was?“ fragte ich.

„Nach Katzenart!“ antwortete er.

„Danke nein“, sagte ich rasch. „Ich habe es mir anders überlegt und möchte lieber etwas von dem Schinken nehmen.“

„Man weiß doch wahrhaftig nie“, dachte ich bei mir, „was man am Tische von Provinzmenschen zu essen bekommt. Ich danke für Euer Kaninchen nach Katzenart – ebenso wie ich für Eure Katze nach Kaninchenart danken würde.“

„Und weiter“, nahm jetzt eine Person mit einem wahren Leichengesicht am unteren Ende der Tafel das Gespräch, das einen Augenblick gestockt hatte, wieder auf, „– und weiter hatten wir unter anderen Merkwürdigkeiten einmal einen Patienten hier, der sich für ein Stück Cordovakäse hielt, immer mit einem Messer in der Hand herum lief und alle seine Bekannten aufforderte, mal ein Scheibchen aus der Mitte seines Beines zu versuchen.“

„Er war wirklich ein großer Narr“, rief jemand anders dazwischen, „und doch kann man ihn absolut nicht mit einer anderen Person vergleichen, die wir alle – den fremden Herrn da ausgenommen – genau kennen. Ich meine den Mann, der sich plötzlich für eine Champagnerflasche hielt und oft plötzlich mit einem Pang! pang! aufsprang und pschi-pschi-i-i-i-i-dazu machte, so nämlich –“

Hier streckte der Sprecher ungebildeterweise seinen rechten Daumen in die linke Wange, zog ihn mit einem Tone, der dem Aufspringen eines Korkes glich, wieder heraus und brachte durch eine geschickte Bewegung der Zunge auf den Zähnen, einen scharfen, zischenden, sprudelnden Laut hervor, der ähnlich klang wie das Moussieren des Champagners. Ich bemerkte sofort, dass dies Betragen Herrn Maillard durchaus nicht gefiel, doch sagte er nichts. Ein sehr magerer, kleiner Mann in einer riesigen Perücke führte die Unterhaltung weiter fort: „Einmal war ein Ignoramus hier, der hielt sich für einen Frosch, mit dem er übrigens, beiläufig gesagt, wirklich viel Ähnlichkeit hatte. Ich wünsche, Sie hätten ihn gesehen, mein Herr“ – hier wandte sich der Sprecher mir zu – „es hätte Ihrem Herzen wohlgetan, zu beobachten, wie natürlich er sich benahm. Mein Herr, wenn der Mann kein Frosch war, so kann ich nur sagen, es war schade, dass er wirklich keiner war. Sein Quaken – er machte es so: o o o o gh! – o o o o gh! – war das schönste Quaken der Welt – ganz b-Moll. Und wenn er, nachdem er ein oder zwei Glas Wein getrunken hatte, seine Ellbogen so, wie ich es jetzt tue, auf den Tisch stützte, seinen Mund auseinanderzog – so – und seine Augen nach oben rollte und fabelhaft schnell mit den Lidern zwinkerte – so ähnlich! – ich glaube, mein Herr, das imitatorische Genie dieses Mannes hätte Sie mit Bewunderung erfüllt!“

„Zweifellos!“ erwiderte ich.

„Einmal war auch“, meinte ein anderer, „ein Deutscher, ein Herr Schnupfer, hier, der sich für eine Prise Tabak hielt und untröstlich war, dass er sich nicht zwischen seinen Daumen und Zeigefinger nehmen konnte.“

„Auch war Jules Desoulieres ein sonderbares Phänomen, und die Vorstellung, dass er ein Kürbis sei, machte ihn ganz verrückt. Er verfolgte den Koch mit Bitten, ihn doch zu Kompott zu verarbeiten, was ihm der Koch aber voller Entrüstung abschlug. Ich will es jedoch gar nicht so schroff ableugnen, dass ein Kürbiskompott à la Desoulieres nicht vorzüglich geschmeckt haben würde.“

„Sie setzen mich in Erstaunen“, erwiderte ich dem lustigen Herrn und blickte den Direktor Maillard fragend an.

„Hahaha!“ antwortete mir dieser, „hehehe! hihhi! höhöhö! hühühü! das ist sehr gut! Sie müssen sich nicht allzu sehr verwundern, mein Freund; der Herr ist ein Schäker – ein Witzbold – Sie dürfen seine Reden nicht wörtlich nehmen.“

„Und außerdem war noch Bouffon-Legrand hier“, rief irgendein anderer Tischgenosse – „er war in seiner Weise auch eine außerordentliche Persönlichkeit, die Liebe richtete in seinem Gehirn Verwüstungen an, so dass er sich einbildete, er sei der Kopf des Cicero, der andere sei jedoch eine Zusammensetzung: von der Spitze der Stirn bis zum Munde sei er nämlich der Kopf des Demosthenes, und vom Munde bis zum Kinn der Kopf Lord Broughams. Es ist ja möglich, dass er sich täuschte, doch hätte er Sie sicher von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugt, denn er war ein Mann von großer Beredsamkeit. Er hatte geradezu eine Leidenschaft für die Kunst des Redens und konnte es sich nicht versagen, dieselbe oft zu zeigen. So pflegte er zum Beispiel auf den Esstisch zu springen – so ungefähr und – und“

Hier legte mein Freund, der neben dem Sprecher saß, die Hand auf dessen Schulter und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr; worauf er ganz plötzlich zu sprechen aufhörte und in seinen Stuhl zurücksank.

„Und dann“, sagte nun der Freund, der eben seinem Nachbar ins Ohr geflüstert hatte, „war noch Boulard hier, der Kreisel. Ich nenne ihn den Kreisel, weil er die drollige, doch nicht ganz unvernünftige Idee hatte, in einen Kreisel verwandelt worden zu sein. Sie wären vor Lachen gestorben, hätten Sie ihn so herumschnurren sehen! Er konnte sich eine Stunde lang auf einem Absatz herumdrehen, so nämlich – so –“

Der Freund, den er vorhin durch die zugeflüsterte Bemerkung unterbrochen hatte, erwies nun seinem Nachbar genau denselben Dienst.

„Ihr Herr Boulard“, schrie jetzt eine alte Dame mit Fistelstimme, „er war verrückt, und zwar sehr blödsinnig verrückt, denn wer, gestatten Sie mir die Frage, hat jemals einen lebendigen Kreisel gesehen? Die ganze Sache ist absurd. Da war Frau Soyeuse eine viel gescheitere Person. Sie hatte ja auch ihre Grille, aber eine Grille, die sich mit dem gesunden Menschenverstande wohl vereinigen ließ und allen, die die Ehre ihrer Bekanntschaft genossen, nur Vergnügen bereitete. Sie fand nach reiflicher Überlegung, dass sie durch irgendeinen Unfall ein junger Hahn geworden war, doch benahm sie sich als solcher durchaus schicklich. Sie schlug

wundervoll mit den Flügeln – so – so – so und krächte einfach entzückend! Kikeriki – Kikeriki – Kikeriki iiiiii!“

„Ich muss Sie bitten, Frau Soyeuse, sich anständig zu benehmen“, unterbrach sie mein Wirt voller Zorn. „Wenn Sie sich hier nicht betragen wollen, wie es einer Dame zukommt, müssen Sie den Tisch verlassen. Sie haben die Wahl.“

Die Dame, die ich nach der Beschreibung, die sie von Frau Soyeuse gegeben, mit großer Überraschung als diese selbst anreden hörte, errötete bis an die Brauen und schien den Vorwurf als eine tiefe Demütigung zu empfinden. Sie senkte den Kopf und erwiderte keine Silbe. Eine andere, jüngere Dame nahm die Unterhaltung wieder auf. Es war das schöne Mädchen, das ich im Sprechzimmer kennengelernt.

„Oh, Frau Soyeuse war eine Närrin“, rief sie aus. „Von wirklich gesundem Menschenverstande zeugten eigentlich nur die Ansichten der Eugenie Salsafette. Sie war ein sehr schönes, trauriges, bescheidenes Mädchen, das es für unpassend hielt, sich wie alle anderen Menschen zu kleiden, und es vorzog, die innere Seite ihrer Kleidungsstücke nach außen zu tragen. Das kann man übrigens leicht bewerkstelligen, Sie brauchen bloß so zu machen – und; so – und so – und – „

„Mein Gott! Fräulein Salsafette, was machen Sie denn“, schrien hier wohl zwölf Stimmen auf einmal, „was fangen Sie an! – Gott behüte – das genügt ja aber vollständig – wir sehen ja klar genug, wie die Sache gemacht wird! Halten Sie ein, halten Sie ein!“ Mehrere Personen sprangen von ihren Sitzen auf und versuchten Fräulein Salsafette zu verhindern, sich auf gleichen Fuß mit der Venus von Medici zu stellen.

Man hatte die junge Dame kaum beruhigt, als plötzlich aus dem Hauptflügel des Schlosses ein fürchterliches Geschrei gellend zu uns herüberklang. Obwohl der gräuliche Lärm meine eigenen gesunden Nerven schon ziemlich angriff, musste ich die übrige Gesellschaft geradezu bemitleiden, denn sie schien in einer Weise zu erschrecken, wie ich es nie wieder bei vernünftigen Menschen gesehen habe. Sie wurden alle bleich wie Laken, fuhren zusammen, saßen zitternd und bebend da und horchten angstvoll, ob sich der Ton wiederholte. Plötzlich erklang er wieder, lauter und anscheinend viel näher – dann erscholl er ein drittes Mal sehr laut und ein viertes Mal sehr viel leiser und entfernter. Sofort erlangte die Gesellschaft ihre gute Laune wieder. Man sprudelte wie vorhin vor Leben und Lustigkeit über. Ich fragte nun nach dem Grunde der Störung.

„Ach, eine Kleinigkeit!“ erwiderte mir Herr Maillard. „Wir sind an dergleichen gewöhnt und machen uns wenig daraus. Die Irrsinnigen heulen zuweilen alle zusammen auf – einer steckt den anderen an, wie es oft die Hunde in der Nacht tun. Zuweilen jedoch folgt auf ein solches Konzert eine einmütige Anstrengung, loszubrechen, was immerhin eine kleine Gefahr über uns bringen könnte.“

„Wie viele Wahnsinnige befinden sich denn jetzt in den Zellen?“

„Augenblicklich im ganzen nur zehn.“

„Hauptsächlich wohl Frauen?“

„O nein, alle zehn sind Männer, und kräftige Männer dazu, kann ich Sie versichern!“

„Wirklich? Ich habe immer sagen hören, dass die Mehrzahl der Wahnsinnigen dem schöneren Geschlechte angehöre!“

„Im allgemeinen ja, doch nicht immer. Vor einiger Zeit hatten wir siebenundzwanzig Kranke hier, und zwar befanden sich darunter nicht weniger als achtzehn Frauen, doch hat sich das Verhältnis, wie Sie hören, jetzt in kurzer Zeit geändert.“

„O ja, sehr geändert“, unterbrach ihn hier der Herr, der Ma'mselle Laplace vorhin auf ihr Brokatkleid getreten hatte.

„O ja – sehr geändert“, schrie die ganze Gesellschaft im Chorus.

„Halte doch jeder seinen Mund“, rief mein Wirt voller Zorn – und die Tafelrunde beobachtete fast eine ganze Minute lang ein Todesschweigen. Eine Dame jedoch gehorchte Herrn Maillard wörtlich, fasste ihre Lippen mit beiden Händen und hielt sie bis zum Schluss des Essens fest.

„Und die Dame“, wandte ich mich flüsternd an Herrn Maillard, „die eben den Hahn imitierte, ist harmlos – ganz harmlos, nicht wahr?“

„Harmlos?“ rief er mit aufrichtiger Überraschung aus. „Was meinen Sie damit?“

„Nun, nur leicht erkrankt“, entgegnete ich und wies auf meinen Kopf. „Ich meine, sie ist durchaus nicht besonders schlimm oder gar gefährlich krank.“

„Mein Gott! Was denken Sie sich nur überhaupt! Die Dame, meine alte, spezielle Freundin, ist so gut bei Verstande wie ich. Sie hat ein paar exzentrische Angewohnheiten, das ist wahr – aber Sie wissen doch: alle alten Frauen – alle sehr alten Frauen haben dergleichen an sich, sind mehr oder weniger exzentrisch.“ „Gewiss, gewiss!“ entgegnete ich, „und die übrigen Herrn und Damen –“

„Sind meine Freunde und untergebenen Beamten“, unterbrach mich Herr Maillard in einem, wie mir schien, etwas hochmütigen Tone, „meine prächtigen Freunde und Helfer.“

„Wie? Alle?“ fragte ich, „auch die Frauen?“

„Gewiss!“ antwortete er. „Ohne weibliche Hilfe ist eine Anstalt wie die unsrige nicht zu leiten. Frauen sind die besten Irrenpflegerinnen, die man sich denken kann. Sie haben ihre eigene Art und Weise, mit den Wahnsinnigen umzugehen, und ihre schönen Augen tun oft Wunder – es ist ähnlich damit, wie mit dem Bann, den die Schlangen ausüben, wissen Sie!“

„Das mag sein, gewiss!“ entgegnete ich. „Sie benehmen sich zwar alle ein wenig sonderbar, nicht? ein bisschen verdreht, was? Finden Sie nicht auch?“

„Sonderbar? Verdreht? Glauben Sie das wirklich? Wir hier im Süden nehmen es allerdings nicht so genau – wir tun, was wir wollen – genießen unser Leben – sind lustig und guter Dinge –“

„Das ist gewiss sehr vernünftig“, erwiderte ich.

„Und überdies, sehen Sie, dieser Clos de Vougeot ist ein bisschen schwer – ein bisschen stark – Sie verstehen – wie?“

„Gewiss, gewiss“, sagte ich. „Habe ich Sie übrigens recht verstanden, dass Sie an Stelle des Beschwichtigungssystems eine außerordentlich harte Behandlung gesetzt haben?“

„Nicht vollständig. Wir schließen die Kranken bloß strenge ein, ihre Behandlung – ich meine die ärztliche Behandlung – muss ihnen eher angenehm als unangenehm sein.“

„Sie haben das neue System selbst erfunden?“

„Nicht ganz – einige Punkte in demselben stammen von Doktor Pech, von dem Sie sicher schon gehört haben. Und verschiedene Abänderungen schreibe ich mit Stolz dem berühmten Professor Feder zu, mit dem Sie, wenn ich mich nicht irre, ja sehr nahe bekannt sind.“

„Ich muss leider gestehen“, wandte ich ein, „dass ich keinen der beiden Namen früher gehört habe.“

„Du lieber Himmel“, rief mein Wirt, rückte erschrocken seinen Stuhl zurück und schlug die Hände zusammen, „ich höre wohl nicht recht! Sie wollten doch nicht sagen, dass Sie noch nie von dem gelehrten Doktor Pech, noch nie von dem berühmten Professor Feder etwas gehört haben!“

„Ich muss leider meine vollständigste Unwissenheit zugeben. Der Wahrheit die Ehre: ich bedaure aufrichtig, von den Werken dieser beiden berühmten Persönlichkeiten auch nicht das geringste zu wissen. Ich will mir, sobald es angeht, ihre Schriften verschaffen und mit dem nötigen Eifer durchlesen. Sie haben mich nämlich, Herr Maillard, wirklich –, Sie haben mich, muss ich gestehen, ganz beschämt gemacht.“

Dies letztere war tatsächlich der Fall.

„Reden wir doch nicht mehr davon, mein lieber junger Freund“, unterbrach mich der Direktor in gütigem Tone und drückte mir die Hand, „stoßen wir lieber mit einem Glas Sauterne an!“

Wir taten es. Die Gesellschaft folgte unserem Beispiele. Sie tranken unaufhörlich – schwätzten, scherzten, lachten und vollführten tausend absurde Dinge. Die Geigen quietschten, die Trommeln rasselten, die Posaunen heulten, der Spektakel wurde, je mehr man dem Weine zusprach, immer wüster und das Ganze zu einer richtigen Orgie. Herr Maillard und ich setzten indes zwischen verschiedenen Flaschen Clos de Vougeot und Sauterne hindurch unsere Unterhaltung fort, mussten jedoch aus Leibeskräften schreien, um einander verstehen zu können. Ein Wort, in gewöhnlicher Klangstärke gesprochen, wäre ebenso wenig gehört worden, wie die Stimme eines Fisches auf dem Grunde des Niagara-Falles.

„Vor dem Mittagessen sprachen Sie von den Gefahren, die das alte System der Beschwichtigung mit sich gebracht habe“, schrie ich dem Direktor ins Ohr. „Was meinten Sie damit?“

„Nun“, entgegnete er, „die Launen der Irren sind ganz unberechenbar, und es ist sowohl meine Ansicht wie die des Doktors Pech und des Professors Feder, dass es nie klug ist, einen Irrsinnigen frei umherlaufen zu lassen. Er kann für eine Zeitlang ›beschwichtigt‹ werden, wie man es nennt, doch muss man sich immer auf Gewalttätigkeiten gefasst machen. Auch ist seine List so groß, dass sie ja fast schon sprichwörtlich geworden ist. Wenn er irgend etwas vorhat, verheimlicht er seinen Plan mit großer Geschicklichkeit. Und die wunderbare Verstellungskunst, mit welcher er den geistig Gesunden imitiert, ist eins der sonderbarsten Probleme in der psychologischen Wissenschaft. Wenn ein Wahnsinniger ganz vernünftig scheint, ist es die höchste Zeit, ihn in die Zwangsjacke zu stecken.“

„Aber die Gefahr, von der Sie sprachen? Haben Sie in Ihrer eigenen Praxis die Erfahrung gemacht, dass die Freiheit für einen Wahnsinnigen gefährlich ist?“

„Hier? In meiner eigenen Praxis? O ja, das habe ich! So ist zum Beispiel vor kurzem in diesem Hause etwas Merkwürdiges vorgekommen. Damals war das Beschwichtigungssystem noch in Anwendung und die Kranken alle in Freiheit. Sie betrogen sich außerordentlich gut, so gut, dass jeder vernünftige Mensch auf den Gedanken kommen musste, hinter dieser Bravheit verberge sich irgendein teuflisches Vorhaben. Und wahrhaftig! Eines schönen Morgens fanden sich alle Aufseher an Händen und Füßen gebunden und in Zellen gesperrt in denen sie von den Irren, die sich plötzlich alle für Aufseher hielten, wie Wahnsinnige behandelt wurden.“

„Was Sie sagen! Das ist allerdings ganz unerhört!“

„Tatsache! Die ganze Katastrophe wurde durch einen Burschen herbeigeführt – einen Wahnsinnigen – der sich plötzlich einbildete, er habe ein Regierungssystem erfunden, das besser sei als alle bisher bekannten – Irrenregierungssysteme meine ich natürlich. Er wollte seine Erfindung auf die Probe stellen und überredete die übrigen Kranken zu einer Verschwörung, um die regierenden Mächte über den Haufen zu werfen.“

„Und es gelang ihm auch?“

„Vollständig. Die Aufseher und die Beaufsichtigten wechselten ihre Plätze, das heißt, die Irren waren ja immer frei gewesen, doch die Aufseher wurden nun in Zellen gesperrt und, wie ich leider gestehen muss, sehr ehrenvoll behandelt.“

„Doch wurde nun gewiss schnell eine Gegenrevolution gemacht, denn so konnten die Dinge doch nicht lange bleiben. Die Bauern aus der Nachbarschaft – oder zufällige Besucher der Anstalt erstatteten wohl sofort Anzeige?“

„Da irren Sie sich. Der Anführer der Rebellen war zu schlau, er ließ überhaupt keinen Besucher ein – nur einmal einen jungen Mann, der ziemlich dumm aussah und der ihm keine Besorgnis einflößte. Er ließ ihn ein, um eine Abwechslung zu haben und sich über ihn zu amüsieren. Als er genug Hanswurst gespielt hatte, ließ er ihn wieder laufen.“

„Und wie lange dauerte denn die Regierung der Narren?“

„Oh, sehr lange – gewiss einen Monat lang – oder noch länger, ich weiß es nicht genau. Mittlerweile führten die Tollen ein vergnügtes Leben. Das können Sie

sich denken. Sie warfen ihre schäbigen alten Sachen ab und plünderten den Familienkleiderschrank und die Familienschmuckschatulle. In den Kellern des Schlosses lagen reiche Weinvorräte – die Irren sind gerade die richtigen dazu, um ihn auszutrinken. Sie lebten gut, das kann ich Ihnen nur sagen.“

„Und die Behandlung – was für eine Art von Behandlung führte der Rebellenführer ein?“

„Nun, wie ich schon bemerkte: ein Wahnsinniger braucht nicht immer dumm zu sein! Und es ist auch meine bescheidene Meinung, dass das System, welches er einführte, besser war als das, welches er über Bord geworfen. Es war ein vorzügliches System – ganz einfach – sauber – ohne Schwierigkeit – es war ganz köstlich – es war –“

Hier wurde mein Wirt durch eine lange, neue Reihe von Schreien unterbrochen, die genauso klangen wie die vorhin gehörten. Diesmal jedoch schienen sie von Personen ausgestoßen zu werden, die sich dem Saale rasch näherten.

„Himmlischer Vater!“ rief ich aus. „Wahrscheinlich sind die Wahnsinnigen losgebrochen!“

„Ich fürchte auch“, entgegnete Herr Maillard und wurde blass.

Jetzt ertönten die lauten Schreie und Rufe dicht unter unserem Fenster. Dann hörten wir jedoch auch, wie einige Personen sich bemühten, von außen, vom Korridor her in das Zimmer zu dringen. Die Tür wurde mit einem Widder oder riesigen Hammer bearbeitet, während andere mit unheimlicher Kraft an den Fenstergittern rüttelten und brachen.

Nun entstand die fürchterlichste Verwirrung. Herr Maillard versteckte sich zu meiner größten Überraschung hinter das Buffett. Eigentlich hatte ich von ihm mehr Entschlossenheit erwartet. Die Mitglieder des Orchesters, die seit einer Viertelstunde zu betrunken schienen, um ihrer Aufgabe nachzukommen, sprangen mit ihren Instrumenten wieder auf den Tisch, begannen einmütig mit fast übermenschlicher Energie und Tonfülle die „Schusterjungen“ zu spielen, und musizierten während der ganzen Katastrophe, die nun hereinbrach, unentwegt weiter.

Der Herr, den man vorhin mit großer Mühe davon abgehalten hatte, auf den Tisch zu springen, hüpfte jetzt mitten zwischen die Flaschen und Gläser. Sobald er dort einen bequemen Standpunkt gefunden, begann er eine große Rede zu halten, die wahrscheinlich vorzüglich war – hätte man nur ein Wort verstehen können. Im selben Augenblick fing der Herr, der die Vorliebe für den Kreisel hatte, mit ungeheurem Kraftaufwand an, im Zimmer immer in die Runde herumzuschnurren. Dabei hielt er die Arme im rechten Winkel ausgestreckt, so dass er in der Tat einem Kreisel ähnlich sah und jeden, der in seine Nähe kam, zu Boden schleuderte. Zu gleicher Zeit vernahm ich ein unglaubliches, paffendes und zischendes Geräusch, wie von aufspringenden Champagnerflaschen, ein Geräusch, das von der Persönlichkeit herkam, die schon während des Mittagessens sich für eine Flasche des animierenden Stoffes gehalten hatte. Der Froschmann quakte dazu, als hinge sein Seelenheil von jedem Tone ab; indes der Deutsche, Herr Schnupfer, schnupfte,

was das Zeug hielt. Doch über alles hinweg hörte ich das langanhaltende ia ia eines Esels. Und meine alte Freundin, Frau Soyeuse – ich hätte Tränen über sie weinen können, denn die Ärmste schien die Fassung vollständig verloren zu haben: Sie stand in einer Ecke am Kamin und konnte nichts weiter äußern als ein unaufhörlich aus Leibeskräften geschrienes Kikeriki i i i. Während ihr gegenüber, in der anderen Ecke, Fräulein Salsafette, völlig ausgezogen, als Venus von Medici Posto gefasst hatte.

Und nun hatte die Komödie ihren Höhepunkt erreicht. Da man den Anstrengungen der Belagernden weiter keinen Widerstand entgegensetzte als Heulen, Schreien und Krähen, waren die Fenster bald erbrochen, war die Tür bald gesprengt. Niemals werde ich die Bestürzung und das Entsetzen vergessen, das mich befiel, als ich sah, wie durch die Fenster heulende Ungeheuer einstiegen, die ich für Schimpansen, Orang-Utangs und schwarze Paviane hielt, wie sie am Kap der guten Hoffnung vorkommen mögen.

Ich bekam einen Schlag, rollte unter ein Sofa und blieb da still liegen. Nach ungefähr fünfzehn Minuten, während welcher ich angestrengt auf das horchte, was im Zimmer vor sich ging, erlangte ich endlich mit Schluss des Dramas auch die Aufklärung seiner Verwickelungen. Herr Maillard hatte mir anscheinend mit der Geschichte des Rebellen, der die Irren befreite, nur seine eigenen Heldentaten erzählt. Er war in der Tat vor zwei oder drei Jahren Direktor der Anstalt gewesen, dann hatte sich jedoch auch sein Kopf verwirrt, und er wurde selbst der Abteilung für die Kranken überwiesen. Das aber war meinem Reisegefährten nicht bekannt gewesen.

Die Hüter, zehn an der Zahl, hatte er von seinen Mitpatienten ergreifen lassen; darauf wurden sie mit Pech überzogen und mit Federn besteckt und in unterirdische Zellen geworfen. Über einen Monat lang hatte man sie gefangen gehalten, und Direktor Maillard hat ihnen nicht nur Pech und Federn gelassen (darin bestand nämlich sein System), sondern ihnen sogar ein wenig Brot und soviel Wasser zugestanden, wie sie haben wollten. Täglich ließ er sie mit einer Pumpe duschen. Endlich war es einem von ihnen gelungen, durch ein Abflussrohr zu entkommen und die anderen zu befreien.

Jetzt ist das Beschwichtigungssystem mit einigen wichtigen Veränderungen wieder angenommen worden. Doch kann ich nicht umhin, mit Herrn Maillard darin übereinzustimmen, dass seine selbsterfundene Behandlungsweise eine äußerst vorzügliche gewesen. Wie er sehr richtig bemerkte: einfach – sauber – und sie machte keine Mühe, wirklich nicht die geringste.

Ich will zum Schluss nur noch erwähnen, dass ich, obwohl ich alle Bibliotheken Europas nach den Werken des Doktors Pech und des Professors Feder durchsucht habe, doch bis heute noch keine ihrer Schriften habe finden können.

Die Entdeckung des Herrn van Kempelen

Man wird nicht vermuten, dass ich nach dem sehr eingehenden und gründlichen Aufsätze Aragos und dem kurzen, aber treffenden, von Herrn Leutnant Maury veröffentlichten Berichte mit meinen wenigen flüchtigen Äußerungen die Erfindung des Herrn van Kempelen von einem wissenschaftlichen Standpunkte aus beurteilen will. Ich beabsichtige nur, ein paar Worte über van Kempelen selbst zu sagen, dessen vorübergehende persönliche Bekanntschaft ich vor einigen Jahren zu machen die Ehre hatte; denn ich glaube, dass augenblicklich alles, was ihn betrifft, von Interesse für meine Leser ist; sodann will ich ganz im allgemeinen die Resultate seiner Erfindung in Erwägung ziehen.

Ich halte es für angebracht, meine summarischen Notizen mit der Bemerkung einzuleiten, dass das Publikum aus den Zeitungen wie gewöhnlich wieder einmal einen ganz falschen Eindruck von der Entdeckung bekommen hat –, einer Entdeckung, die, wie erstaunlich sie zweifelsohne auch ist, doch schon vorgeahnt war.

Wenn man im „Diarium“ Humphrey Davys, (Cottle & Munroe, London) nachschlägt, so wird man auf den Seiten 53 und 82 Stellen finden, die deutlich beweisen, dass der berühmte Chemiker die fragliche Idee nicht allein schon gehabt, sondern sogar die Analyse, die jetzt Herr van Kempelen zu ihrem so glorreichen Ende gebracht, selbst schon ziemlich weit durchgeführt hatte. Obwohl nun Herr van Kempelen nicht die geringste Anspielung auf dieses Werk macht, verdankt er demselben doch ganz sicher (ich behaupte es, ohne zu zögern, und kann es beweisen) zum mindesten den ersten Antrieb, die erste Andeutung seines Unternehmens. Ich kann es mir nicht versagen, zwei Stellen aus dem „Diarium“ mit einer der Gleichungen Sir Humphrey Davys einzufügen.¹⁰ Der Abschnitt aus dem „Courier and Enquirer“, der jetzt durch alle Blätter geht und die Erfindung einem Herrn Popper aus Braunschweig zuschreiben will, scheint mir dagegen aus mehreren Gründen zweifelhaft zu sein, obgleich er nichts an sich Unmögliches oder Unwahrscheinliches enthält. Ich brauche nicht auf Einzelheiten einzugehen. Meine Meinung bezieht sich hauptsächlich auf die Art und Weise, in der er geschrieben ist. Er sieht nicht wahr aus. Jemand, der Tatsachen berichtet, spezialisiert selten so, wie Herr Popper, der Datum, Tag, Ort und alle möglichen, die Entdeckung begleitenden Umstände so überflüssig genau herzählt. Und überdies: Wenn Herr Popper wirklich zu der angegebenen Zeit, vor ungefähr acht Jahren also, seine Entdeckung machte, wie kommt es, dass er nicht sofort Schritte tat, sich die unglaublichen Vorteile zunutze zu machen, die, wie jeder Tölpel wissen würde, wenn nicht sofort der ganzen Welt, so doch ihm persönlich aus der bewussten Entdeckung erwachsen mussten? Ich halte es für ganz ausgeschlossen, dass ein Mensch mit gesundem Menschenverstande, der das entdeckt hätte, was Herr Popper entdeckt zu haben behauptet, nun weiterhin so dumm wie ein Wickelkind, so blind wie eine Eule sein und die Entdeckung auf sich beruhen lassen könnte – wie Herr Popper es getan haben will. Nebenbei gefragt: wer ist Herr Popper? Und ist der ganze Artikel im „Courier and Enquirer“ nicht etwa bloß geschrieben worden, um ein Schwätzchen zu

¹⁰ Da wir nicht die nötigen algebraischen Lettern besitzen und das »Diarium« in den meisten Buchhandlungen zu finden ist, lassen wir hier einen kleinen Teil von Herrn Poes Manuskript aus. *Die Redaktion*

machen, he! Man muss gestehen, dass er einen manchmal wirklich ein bisschen mondkalblich anmutet. Meiner bescheidenen Meinung nach ist ihm also nur sehr wenig Wichtigkeit beizulegen, und wenn ich nicht aus Erfahrung wüsste, wie leicht gerade Wissenschaftler auf Gebieten, die ihren gewöhnlichen Forschungswegen fern liegen, mystifiziert werden, ich müsste höchst erstaunt sein, dass ein so tüchtiger Chemiker wie Professor Draper die Ausführungen des Herrn von Popper (oder heißt er Fopper?) über seine Entdeckung in ernstem Tone in Erwägung zog.

Doch kehren wir zu dem „Diarium“ Humphrey Davys zurück. Diese Schrift war nicht vor auch nicht nach dem Tode des Autors für die Öffentlichkeit bestimmt, wie jeder, der selbst einmal eine Zeile geschrieben hat, sofort aus ihrem Stil erkennen wird. Auf Seite 13 zum Beispiel – etwa in der Mitte – lesen wir gelegentlich seiner Nachforschungen über Stickstoff-Protoxyd: „Der Atem setzte nicht aus, verminderten sich in weniger als einer halben Minute allmählich und es folgte ihnen analog einem leichten Druck auf alle Muskeln.“ Der Satz sollte ohne Zweifel so heißen: „In weniger als einer halben Minute – der Atem setzte nicht aus – verminderten sich die Gefühle allmählich, und es folgte ihnen eine .Empfindung, analog einem leichten Druck auf alle Muskeln.“

Dies und hundert ähnliche Beispiele beweisen, dass das so unbedachtsam veröffentlichte Manuskriptum ein bloß für das Auge seines Besitzers bestimmtes Notizbuch war. Ein Blick in das Schriftstück wird jeden denkenden Menschen von der Richtigkeit meiner Annahme überzeugen. Dazu war Herr Humphrey Davy der letzte, sich auf wissenschaftlichen Gebieten zu kompromittieren. Nicht nur, dass er jeder Puscherei von Grund aus abhold war: er empfand es sogar sehr peinlich, wenn man ihn für einen Empiriker hielt. Wäre er auch noch so überzeugt gewesen, auf der richtigen Spur zu sein, er würde nicht eher von der Sache gesprochen haben, bis er alles zum praktischen Beweise bei der Hand gehabt hätte. Ich bin fest überzeugt, er wäre nicht ruhig gestorben, wenn er vorausgesehen hätte, dass man seinem Wunsche, das Diarium zu verbrennen, nicht nachkommen werde. Ich sage „seinem Wunsche“, denn es kann wohl kein Zweifel herrschen, dass er unter den verschiedenen Papieren, die man mit der Aufschrift „Zum Verbrennen“ fand, auch dies Notizbuch verstanden wissen wollte. Ob es nun zum Glück oder zum Unglück den Flammen entging, muss noch dahingestellt bleiben.

Dass die oben angeführten¹¹ Stellen dem Herrn van Kempelen den eigentlichen Wink gaben, ist nicht zu bezweifeln; ich unterstreiche jedoch: es lässt sich noch nicht abschätzen, ob diese wichtige, unter allen Umständen wichtige Entdeckung der Menschheit auf die Dauer der Zeit zum Guten oder Bösen gereichen wird. Dass van Kempelen und seine unmittelbaren Freunde persönlich eine Ernte abhalten werden, steht jedoch wohl außer Frage. Sie werden kaum so törricht sein, ihren geistigen Besitz nicht beizeiten durch große Ankäufe von Grundstücken, Häusern und anderem Eigentum von wirklichem Werte zu realisieren.

In dem kurzen, im „Home Journal“ erschienenen und seit der Zeit häufig wieder abgedruckten Berichte van Kempelens selbst scheint der Übersetzer, der ihn, wie er wenigstens behauptet, einer Nummer der Pressburger „Schnellpost“

¹¹ bzw. nicht angeführten Stellen. Die Redaktion

entnommen hat, einige Wort falsch übersetzt zu haben. Offenbar hat er das Wort „Viele“, wie dies oft geschieht, falsch verstanden, und was der Übersetzer mit „sorgen“ übersetzt, hieß wahrscheinlich „leiden“; das würde dann dem ganzen Bericht eine andere Färbung geben – doch hat man hier natürlich nichts weiter als eine bloße Vermutung meinerseits.

Van Kempelen ist keinesfalls ein „Misanthrop“ oder, was er auch immer sein mag, er scheint es nicht zu sein. Meine Bekanntschaft mit ihm war nur eine ganz flüchtige; ich kann eigentlich kaum sagen, dass ich ihn überhaupt kenne. Doch ist es immerhin keine kleine Sache, mit einem Manne, der eine so große Berühmtheit erlangt hat oder in ein paar Tagen erlangen wird, des öfteren geredet zu haben.

Die „Literary World“ behauptet zuversichtlich (wahrscheinlich durch den Bericht im „Home Journal“ irreführend), van Kempelen sei in Pressburg geboren. Ich freue mich jedoch, unabweislich – da ich es von ihm selbst habe – feststellen zu können, dass er in Utica im Staate New York das Licht der Welt erblickte. Seine Eltern scheinen allerdings beide von Pressburger Abstammung zu sein, die Familie hat Beziehungen zu dem bekannten Maelzel, schachspielerautomatenhaften Angedenkens.¹² Er selbst ist kurz und dick von Gestalt, hat große, fette, blaue Augen, sandfarbenes Haar und gelbe Kotelettchen, einen großen, doch angenehmen Mund, schöne Zähne und, glaube ich, eine Römernase. An dem rechten Fuße hat er irgendein Gebrechen. Sein Benehmen ist frei, die ganze Art und Weise zeugt von Biederkeit. Im allgemeinen spricht und handelt er so wenig wie ein Misanthrop, wie nur irgend jemand, den ich gesehen. Wir wohnten vor ungefähr sechs Jahren eine Woche zusammen in Earls Hotel in Providence, Rhode Island, und ich habe verschiedene Male wohl drei oder vier Stunden hintereinander mit ihm geplaudert. Wir unterhielten uns meist über Tagesereignisse, und kein Wort von ihm ließ auf wissenschaftliche Beschäftigung schließen. Er verließ das Hotel eher als ich, in der Absicht, nach New York zu gehen; von dort wollte er nach Bremen.

Hier wurde seine große Entdeckung zum ersten Male veröffentlicht oder vielmehr, hier vermutete man zuerst, dass er sie gemacht. Dies ist alles, was ich von der Person des jetzt unsterblichen van Kempelen weiß; doch glaube ich, selbst diese wenigen Bemerkungen werden das Publikum interessieren.

Es scheint durchaus unzweifelhaft zu sein, dass die verschiedenen in dieser Angelegenheit kursierenden wunderbaren Gerüchte nichts weiter als Erfindungen sind, die ebensoviel Glauben beanspruchen dürfen wie die Geschichte von Aladins Wunderlampe. Und doch ist es möglich, dass hier wieder einmal die Wahrheit seltsamer ist als die Erfindung. Die folgende seltsame Anekdote über den großen Erfinder ist jedenfalls so wohl verbürgt, dass wir sie mit gutem Gewissen abdrucken können:

Van Kempelen hatte sich während seines Aufenthalts in Bremen durchaus nicht in guten Verhältnissen befunden und musste oft zu den äußersten Mitteln greifen, um ganz unbedeutende Summen zu erlangen. Als die großen Fälschungen bei Gutsmuth & Cie. ans Tageslicht kamen, fiel Verdacht auf Herrn van Kempelen, der sich inzwischen ein großes Eigentum gekauft hatte und auf Befragen über den

¹² Wenn wir nicht irren, hieß der Erfinder des „automatischen Schachspielers“ Kempelen, van Kempelen oder so ähnlich. Die Redaktion.

Erwerb der Ankaufssumme keine Aufklärung geben wollte. Man verhaftete ihn; da sich jedoch keine Beweise gegen ihn beibringen ließen, wurde er wieder in Freiheit gesetzt. Er blieb aber heimlich unter Polizeiaufsicht, und so entdeckte man, dass er sehr oft seine Wohnung verließ und sich immer auf demselben Wege in den Wirrwarr der engen und viel gewundenen Gässchen der Altstadt begab. Hier glückte es ihm gewöhnlich, den Augen seiner Wächter zu entschlüpfen. Endlich, nachdem man beharrlich fortgefahren war, auf seine Schritte zu passen, gelang es eines Tages, ihm bis auf die Bodenkammer eines alten, sieben Stock hohen Hauses zu folgen, wo man ihn dann, wie erwartet, bei der Fabrikation von Geldstücken ertappte. Er war so aufgeregt, dass den Beamten sofort jeder Zweifel an seiner Schuld benommen wurde. Man legte ihm Handschellen an und durchsuchte den Raum oder vielmehr die Räume, denn er schien alle Mansarden zu benutzen.

In die Bodenkammer, in der man ihn überraschte, mündete ein kleiner Raum von zehn zu acht Fuß, der mit verschiedenen chemischen Apparaten ausgestattet war, deren Zweck man noch nicht hat feststellen können. In einer Ecke stand ein kleiner Herd mit einem offenen Feuer, und über demselben hin ein Schmelztiegel, und zwar einer, der aus zwei kleinen bestand, die durch eine Röhre miteinander verbunden waren. Einer derselben enthielt nicht ganz bis an die Öffnung der Verbindungsrohre, die sich ziemlich hoch oben am Rande befand, schmelzendes Blei. In dem anderen kochte eine Flüssigkeit, die, als die Beamten eintraten, mit Heftigkeit verdampfte. Als van Kempelen sich ertappt sah, berichten die Polizisten, ergriff er mit seinen durch asbestene Handschuhe geschützten Händen beide Schmelztiegel und goss ihren Inhalt auf den mit Ziegelsteinen gepflasterten Fußboden. Jetzt erst legte man ihm die Handschellen an, und ehe man die Räumlichkeiten weiter durchstöberte, untersuchten sie ihn persönlich, fanden jedoch nichts weiter als ein in Papier gehülltes Paketchen, das, wie sich später herausstellte, in fast gleichen Verhältnissen eine Mischung von Antimon und einer unbekanntem Substanz enthielt. Alle Versuche, diese unbekanntem Substanz zu analysieren, sind bis jetzt erfolglos geblieben, doch steht zu hoffen, dass es in allernächster Zeit gelingen wird.

Aus diesem Räume gingen die Beamten durch eine Art Vorzimmer hindurch in das Schlafzimmer des Chemikers, durchstöberten dort alle Schubladen und Schränke, entdeckten jedoch weiter nichts als ein paar unwichtige Papiere und einige echte Silber- und Goldmünzen. Zum Schluss, als sie unter das Bett blickten, sahen sie einen großen, gewöhnlichen Koffer, ohne Riegel, Klammern oder Schloss. Als sie versuchten, denselben unter dem Bette hervorzuholen, bemerkten sie zu ihrem größten Erstaunen, dass sie ihn nicht einen Zoll weiterzubewegen vermochten. Und doch waren sie zu dreien und jeder von ihnen stark und kräftig. Höchst verwundert kroch einer unter das Bett, guckte in den Koffer hinein und rief: „Kein Wunder, dass wir ihn nicht bewegen können: er ist bis zum Rande mit alten Kupferstücken gefüllt!“

Er stemmte sich nun mit den Füßen fest gegen die Mauer und stieß den Koffer mit aller Kraft von sich ab, während seine Kameraden zogen. So schleiften sie ihn denn mit vieler Mühe unter dem Bette hervor und prüften seinen Inhalt. Was der eine für Kupfermünzen gehalten hatte, war in Wirklichkeit eine Menge kleiner Stücke von der Größe einer halben Erbse bis zu der eines Talers, ihre Gestalt

jedoch war, obgleich durchweg mehr oder weniger flach geformt und abgeplattet, sehr verschieden; im allgemeinen sahen sie so aus, wie irgendein Erz aussieht, das in geschmolzenem Zustande auf die Erde gefallen und dort kalt geworden ist. Nicht einer von den Beamten kam auch nur einen Augenblick lang auf den Gedanken, das Metall könne irgend etwas anderes als Kupfer sein. Die Vermutung, man habe gar Gold vor sich, kam ihnen denn auch natürlicherweise erst recht nicht. – Wie sollte sie auch?! Man kann sich ihr Erstaunen kaum vorstellen, als es am anderen Tage in ganz Bremen bekannt wurde, dass die „Ladung Kupfer“, die sie so verachtungsvoll nach dem Polizeibüro gekarrt hatten, ohne sich die Mühe zu geben, auch die kleineren Stücke sorgfältig aufzuladen; nicht nur Gold war –wirkliches Gold –, sondern viel feineres Gold als es zu Münzzwecken gebraucht wird –: tatsächlich absolut reines Gold, ohne die mindeste Legierung!

Ich brauche das Bekenntnis van Kempelens nicht mehr zu wiederholen: es ist dem Publikum bekannt. Dass er im Geist und in der Wahrheit, wenn auch nicht buchstäblich, die alte Chimäre vom Stein der Weisen wahr gemacht hat, darf jetzt kein vernünftiger Mensch mehr bezweifeln. Die Ansichten Aragos verdienen natürlich die größte Beachtung, doch ist er keinesfalls unfehlbar, und was er in seinem Bericht an die Akademie von Bismuth sagt, ist cum grano salis zu nehmen. Die einfache Tatsache ist eben die, dass alle Analyse bis jetzt auf dem falschen Wege war, und wenn uns van Kempelen nicht selbst den Schlüssel zu seinem Rätsel gibt, ist es höchst wahrscheinlich, dass die Sache noch auf Jahre hinaus in statu quo verbleiben wird. Man kann bis jetzt ja noch nichts weiter sagen als: dass man willkürlich und sehr schnell aus Blei, in Verbindung mit gewissen anderen Substanzen, deren Qualität und verwandte Quantität noch unbekannt sind, Gold machen kann.

Die Spekulation beschäftigt sich natürlich lebhaft mit den voraussichtlichen Folgen dieser Entdeckung, die kein nachdenkender Mensch versäumen wird, in gewisse Beziehungen zu den neueren Goldgräbereien in Kalifornien zu bringen. Man sagt sich unwillkürlich, wie außerordentlich inopportun van Kempelens Erfindung ist. Wenn sich schon bisher viele nicht nach Kalifornien wagten, aus Furcht, das Gold, das dort in den Minen so reich zu finden sei, könne so wohlfeil werden, dass sich die Spekulation zum Schlusse nicht bezahlt mache – was werden wohl jetzt die Auswandernden und die im Goldlande schon Arbeitenden sagen, wenn sie von der überraschenden Erfindung van Kempelens hören, die, abgesehen von ihrem tatsächlichen Nutzen zu Zwecken der Manufaktur (wie groß oder wie klein dieser Nutzen auch sein mag), zur Folge haben muss, dass Gold jetzt oder wenigstens bald (es ist schließlich kaum anzunehmen, dass van Kempelen sein Geheimnis lange bewahren wird) so wohlfeil sein wird wie Blei und jedenfalls viel weniger Wert haben wird als Silber. Es ist nun allerdings sehr schwer, bezüglich der Folgen dieser Entdeckung einigermaßen gültige Vermutungen aufzustellen –, eins jedoch kann man füglich behaupten: Wäre die Entdeckung sechs Monate früher gekommen, so würde sie einen mächtigen Einfluss auf die Ansiedelungen in Kalifornien ausgeübt haben.

In Europa ist bis jetzt ein bemerkenswertes Ergebnis zu Tage getreten: das Blei ist zweihundert Prozent, das Silber fünfundzwanzig Prozent im Werte gestiegen.

Hüte dich vor des Teufels Wetten!

Eine Geschichte mit einer Moral

„Con tal que las costumbres de un autor“, sagt Don Thomas de las Torres in der Vorrede zu seinen „Liebesgedichten“, „sean puras y castas, importo muy poco que no sean igualmente severas sus obras“ – das heißt auf gut deutsch: wenn die persönliche Moral eines Autors gut ist, hat die Moral seiner Bücher nichts weiter zu sagen. Ich bin der Meinung, dass Don Thomas jetzt für diese Behauptung im Fegefeuer brennt; und es wäre sehr gut, wenn er, um der poetischen Gerechtigkeit zu genügen, dort so lange bleiben müsste, bis seine „Liebesgedichte“ nicht mehr gedruckt und aus Mangel an Lesern endgültig ad acta gelegt würden. Jede Erzählung sollte eine Moral haben; oder vielmehr, was viel zweckentsprechender ist: die Kritiker haben entdeckt, dass jede Erdichtung eine solche hat. Philipp Melancthon schrieb vor einiger Zeit einen Kommentar über die „Batrachomyomachia“ und bewies, dass der Dichter die Absicht gehabt habe, Abscheu vor Empörung zu erwecken. Pierre la Seine geht einen Schritt weiter und behauptet, dass er geradezu vorgehabt, den jungen Leuten Mäßigkeit im Essen und Trinken anzuempfehlen. Jacobus Hugo überzeugte uns davon, dass Homer mit Evenus Calvin, mit Antinous Martin Luther, mit den Lotophagen die Protestanten im allgemeinen, mit den Harpyien die Holländer gemeint habe. Unsere modernen Scholastiker sind ebenso scharfsinnig. Diese Burschen entdeckten einen ganz neuen Sinn in dem bekannten Werk „Die Vorsündflutler“, eine Parabel in der Geschichte „Powhattan“, neue Ausblicke in „Rotkehlchenhahn“ und Transzendentalismus in „Springübermeindaum“. – Kurz, man hat uns gezeigt, dass kein Mensch sich niedersetzen kann und schreiben, ohne tiefe Gedanken auszudrücken. Den Autoren wird auf diese Weise ziemlich viel Arbeit erspart. Ein Novellist zum Beispiel braucht sich nicht im geringsten mehr um die Moral in seinen Erzählungen zu bekümmern. Sie wird ja schon so ganz von selbst darin liegen, und die Kritiker mögen sehen, wie sie sie herausfinden. Wenn die gehörige Zeit verflossen ist, wird eines Tages im „Monat“ oder in der „Woche“ ein Essay erscheinen, in dem alles gesagt ist, was der Autor beabsichtigte und nicht beabsichtigte, sowie was er beabsichtigt haben sollte und noch beabsichtigt haben könnte, so dass am Ende alles klipp und klar ist.

Deshalb ist der Vorwurf, den ein paar Dummköpfe gegen mich erhoben, ich habe nie eine moralische Geschichte oder besser nie eine Geschichte mit einer Moral geschrieben, durchaus unbegründet. Sie waren eben nicht die Kritiker, dazu geeignet, mich zu erklären und meine Moral zu enthüllen – das ist wohl das ganze Geheimnis. Nebenbei gesagt, glaube ich, dass die Vierteljahresschrift „Das Vierteljahr“ sie bald für ihre Dummheit beschämen wird. Mittlerweile übergebe ich ihnen, um ihren Schimpfereien ein Ende zu machen, die folgende traurige Geschichte, eine Geschichte, deren offenkundige Moral niemandem zweifelhaft sein kann, denn selbst der oberflächlichste Leser weiß, dass sie eine enthält, weil es nämlich in dicken Buchstaben unter der Überschrift steht. Man sollte mich für diese Anordnung loben – denn sie ist doch bei weitem zweckmäßiger als die Lafontaines

und anderer „moralischer Geschichtschreiber“, die ihre Moral bis zum letzten Augenblicke aufsparen und sie ihrer Geschichte an den Schwanz binden.

E. A. P.

„Defuncti injuria ne afficiantur“ war eins der Gesetze der zwölf Tafeln, und „De mortuis nil nisi bonum“ ist ein ganz ausgezeichnetes Gebot, selbst wenn der fragliche Tote weiter nichts gewesen wäre als der tote Punkt in einem Schwungrade. Ich habe auch nicht im geringsten die Absicht, meinen toten Freund Toby Dammit herunterzumachen. Er war ein armer Hund, das ist wahr, und starb auch wie ein Hund, gewiss! doch trug er nicht Schuld an seinen Lastern, die vielmehr von einem körperlichen Fehler seiner Mutter herrührten. Sie hatte ihn in seiner Jugend so oft und so tüchtig wie nur eben möglich durchgeprügelt, denn einem wohlgeratene Menschen bereiten seine Pflichten stets Vergnügen; doch das arme Weib war linkshändig, und ein linkshändig geprügeltes Kind sollte besser ungeprügelt bleiben. Die Welt dreht sich von rechts nach links, und deshalb geht es nicht an, ein Kind von links nach rechts zu prügeln. Wenn sonst jeder Schlag eine üble Neigung austreibt, so muss doch natürlich jeder Puff in umgekehrter Richtung irgendeine Schlechtigkeit hineintreiben. Ich war oft Zeuge, wenn Toby gezüchtigt wurde; und schon aus der Art und Weise, wie er dann hinten und vorne ausschlug, entnahm ich, dass er von Tag zu Tage schlimmer wurde. Endlich sah ich mit Tränen in den Augen, dass an dem Taugenichts Hopfen und Malz verloren sei. Eines Tages wurde er so geprügelt, dass er schwarz im Gesicht ward wie ein kleiner Neger, und als auch dies keinen anderen Erfolg hatte, als ihm zu einem Nervenzufall zu verhelfen, konnte ich mich nicht länger bezwingen, sondern warf mich auf meine Knie, erhob laut meine Stimme und prophezeite ihm ein schreckliches Ende.

Er war unglaublich frühreif – was Laster anging. Als er eben fünf Monate alt war, konnte er schon so wütend werden, dass er vor Zorn keinen Laut hervorzubringen vermochte; als er sechs Monate alt war, überraschte ich ihn einmal dabei, wie er ein Spiel Karten benagte, und mit sieben Monaten frönte er der verabscheuenswerten Angewohnheit, die weiblichen Babies zu tätscheln und zu küssen. Mit acht Monaten weigerte er sich mit aller Entschiedenheit, seine Unterschrift unter eine Aufforderung zum Beitritt zu einem Mäßigkeitsvereine zu setzen. So wuchsen also seine Laster Monat für Monat, bis er nach Ablauf seines ersten Lebensjahres nicht allein darauf bestand, einen Schnurrbart zu tragen, sondern auch die üble Gepflogenheit hatte, zu fluchen und zu schwören und seine Ansichten durch Wetten zu bekräftigen.

Diese letzten durchaus unvornehme Angewohnheit bereitete meinem Freunde Toby Dammit denn auch jenes schreckliche Ende, das ich prophezeit hatte. Die böse Neigung war mit ihm gewachsen und groß und stark geworden, so dass er, als er zum Manne geworden, auch nicht einen Satz aussprechen konnte, ohne ihn mit dem Vorschlag zu einer Wette zu spicken. Nicht, dass er jemals wirklich wettete –, o nein! Ich muss meinem Freunde die Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, dass er gerade sooft Eier gelegt wie wirklich gewettet hat. Die Angewohnheit war weiter nichts als eine Formel, der er selbst nicht den mindesten Sinn beilegte. Es waren einfache, wenn nicht ganz und gar unschuldige

Füllwörtchen, mit denen er seine Sätze abzurunden pflegte. Wenn er sagte: „Ich verwette das und das“, so dachte kein Mensch daran, ihn beim Worte zu nehmen. Ich jedoch hielt es für meine Pflicht, ihn zur Rede zu stellen; die Angewohnheit war gar zu unmoralisch, und ich sagte es ihm ins Gesicht, ja! ich bat ihn, mir zu glauben, dass sie sogar ziemlich unfein sei. In der Gesellschaft sei sie verpönt – hier sprach ich die reine Wahrheit. Das Gesetz habe sie verboten – ich hatte nicht die geringste Absicht, eine Lüge zu äußern. Ich machte ihm Vorstellungen –vergebens. Ich bat – er lächelte. Ich flehte ihn an – er lachte. Ich predigte – er höhnte. Ich drohte er fluchte. Ich schlug ihn – er rief die Polizei. Ich zog an seiner Nase – er schnaubte sie und rief, er wolle dem Teufel seinen Kopf verwetten, dass ich das nicht zum zweitenmal riskieren würde.

Armut war ein anderes Laster, das sich durch einen körperlichen Mangel seiner Mutter auf meinen Freund Toby Dammit übertragen hatte. Er war in ganz verabscheuenswerterem Grade arm, und dies war ohne Zweifel der Grund, weshalb seine Füllwörtchen-Wetten selten eine pekuniäre Wendung nahmen. Ich muss gestehen, dass ich ihn niemals eine Wette aussprechen hörte, wie: ›Ich verwette einen Taler‹, sagte er meistens: ›Ich wette, um was Sie wollen‹ oder ›Ich wette um alles in der Welt‹ oder ›Ich wette um jeden Kram‹ oder, schon bedeutungsvoller, besagtes: ›Ich verwette dem Teufel meinen Kopf.‹

Diese letzte Formel schien ihm am besten zu gefallen, vielleicht, weil sie das kleinste Risiko enthielt, denn Dammit war ein außerordentlich sparsamer Mensch. Sein Kopf war klein, und hätte ihn irgend jemand beim Worte genommen, so wäre auch sein Verlust nur klein gewesen. Doch dies sind meine eigenen Gedanken, und ich weiß nicht, ob ich sie mit Recht auch ihm zuschreiben darf. Jedenfalls stieg die fragliche Phrase stetig in seiner Gunst, obgleich es doch nichts Unschicklicheres geben kann, als einen Mann, der täglich sein Gehirn verwettet, wie wenn es sich um Banknoten handele, doch in diesem Punkte schien mein Freund in seiner verbrecherischen Gemütsverfassung ganz empfindungslos zu sein. Schließlich sah er von allen anderen Wettformeln gänzlich ab und beschränkte sich so hartnäckig und ausschließlich auf ›Ich verwette dem Teufel meinen Kopf‹, dass mich seine Beharrlichkeit sowohl verwunderte wie entsetzte. Über Dinge, die ich mir nicht erklären kann, bin ich immer entsetzt. Geheimnisse zwingen den Menschen zum Denken und schaden so der Gesundheit. In dem Ausdruck, mit welchem Herr Dammit diese seine Lieblingswette aussprach –, in seinem Tonfalle, in seinen Mienen – lag etwas, was mich zuerst interessierte und dann unruhig machte, etwas, das ich mangels eines modernen Ausdrucks ›übergeschnappt‹ nennen möchte, das Herr Coleridge ohne Zweifel ›mystisch‹, Herr Kant ›pantheistisch‹, Herr Carlyle ›twistisch‹ und Herr Emerson ›hyper-quizzitistisch‹ genannt haben würde. Von Anfang an konnte ich es nicht ausstehen. Herrn Dammits Seelenheil war höchst gefährdet, und ich beschloss, meine ganze Beredsamkeit daran zu setzen, um ihn zu retten. Ich gelobte mir, ihm das zu sein, was der heilige Patrick der irischen Chronik zufolge für die Kröte war, das heißt, ›ihn zu einer klaren Erkenntnis seiner Lage zu bringen‹. Noch einmal begann ich, ihm Vorstellungen zu machen. Noch einmal fasste ich meine ganze Energie zu einem scharfen Verweise zusammen.

Als ich ausgeredet hatte, benahm sich Herr Dammit ziemlich unverständlich. Ein paar Augenblicke lang blieb er still und sah mir nur forschend ins Gesicht. Dann

legte er den Kopf auf eine Seite und zog die Augenbrauen außerordentlich weit in die Höhe. Hierauf breitete er seine Handflächen vor mir aus und zuckte mit den Schultern. Nun zwinkerte er mit dem rechten Auge und wiederholte die Prozedur bald mit dem linken. Dann schloss er plötzlich beide ganz fest. Nicht lange danach riss er sie wieder so weit auf, dass mir um die Folgen bange wurde. Und nun brachte er seinen Daumen in Berührung mit seiner Nase und hielt es für angemessen, mit den übrigen Fingern eine nicht näher zu beschreibende Bewegung zu machen. Hierauf stemmte er die Arme in die Seite und ließ sich zu einer Antwort herab.

Ich erinnere mich jedoch nur der Hauptpunkte seiner Rede: „Er wäre mir sehr verbunden, wenn ich meinen Mund halten wollte; er habe kein Verlangen nach meinen Ratschlägen; meine Reden seien ihm Wurst; er sei alt genug, um seine Worte allein verantworten zu können. Ich hielt ihn wohl immer noch für das Baby Dammit; oder wollte ich vielleicht gar etwas gegen seinen Charakter sagen? Wollte ich ihn beleidigen? Wäre ich denn ganz verrückt? Und kurz – wüsste meine Mutter überhaupt, dass ich so lange von Hause fort und allein auf der Straße wäre? Er stelle mir diese letzte Frage, weil er auf meine Aufrichtigkeit baue, und werde meine Antwort unbedingt für wahr halten. Er frage mich also nochmals ausdrücklich, ob meine Mutter wüsste, dass ich ausgegangen sei. Meine Verwirrung jedoch verrate mich, und er verwette dem Teufel seinen Kopf, dass sie es nicht wisse.“

Herr Dammit machte nicht die kleinste Pause, um mir Zeit zu einer Erwiderung zu gönnen, sondern drehte sich, sobald er ausgeredet, auf dem Absatze herum und machte sich eiligst fort. Und das war gut. Er hatte meine Gefühle tief verwundet, ja! meinen Zorn hatte er erregt. Und ich wäre gar zu gern auf seine frevelhafte Wette eingegangen und hätte für den Erzfeind Herrn Dammits kleinen Kopf gewonnen – denn meine Mama wusste wohl, dass ich für kurze Zeit ausgegangen war.

Aber, ›Khoda shefa midêhed‹ – der Himmel gibt Linderung, wie die Muselmänner sagen, wenn man sie auf den Fuß getreten hat. Edle Pflichterfüllung hatte mir die Beleidigung eingetragen, und ich trug sie mit Mannesmut. Doch musste ich mir sagen, dass ich nun alles getan hatte, was möglich war, um den Elenden zu retten. So beschloss ich denn, ihn nach seinem Wunsche nicht länger mehr mit meinen Ratschlägen zu belästigen, sondern seinem Gewissen zu überlassen. Aber trotz alledem konnte ich es nicht übers Herz bringen, seine Gesellschaft ganz und gar zu meiden. Ich ging sogar so weit, mich in einige seiner weniger tadelnswerten Neigungen zu fügen, und es konnte vorkommen, dass ich mich dabei überraschte, wie ich seine schlimmen Streiche lobte, mit Tränen in den Augen, wie es die Feinschmecker mit gutem Senf machen, denn so tief betrübte es mich, seine üblen Reden anhören zu müssen.

Eines schönen Tages waren wir Arm in Arm spazierengegangen und kamen schließlich am Ufer des Flusses an die neue Brücke und beschlossen, hinüberzugehen. Die Brücke war, um bei Unwetter Schutz zu gewähren, überdacht worden, doch hatte sie nur wenige Fenster, so dass es unter ihrem Bogen sehr dunkel war. Als wir hineintraten, fiel mir der Kontrast zwischen der Helligkeit draußen und dem Dunkel drinnen gleich schwer auf die Seele. Dem unglückseligen Dammit ging es jedoch nicht so, denn er rief fidel, er wolle dem Teufel seinen Kopf

verwetten, dass mir plötzlich ein unerklärlicher, unruhiger Verdacht aufstieg. Ich fragte mich und frage mich heute noch, ob es nicht möglich war, dass er Beziehungen zu transzendentalen Wesen hatte. Doch ist mir die Diagnose dieses Übels nicht geläufig genug, um hier mit Sicherheit Auskunft geben zu können, und unglücklicherweise ist auch keiner meiner Freunde vom ›Vierteljahr‹ zugegen. Ich erwähne diese Vermutung auch nur, weil mein Freund oft von einer gewissen gespenstermäßigen und unheimlichen Lustigkeit besessen war, die einen wahren Hanswurst aus ihm machen konnte. Nichts bereitete ihm dann größeres Vergnügen, als über alle Gegenstände, die ihm in den Weg kamen, hinüberzuklettern oder zu springen und dabei mit dem ernstesten Gesicht von der Welt alle möglichen verrückten kurzen und langen Worte auszurufen oder vor sich hin zu murmeln. Ich wusste nie recht, ob ich ihn bemitleiden oder durchprügeln sollte. Das nebenbei! Als wir nun an das Ende der besagten Brücke kamen, wurden wir plötzlich durch ein ziemlich hohes Drehkreuz in unserem Wege aufgehalten. Ich ging ruhig hindurch, indem ich es, wie jeder vernünftige Mensch tut, herumdrehte. Doch schien diese Drehung dem verdrehten Herrn Dammit nicht zuzusagen. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, über das Drehkreuz zu springen, und behauptete noch dabei, in der Luft einen Bogen beschreiben zu können. Ich glaubte jedoch ganz bestimmt, dass er das nicht tun könne. Denn mein Freund, Herr Carlyle, konnte über alle möglichen Drehkreuze die schönsten Bogen schneiden, dies hier auf der Brücke jedoch wäre auch ihm zu hoch gewesen, und deshalb glaubte ich, dass Toby Dammit es auch nicht könne; ich sagte ihm daher mit ein paar Worten, dass er ein Prahlhans sei, der sein Wort nimmer wahr machen würde. Später musste ich es bitter bereuen – denn er antwortete mir unverzüglich, er verwette dem Teufel seinen Kopf, dass er es doch könne.

Ich wollte ihm trotz meines vorhin erwähnten Entschlusses mit einem Vorwurf über seine Gottlosigkeit antworten, als ich dicht neben mir ein Geräusch vernahm, das wie ein leiser Husten oder wie der bekannte Ausruf „hm! hm!“ klang. Ich fuhr ein wenig zusammen und blickte überrascht um mich. Meine Augen blieben plötzlich auf der Gestalt eines kleinen, lahmen, alten Herrn von ehrwürdigem Äußern haften, der in einer Nische in dem Holzwerk der Brücke stand. Man konnte sich tatsächlich nicht leicht etwas Ehrwürdigeres denken, denn er war nicht nur vollständig in Schwarz gekleidet, auch sein Hemd war tadellos sauber, und der Kragen schloss exakt über einer weißen Krawatte. Sein Haar hatte er vorn gescheitelt wie ein Mädchen und die Arme gedankenvoll über den Magen gekreuzt, während er die Augen sinnend nach oben gerichtet hielt.

Als ich näher hinsah, bemerkte ich, dass er über die anderen Kleidungsstücke eine schwarze Seidenschürze trug. Ich fand dies sonderbar, doch ehe ich noch eine Bemerkung machen konnte, sagte er ein zweites Mal: „Hm! hm!“

Ich war auf diese Bemerkung hin nicht sofort zu einer Antwort bereit, denn solch lakonische Meinungsäußerungen sind eigentlich überhaupt nicht zu beantworten. Ich habe z. B. eine Zeitschrift gekannt, die auf den einfachen Zuruf ›Unsinn‹ durchaus nicht eingehen konnte. Deshalb schäme ich mich auch gar nicht, einzugestehen, dass ich mich bei Herrn Dammit nach Hilfe umsah.

„Dammit!“ sagte ich, „was machen Sie denn eigentlich? Hören Sie denn nicht, dass dieser Herr eben ›hm! hm!‹ gesagt hat?“ Ich blickte meinen Freund bei diesen

Worten streng an, denn, aufrichtig gesagt, war ich ziemlich perplex, und wenn ein Mann ziemlich perplex ist, muss er die Augenbrauen zusammenziehen und möglichst wild auszusehen versuchen, sonst gerät er leicht in Gefahr, plötzlich Ähnlichkeit mit einem Schafskopf zu haben.

„Dammit!“ sagte ich also, und es klang fast wie ›verdammt!, obgleich mir im Augenblick nichts ferner lag, als zu fluchen. „Dammit! Der Herr sagte ›hm! hm!!‹“ Ich habe nicht die Absicht, diese meine Bemerkung für eine tiefsinnige zu erklären, ich hielt sie selbst nicht für tiefsinnig, doch habe ich schon angedeutet, dass die Wirkungen unserer Reden mit der Wichtigkeit, die sie in unseren Augen haben, nicht immer übereinstimmen. Wenn ich Herrn Dammit mit einer Bombe in die Luft gesprengt oder mit einem Exemplar der ›Poets and Poetry of Amerika‹ auf dem Kopfe herumgetrommelt hätte, so würde er doch kaum mehr aus der Fassung geraten sein, als da ich ihn mit den einfachen Worten anredete: „Dammit! Was machen Sie denn eigentlich? Hören Sie denn nicht, dass dieser Herr eben ›hm! hm!‹ gesagt hat?“

„Wie? Wirklich?“ schnaufte er nach einer Weile, und dabei zeigte sein Gesicht mehr Farben, als ein Raubschiff beim Anblick eines Kauffahrers aufzieht. „Haben Sie bestimmt gehört, dass er das gesagt hat? Na, jedenfalls bin ich jetzt vollkommen ruhig und kann die Sache kühn in Angriff nehmen. Los also!“

Diese Worte schienen den kleinen alten Herrn zu erfreuen – Gott allein weiß, weshalb. Er kam aus der Nische heraus, hüpfte anmutig heran, fasste Dammit bei der Hand, schüttelte sie herzlich und sah ihn mit dem Ausdruck unverfälschtester Güte ins Gesicht.

„Ich bin sicher, Sie werden gewinnen, Herr Dammit“, sagte er mit dem freimütigsten Lächeln, „doch müssen wir der Form halber einen Vertrag aufsetzen.“

„Hm! hm!“ erwiderte mein Freund, legte mit einem tiefen Seufzer seinen Rock ab, band ein Taschentuch um seine Taille und änderte den Ausdruck seines Gesichtes, indem er die Augen zum Himmel aufschlug und seine Mundwinkel herunterhängen ließ. – „Hm! hm!“ Und „hm! hm!“ sagte er nach einer kurzen Pause nochmals, und nach dieser Pause habe ich kein anderes Wort mehr von ihm gehört als: „hm! hm!“

›Aha‹, dachte ich bei mir, ohne meinen Gedanken Worte zu verleihen, ›es ist ja sehr sonderbar, dass Toby Dammit auch einmal schweigt, wahrscheinlich ist dies die Folge seiner Redseligkeit von vorhin. Die Extreme berühren sich. Es soll mich wundern, ob er die vielen nicht zu beantwortenden Fragen, die er mir an dem Tage stellte, an dem ich ihm meine letzte Rede hielt, auch vergessen hat? Jedenfalls jedoch ist er jetzt von den Beziehungen mit transzendentalen Wesen kuriert.‹

„Hm! hm!“ erwiderte Toby, als habe er meine Gedanken gelesen und sah dabei aus wie ein in Träumerei versunkenes Schaf.

Der alte Herr ergriff ihn jetzt beim Arme und führte ihn tiefer in den Schatten der Brücke hinein, ein paar Schritte von dem Drehkreuz weg. „Lieber Kerl“, sagte er dann, „es ist eine Gewissenssache, dass ich Ihnen diesen Sprung gestatte. Warten Sie hier, bis ich meinen Platz beim Drehkreuz wieder eingenommen habe, damit ich sehe, ob sie gut hinüberkommen und auch den Bogen nicht auslassen. Es ist ja nur

der Form halber, wissen Sie. Ich werde kommandieren: Eins, zwei, drei und – los! Bei ›los!‹ springen Sie!“

Nun stellte er sich bei dem Drehkreuz auf, machte einen Augenblick lang, wie in tiefes Nachdenken versunken, Pause, blickte nach oben, lächelte, wie mir schien, leichthin, zog die Bänder seiner Schürze fester, sah Dammit lange an und sagte dann, wie verabredet: „Eins, zwei, drei und – los!“

Genau bei dem Worte „los!“ begann mein armer Freund seinen Anlauf. Das Drehkreuz war ja immerhin kein Kirchturm, und ich hoffte doch wohl, dass er drüber kommen werde. Und wenn er es nicht konnte? – das war hier die Frage – wenn er es nicht konnte? ›Welches Recht‹, fragte ich mich, ›hat dieser alte Herr, einen anderen Herrn zum Springen zu veranlassen? Der kleine, alte Einfaltspinsel! Wer ist er überhaupt? Wenn er mich etwa zum Springen auffordern sollte, ich täte es nicht, da könnte er Gift drauf nehmen, und im übrigen ist es mir egal, was für eine Art dummer Teufel er ist.‹

Die Brücke war also, wie gesagt, in ganz lächerlicher Weise bedeckt und hatte das unangenehmste Echo, das ich in meinem Leben gehört habe, doch fiel es mir erst auf, als es die vier letzten Worte, die gesprochen wurden, widerhallte.

Aber was ich sagte oder was ich dachte oder hörte, nahm nur einen Augenblick in Anspruch. In weniger als fünf Sekunden nach dem ersten Schritt des Anlaufs unternahm mein armer Toby den Sprung. Ich sah ihn hurtig laufen und kräftig vom Boden der Brücke emporspringen, wobei er mit den Beinen, als er sich in die Luft erhob, den tollsten Bogen zu drehen anfang, den ich je gesehen. Ich sah ihn hoch in der Luft gerade über dem Drehkreuz schweben und den Bogen zu Ende drehen und fand es ungewöhnlich sonderbar, dass er von da nicht weiter und auf die andere Seite herunter zu können schien. Doch der ganze Sprung dauerte ja bloß einen Augenblick, und ehe ich noch eine tiefere Bemerkung machen konnte, kam Herr Dammit mit dem Rücken platt auf den Boden zu liegen, und zwar auf derselben Seite des Drehkreuzes, von der aus er in die Höhe gesprungen war. Zu gleicher Zeit sah ich den alten Herrn, so rasch er konnte davonlaufen, nachdem er irgend etwas, das in der Dunkelheit der Brücke über das Drehkreuz weg schwer in seine Schürze gefallen war, fest in dieselbe eingewickelt. Dieses alles setzte mich höchlichst in Erstaunen, doch hatte ich nicht Zeit, länger nachzudenken, denn Herr Dammit lag so sonderbar still da, dass ich schloss, er müsse sich in seinen tiefsten Gefühlen verletzt fühlen und bedürfe meiner Hilfe. Ich eilte zu ihm hin und musste leider konstatieren, dass er eine sozusagen hauptsächliche Verletzung erlitten hatte. Er war nämlich seines Kopfes beraubt worden, den ich selbst nach längerem Suchen in der Dunkelheit nirgends finden konnte. Ich beschloss also, meinen armen Freund nach Hause zu schaffen und einen Homöopathen holen zu lassen. Doch kam mir plötzlich noch ein Gedanke, ich riss ein Fenster in der Brückenwand auf, und wie ein Blitz durchfuhr mich die Erkenntnis der traurigen Wahrheit: Ungefähr fünf Fuß über dem Drehkreuz ragte aus dem letzten Brückenbogen eine flache Eisenstange hervor, die sich horizontal über die ganze Breite der Brücke erstreckte und mit vielen anderen dazu diente, dieselbe zu tragen. Offenbar war der Hals meines unglücklichen Freundes in allzu nahe Berührung mit dem scharfen Rande dieses Stützeisens gekommen.

Er überlebte seinen schrecklichen Verlust nicht lange. Die Homöopathen gaben ihm nicht wenig genug Medizin ein, und außerdem zögerte er noch sehr, das bisschen, was sie ihm gaben, zu nehmen. Es ging ihm immer schlechter und endlich starb er ganz. Ich betaute sein Grab mit meinen Tränen und schickte den Metaphysikern eine sehr mäßige Rechnung für die Begräbniskosten. Die Schufte weigerten sich aber, diese zu bezahlen und ich ließ daraufhin Herrn Dammit wieder ausgraben und verkaufte ihn als Hundefutter.

Der Geschäftsmann

Ich bin ein Geschäftsmann – ein Mann von Methode. Methode ist die Hauptsache im menschlichen Leben. Niemanden verachte ich herzlicher als die exzentrischen Narren, die Methode predigen, ohne selbst eine Ahnung von ihr zu haben. Sie halten sich gewöhnlich streng an den Buchstaben und vergewaltigen seinen Sinn. Diese Burschen tun die hirnerbranntesten Dinge – wie sie behaupten ›mit Methode‹. Das ist jedoch ein richtiges Paradoxon. Wirkliche Methode kann man nur auf alltägliche und klar auf der Hand liegende Dinge anwenden, niemals auf phantastisches, verrücktes Zeug. Oder ist vielleicht ein methodischer Guckindiewelt, ein systematischer Faselhans, ein Ding der Möglichkeit?

Dass ich so vollständig klare Betrachtungen über das Thema ›Methode‹ anstellen kann, verdanke ich einem glücklichen Zufall, der sich in meiner ersten Kindheit ereignete. Eine gutherzige alte Amme (die ich in meinem Testament nicht vergessen werde) nahm mich eines Tages, als ich wieder einmal unnötig viel Spektakel vollführte, bei den Fersen, schwang mich einige Male in der Luft herum, wünschte mich in die Hölle und stieß mich schließlich wiederholtermaßen mit dem Kopfe gegen einen Bettpfosten, dieser Vorfall entschied meines Erachtens mein Schicksal. Es zeigte sich nämlich plötzlich eine Beule an meinem Schädel, die sich zu einem so prächtigen Ordnungsorgan entwickelte, wie man es sich nur an schönen Sommertagen ausdenken kann. Daher rührt jener unbezwingbare Heißhunger nach System und Regelmäßigkeit, der mich zu dem ausgezeichneten Geschäftsmanne gemacht hat, als der ich heute vor aller Welt dastehe. Wenn ich etwas auf Erden hasse, so ist es das Genie. Eure Genies sind lauter herumirrende Esel – je größer das Genie, um so größer ist auch der Esel! Und diese Regel kennt keine Ausnahme. So könnt ihr zum Beispiel aus keinem Genie einen Geschäftsmann machen, ebenso wenig wie Geld aus einem Juden oder Pfeffernüsse aus Tannenzapfen. Diese Geschöpfe, diese Genies, kommen plötzlich mit irgendeiner phantastischen Idee oder lächerlichen Spekulation, die von Grund auf im Widerspruch zur ›Zweckmäßigkeit der Dinge‹ steht; und sie betreiben Geschäfte, die man überhaupt nicht als solche ansehen kann. Man kann diese Charlatan-Charaktere gleich an der Natur ihrer Beschäftigungen erkennen. Finden Sie zum Beispiel einen Mann, der sich als Kaufmann oder Fabrikant niederzulassen gedenkt oder irgendein anderes exzentrisches Geschäft betreibt, wie das eines Schnittwarenhändlers, eines Seifensieders, eines Juristen oder Arztes, so ist er unfehlbar ein Genie und, der Regel zufolge, also – ein Esel.

Nun bin ich durchaus kein Genie, sondern ein regelrechter Geschäftsmann. Mein Journal und mein Hauptbuch würden es auf der Stelle beweisen. Ich muss gestehen, sie sind in bester Ordnung, und was Akkuratess und Pünktlichkeit anbetrifft, da kommt mir keiner gleich. Überdies standen meine Beschäftigungen immer in Einklang mit den Gebräuchen meiner Mitmenschen. Nicht, als ob ich mich meinen überaus schwachköpfigen Eltern für diese hervorragenden Eigenschaften verpflichtet fühlte, nein, sie hätten im Gegenteil sicher auch so ein umherirrendes Genie aus mir gemacht, wäre mir nicht mein Schutzengel beizeiten zu Hilfe gekommen. In einer Biographie ist wohl jedes Wort wahr und in einer Autobiographie erst recht, und doch wird man mir schwerlich glauben, wenn ich hier

konstatieren muss, dass mein armer Vater mich mit fünfzehn Jahren in ein Bureau schickte, in dem es, wie er sich ausdrückte, durchaus anständig und ehrenhaft herginge. Die Folgen dieses Wahnsinns blieben denn auch nicht aus: Nach drei Tagen musste man mich meiner vernagelten Familie zurücksenden mit hochgradigem Fieber und heftigen und gefährlichen Schmerzen in meinem Schädel, die sich hauptsächlich in der Gegend des besagten Ordnungsorganes bemerkbar machten. Damals war es fast um mich geschehen; sechs Wochen lang schwebte ich zwischen Tode und Leben; die Ärzte und Konsorten gaben mich überhaupt schon auf. Aber obwohl ich sehr litt, siegte doch am Ende meine prächtige Konstitution. Ich blieb vor dem Schicksal bewahrt, ein unständiger, ›ehrenhafter Kaufmann‹ zu werden, und war gegen die Beule, die das Mittel zu meiner Rettung gewesen, wie gegen das gutherzige Weib, das mir zu diesem Organ verholffen hatte, von innigster Dankbarkeit erfüllt.

Die meisten Knaben verlassen ihr Vaterhaus mit zehn oder zwölf Jahren, aber ich wartete, bis ich sechzehn alt war. Ich wäre wahrscheinlich selbst dann noch nicht gegangen, wenn meine alte Mutter nicht davon gesprochen hätte, mich als Zigarrenhändler selbständig zu machen. Man denke – als Zigarrenhändler! So beschloss ich nun kurzerhand, mich nach irgendeiner ordentlichen Beschäftigung umzusehen, ohne Rücksicht auf die überspannten alten Leute, bei denen ich noch Gefahr lief, zu einem Genie gemacht zu werden. Mit diesem Entschluss hatte ich gleich beim ersten Versuche Glück, und als ich achtzehn Jahre alt geworden war, betrieb ich das ausgedehnte und einträgliche Geschäft einer ›wandelnden Reklame‹ für ein Konfektionshaus.

Nur durch ein streng systematisches Vorgehen wurde es mir möglich, die beschwerlichen Pflichten, die ein solcher Posten mit sich brachte, zu erfüllen. Gewissenhafte Methode charakterisierte meine Handlungen wie meine Berechnungen. In meinem Falle war es die Methode, nicht das Geld, was den Mann machte oder wenigstens alles an ihm, was nicht von dem Schneider, bei dem er angestellt, gemacht worden war. Um neun Uhr morgens zog ich meine Kleidung an. Um zehn Uhr befand ich mich auf irgendeiner belebten Promenade oder in einem öffentlichen Vergnügungsort. Die präzise Regelmäßigkeit, mit der ich meine schon damals recht ansehnliche Person nach den verschiedenen Richtungen drehte, um meinen Anzug zur Geltung zu bringen, erntete allgemeine Bewunderung bei meinen erfahrenen Kollegen. Kein Morgen verging, ohne dass ich meinen Prinzipalen, den Herren Schnitt und Beutelschneider, einen Kunden zugeführt hätte. Ich erzähle dies voll Stolz, doch mit Tränen im Auge, denn besagte Personen bewiesen sich als die undankbarsten Kreaturen, die je die Sonne beschienen. Die kleine Rechnung, wegen der wir uns entzweiten und die den endgültigen Bruch zwischen uns herbeiführte, wird von keinem Menschen als Überforderung angesehen werden können, der Sach- und Fachkenntnis hat. Es verschafft mir eine stolze Genugtuung, den Leser selbst urteilen zu lassen. Meine Rechnung lautete wie folgt:

Herrn Schnitt und Beutelschneider,
Konfektionshaus,
von Peter Profitlich, Wandelnde Reklame.

10. Juli	Von der Promenade wie gewöhnlich einen Kunden mitgebracht	2,50 Mk.
11. Juli	Desgl.	2,50 Mk.
12. Juli	Für eine Lüge zweiter Klasse: einen verschossenen schwarzen Rock für dunkelgrün verkauft	2,50 Mk.
13. Juli	Für eine Lüge erster Klasse: Halbatlas für feines Tuch verkauft	3,50 Mk.
20. Juli	Neue Papierwäsche gekauft, um meinem grauen Flausrock ein eleganteres Aussehen zu verleihen	1,00 Mk.
15. Aug.	Doppelt wattierten Frack getragen bei 22° Wärme im Schatten	2,00 Mk.
16. Aug	3 Stunden auf einem Bein gestanden, um modernes Beinkleid zu zeigen; pro Bein und Stunde 1 Mark	3,00 Mk.
17. Aug.	Promenade und wie gewöhnlich einen guten Kunden mitgebracht (dicker Mann)	3,00 Mk.
18. Aug.	Desgl. (von mittlerer Statur)	2,00 Mk.
19. Aug.	Desgl. (kleiner Mann und schlechter Zahler)	1,00 Mk.
		23,00 Mk.

Den Hauptanlass zu unseren Meinungsverschiedenheiten gab die für Papierwäsche ausgelegte Mark. Mein Ehrenwort, es war nicht zuviel für diese Wäsche, für das sauberste, niedlichste Vorhemdchen, den entzückendsten Kragen, den ich je gesehen und dem allein der Verkauf von wenigstens drei Flausröcken zuzuschreiben ist. Der ältere Kompagnon der Firma, Herr Schnitt, wollte mir nur fünfzig Pfennige bewilligen und die anderen fünfzig schneiden; er begründete sein schäbiges Verhalten mit der Behauptung, er könne aus einem Bogen Propatriapapier gerade viermal soviel Wäsche anfertigen. Es ist wohl überflüssig, noch einmal zu versichern, dass ich meinem Prinzip treu blieb. Geschäft ist Geschäft. Und in dem ihren schien absolut kein System zu sein, da Sie es wagten, mir so einfach fünfzig Pfennig abschwindeln zu wollen. Das war doch eine offenkundige Unterschlagung von fünfzig Prozent, und noch dazu eine ohne die geringste Methode.

Ich trat also sofort aus der Firma Schnitt und Beutelschneider aus und suchte meinen Lebensunterhalt durch Bauspekulationen zu verdienen. Meine strenge Rechtlichkeit und Sparsamkeit, meine festen Geschäftsprinzipien kamen mir auch hier wieder sehr zustatten und verschafften mir bald einen Ruf. Mit Kleinigkeiten gab ich mich überhaupt nicht ab und betrieb das Geschäft mit der an mir bekannten Klugheit und Übersichtlichkeit. Leider wurde ich auch aus diesem mir lieb gewordenen Wirkungskreis allzu bald durch eine missglückte kleine Geschäftsspekulation, wie sie dies Gewerbe so mit sich bringt, wieder herausgerissen. Wenn irgendein alter, reicher Hungerleider, ein verschwenderischer Erbe oder irgendeine Gesellschaft einen Palast aufbauen will, so gibt es bekanntlich nichts Eiligeres zu tun, als sie irgendwie zu behindern; jeder gescheite Mensch weiß das. Sobald also irgend solch ein Bau projektiert ist, muss sich ein guter Spekulant

einen kleinen Teil des in Aussicht genommenen Platzes oder eine Baustelle gleich gegenüber verschaffen. Dann wartet er, bis das betreffende Gebäude zur Hälfte aufgeführt ist, und lässt nunmehr von einem geschickten Architekten einen reich mit Schmierornamenten versehenen Schuppen, Schweinestall oder irgendein anderes phantastisches kleines Gebäude dort hinsetzen. Er kann natürlich die Sache nicht wieder abreißen lassen, ohne eine Entschädigung von fünfhundert Prozent auf den Kaufpreis der Baustelle und des Gebäudes zu beanspruchen. Oder kann er es vielleicht? Mit dieser Frage wende ich mich an jeden wirklichen Geschäftsmann. Es wäre unvernünftig zu behaupten, dass man es doch könnte. Und trotzdem gab es eine Gesellschaft, die niederträchtig genug war, das von mir zu verlangen. Ich antwortete nicht einmal auf ihre Vorschläge; nur hielt ich es für meine Pflicht, in der folgenden Nacht hinzugehen und ihren ganzen Palast schwarz anzustreichen. Jedoch verklagte mich diese blödsinnige Bande daraufhin, und ich musste einige Zeit bei Wasser und Brot leben. Als man mich wieder auf freien Fuß gesetzt hatte, vermieden es meine Geschäftsfreunde ängstlich, mit mir in Beziehung zu treten, wodurch ich gezwungen war, diese Berufstätigkeit niederzulegen.

Nun kam ich auf die Idee, aus tätlichen Beleidigungen pekuniären Vorteil zu ziehen (was tut man nicht alles, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen?); aber meine schwächliche Konstitution gebot mir nur zu bald Einhalt. Auch diesem Geschäfte hatte ich mich mit frischem Mut gewidmet und dank meiner methodischen Genauigkeit auch da meinen Verdienst gefunden. Ach, ich wäre wirklich der schändlichste Mensch, wenn ich die famose alte Amme, die mir zu meinem Ordnungsorgane verhelfen, in meinem Testamente vergessen würde! Wie gesagt, durch mein streng systematisches Vorgehen in jeder Angelegenheit, durch meine unvergleichliche Buchführung, gelang es mir, auch in dieser Branche mich recht gut einzuarbeiten. Ich schmeichle mir, dass wohl wenige Personen ein saubereres Geschäft betrieben. Damit ich nicht gezwungen bin, mein eigenes Lob zu singen, will ich eine kleine Abschrift von meinem Journal geben, und wohlbemerkt: ein Journal lügt nie:

„1. Januar. Neujahrstag. Traf auf der Straße Walter Feist betrunken. – NB. er ist gut. – Traf Walter Dürr kurz darauf sinnlos betrunken. – NB. auch gut. – Trug beide in mein Hauptbuch ein und eröffnete mit jedem eine laufende Rechnung.

2. Januar. Traf Dürr bei der Bank, ging auf ihn zu und trat ihn auf die Zehen. Schlag mich mit der Faust nieder. Famos! – stand wieder auf. Kleine Auseinandersetzung mit Quatsch, meinem Rechtsanwalt. Ich verlange tausend Mark Entschädigung, aber er meint, dass man für solch einfaches Niederschlagen nur fünfhundert verlangen könne. NB. muss den Quatsch loswerden; Mann hat auch kein System.

3. Januar. Ging ins Theater, um Feist zu treffen. Sah ihn in einer Seitenloge auf dem zweiten Rang zwischen einer dicken und einer dünnen Dame. Starrte die ganze Zeit durch mein Opernglas hinüber, bis ihm die dicke Dame errötend etwas zuflüsterte. Trat dann in die Loge und brachte meine Nase in die Nähe seiner Hand. Wollte sie durchaus nicht boxen. Ich stieß ihn an – es half nichts. Dann setzte ich mich und nickte der dünnen Dame zu, worauf ich dann endlich die Genugtuung hatte, dass er mich beim Kragen nahm und ins Parterre hinunterwarf. Hals verrenkt und rechtes Bein bedeutend geschunden. Fuhr in höchster Wonne nach Hause,

trank eine Flasche Sekt auf Feists Wohl und buchte den jungen Mann für fünftausend Mark. Quatsch ist damit einverstanden.

15. Februar. Fall Dürr kam zum Ausgleich. Betrag im Journal gebucht, 1,- Mk.

16. Februar. Fall Kleist erledigt. Der Elende schenkte mir zwanzig Mark. Kosten sechzehn Mark und fünfzig Pfennige, bleiben als Verdienst drei Mark fünfzig Pfennige.“

Jeder sieht klar, dass ich in ganz kurzer Zeit allein durch Feist und Dürr einen baren Verdienst von vier Mark und fünfzig Pfennigen aufweisen konnte; und ich versichere noch einmal feierlichst, dass ich diese Auszüge aufs Geratewohl aus meinem Journal genommen.

Aber ein altes und wahres Sprichwort sagt, dass Gesundheit mehr wert ist als Geld. Die Anforderungen, die dieser Beruf an meine Konstitution stellen, erwiesen sich mit der Zeit doch als zu stark für meinen empfindlichen Körper. Ich war vollständig aus dem Façon geschlagen und wusste nicht recht, was ich anfangen sollte. Als mich meine Freunde, wenn sie mich auf der Straße trafen, nicht mehr erkennen konnten, wurde es mir klar, dass ich diesen Erwerbszweig doch besser mit einem anderen vertauschte, und wurde also Straßenkehrer.

Das Unangenehmste bei dieser Beschäftigung war der Umstand, dass zu viele Menschen eine Vorliebe für dieselbe hatten und dadurch die Konkurrenz zu groß wurde. Jeder Dummkopf, der herausgefunden hat, dass er nicht genügend Gehirn besitzt, um sich als wandelnde Reklame oder Bauspekulant seinen Unterhalt zu suchen oder gar aus Körperverletzungen Vorteil zu ziehen, hält sich immerhin noch für befähigt, Straßen zu kehren. Und doch ist es durchaus irrig zu glauben, diese Tätigkeit bedinge keine geistigen Gaben. Vor allen Dingen gehört Methode dazu. Ich hatte bloß ein Detail-Geschäft, und doch fand ich mit Hilfe meines Systems dabei mein gutes Auskommen. Ich wählte mir die nächstliegende Straßenkreuzung und setzte meinen Besen prinzipiell auf keinen anderen Platz der Stadt. Ich trug Sorge, dass immer eine kleine Pfütze in meiner Nähe war. Verfehlte je ein Mensch, mir die üblichen Pfennige zu geben, so kam er sicher nicht mit sauberen Beinkleidern über meine Kreuzung. Und da meine Geschäftsprinzipien in diesem Punkte allgemein bekannt waren, machte keiner den Versuch, sich zu widersetzen. Ich habe nie jemanden betrogen und brauche mir also auch keinen Betrug von anderen gefallen zu lassen. Die Unterschlagungen an den Banken kann ich allerdings nicht verhindern. Wenn sie ihre Zahlungen einmal einstellen sollten, wäre ich ruiniert. Aber das sind ja keine Personen, sondern Gesellschaften, und Gesellschaften haben ja bekanntlich weder Körper, die man treten, noch Seelen, die der Verdammnis anheimfallen könnten.

In einem unglücklichen Augenblicke gab ich denn auch diesen Erwerbszweig, obwohl er mir genügend Geld einbrachte, auf und wurde Stiefelputzer, was wohl ein ähnliches, aber bei weitem kein so achtbares Gewerbe ist. Die Stelle, die ich mir aussuchte, war sicherlich eine der vorteilhaftesten im Mittelpunkte der Stadt; dazu hatte ich Wichse und Bürsten erster Qualität. Mein kleiner Hund war wohlgenährt und sehr gut dressiert. Unser Geschäftskniff war folgender: Viehchskerl – so hieß der Hund – saß, nachdem er sich recht im Schmutz gewälzt hatte, an einer Ladentüre und wartete, bis er einen Herrn mit blankgeputzten Stiefeln herkommen

sah. Eiligst lief er auf ihn zu und brachte sein Fell in innigste Berührung mit besagten Stiefeln. Der Herr stieß dann gewöhnlich einige kräftige Flüche aus und sah sich nach einem kräftigen Stiefelputzer um. Natürlich war er glücklich, mich gleich vor sich zu sehen, und im Handumdrehen hatte ich fünfundzwanzig Pfennig verdient. Das ging eine Zeitlang gut –; ich war wirklich nicht habgierig, leider aber war es mein Hund. Ich hatte ihm ein Drittel vom Einkommen bewilligt, Viehchskerl aber bestand auf der Hälfte. Da sich diese Forderungen mit meinen Prinzipien nicht vereinbaren ließen, gerieten wir in Streitigkeiten und trennten uns.

Darauf versuchte ich es mit Drehorgelspielen, wobei ich auch wieder mein gutes Auskommen fand. Es ist eine einfache Beschäftigung und erfordert keine besondere Geschicklichkeit. Man braucht sich nur eine Drehorgel zu kaufen, die eine einzige Melodie spielt und mit einem Hammer einige Male in das Werk hineinzuschlagen. Letzteres macht den Ton für geschäftliche Interessen erst wirklich brauchbar. Dann zieht man durch die Straßen, bis man ein Haus findet, dessen Schellenknopf mit Trauerflor umwunden und dessen Läden fest geschlossen sind. Dort fängt man an zu spielen, als ob man nie wieder aufhören wolle. Gleich öffnet sich ein Fenster, jemand wirft ein Zehnpfennigstück heraus mit der Bemerkung, man möge aufhören und weggehen. Manche Orgelspieler sollen wirklich schon für diese Summe fortgehen, aber ich habe es immer zum Geschäftsprinzip gemacht, es nicht unter zwanzig bis dreißig Pfennigen zu tun. Dies Geschäft betrieb ich längere Zeit, doch befriedigte es mich nicht vollständig, und ich sah mich nach einem anderen Erwerb um.

Zwischendurch war ich dann einige Monate stellenlos, doch gelang es meinen geschickten Bemühungen bald, Anstellung bei der »falschen Post« zu bekommen. Meine Pflichten waren sehr einfach und recht einträglich: Früh am Morgen fertigte ich ein Paket falscher Briefe an. In jedem steckte ein Zettel mit einigen möglichst mysteriösen Worten, unterzeichnet Ypsilon Smith. Dann siegelte ich dieselben und versah sie mit falschen Postmarken und Poststempeln aus Peking, Kapstadt, London oder irgendeinem anderen weit entfernten Orte. Drauf lieferte ich die Briefe in den großen Häusern ab, und ließ mir das Überporto einhändigen. Niemand zögerte zu zahlen – die Menschen sind nun einmal so dumm –, und ich fand immer noch genügend Zeit, um die nächste Ecke zu verschwinden, ehe man den Brief geöffnet hatte. Unangenehm bei dieser Beschäftigung war nur, dass ich so viel und so schnell gehen musste und außerdem meinen Weg immer zu verändern hatte. Dazu stellten sich Gewissensbisse bei mir ein. Ich kann nun einmal nicht vertragen, dass unschuldige Menschen beschimpft werden – und die Art und Weise, wie die ganze Stadt bald über Ypsilon Smith fluchte, spottet jeder Beschreibung. Ich wasche also meine Hände in Unschuld.

Meine achte und letzte Spekulation war die Katzenzucht. Sie erwies sich als angenehmes und lukratives Geschäft. Unsere Stadt ist bekanntlich sehr reich an Katzen, und ihre Zahl ist in letzter Zeit so bedenklich gewachsen, dass man eine Petition eingereicht hat, dieser Plage Einhalt zu tun. In der letzten Stadtratssitzung wurde sie verhandelt und schließlich die Katzen-Akte aufgesetzt. In ihrer ursprünglichen Fassung war der Vorschlag gemacht worden, eine Prämie von vierzig Pfennigen auf jeden Katzenkopf auszusetzen. Das wurde dann dahin

umgeändert, dass die Schwänze anstatt die Köpfe bezahlt werden sollten, und diese Änderung wurde vom Stadtrat einstimmig gebilligt und angenommen.

Kaum hatte der Oberbürgermeister diesen Paragraphen unterzeichnet, da wusste ich nichts Eiligeres zu tun, als alle Miezen und Pussies der Umgebung einzufangen. In der ersten Zeit konnte ich keine kostspieligere Nahrung als Mäuse für sie erschwingen, doch erfüllten sie die Weissagung der hl. Schrift in so ausgedehntem Maße, dass ich schließlich imstande war, sie mit Turteltauben zu füttern. Ihre Schwänze verschaffen mir ein gutes Einkommen, denn ich habe ein Verfahren entdeckt, vermittels dessen ich drei Stutzschwänze im Jahre erzielen kann. Zu meinem Entzücken bemerkte ich übrigens bald, dass sich die Tiere in erfreulicher Weise an die Operation gewöhnten, ja, dass sie sich ohne Schwänze wohler fühlten als mit den lästigen Anhängseln. Ich darf mich daher schon als gemachter Mann betrachten und stehe denn auch augenblicklich in Unterhandlungen, die wohl zum Ankauf einer Villa führen werden.

Die literarische Laufbahn des wohlachtbaren Herrn Thingum Bob, früheren Herausgebers der ›Weltlaterne‹, von ihm selbst

Ich komme allmählich zu Jahren – und da ich weiß, dass Shakespeare und Mr. Emmons gestorben sind, muss ich mir sagen, dass es nicht unmöglich ist, dass auch ich einst sterben werde. Da kommt mir denn der Gedanke, dass ich mich vorher eigentlich vom Felde meiner Tätigkeit zurückziehen und noch ein wenig auf meinen Lorbeeren ausruhen könne. Doch habe ich den Ehrgeiz, den Akt der Niederlegung meines literarischen Szepters durch irgendein Vermächtnis bekanntzugeben, das für die Nachwelt wichtig ist; und ich glaube, das nicht besser tun zu können als dadurch, dass ich ihr einen Bericht meiner Laufbahn hinterlasse. Mein Name ist so lange und beharrlich vor dem Auge des Publikum erschienen, dass ich nicht nur gern anerkenne, wie das große Interesse, das er überall erregt, nur zu natürlich sei, sondern mich sogar bereit erkläre, die außerordentliche Neugierde, die die Person seines Trägers erweckt, zu befriedigen. Denn es ist doch nur die Pflicht jedes Menschen, der glücklich zur Größe gelangt, auf seinem Aufstieg Wegzeichen zu hinterlassen, die auch anderen den Pfad zur Höhe zeigen können. Ich habe deshalb die Absicht, in der vorliegenden Schrift, die ich eigentlich ›Anmerkungen zur Literaturgeschichte von Nordamerika‹ nennen wollte, einen eingehenden Bericht jener wichtigen, doch schwachen und schwankenden ersten Schritte zu geben, mit denen ich den Weg betrat, der mich zum Gipfel menschlichen Ruhmes führen sollte.

Ich halte es stets für überflüssig, von den ganz entfernten Voreltern eines Menschen viel zu reden. Mein Vater, der wohlachtbare Herr Thomas Bob, war jahrelang der erste Friseur meiner Geburtsstadt – Erpswurston am Missouri. Sein Lokal war der Treffpunkt der ersten Leute der Stadt, besonders auch der dortigen Journalisten- und Dichtervereinigung – einer Gemeinschaft, die jedermann mit ehrfurchtvollem Schauer erfüllte. Ich jedenfalls hielt die einzelnen dieser Herren einfach für Götter und nahm heißhungrig die reiche Weisheit in mich auf, die von ihren Lippen träufelte.

Die erste Inspiration überkam mich in jener ewig denkwürdigen Zeit, als der geistsprühende Leiter der „Bremse“ vor dem Konklave unserer Lehrlinge ein unnachahmlich schönes Gedicht zu Ehren des „allein echten Bobschen Öles“ (nach seinem talentvollen Erfinder, meinem Vater, also genannt) rezitierte. Für diesen Erguss wurde er übrigens von der Firma Thomas Bob & Cie. mit königlicher Freigiebigkeit belohnt.

Der Genius, der aus den Stanzen des ›Bobschen Öles‹ sprach, hauchte mir zuerst den göttlichen „afflatus“ ein. Ich beschloss sofort, ein großer Mann zu werden und zu diesem Zwecke damit anzufangen, ein großer Dichter zu sein. Am selben Abend noch fiel ich meinem Vater zu Füßen nieder.

„Vater“, sagte ich, „verzeihe mir – doch geht meine Seele über Seifenschaum hinaus. Es ist meine feste Absicht – ich will ein Redakteur werden – ich will ein Dichter werden – ich will Stanzen über das ›Bobsche Öl‹ machen. Verzeihe mir und hilf mir, groß sein.“

„Mein lieber Thingum“ (so war ich nämlich nach einem reichen Verwandten getauft worden), erwiderte mein Vater und hob mich an den Ohren von meinen Knien empor, „mein lieber Thingum, du bist ein famoser Kerl und schlägst auch darin deinem Vater nach, dass du eine Seele hast. Du hast außerdem einen riesigen Schädel, in dem eine Menge Gehirn sitzen muss. Das habe ich schon lange bemerkt und hatte deshalb eigentlich vor, dich zum Rechtsgelehrten zu machen. Doch das ist jetzt kein anständiger Beruf mehr, und das Geschäft eines Politikers macht sich nun einmal nicht bezahlt. Im großen ganzen hast du recht: Die Stelle eines Herausgebers ist im Zeitalter der Druckerschwärze eigentlich noch die beste. Und wenn du noch nebenbei ein Dichter sein kannst, wie es die meisten Herausgeber nebenbei sind – so schlägst du eben zwei Fliegen mit einer Klappe. Um dich nun auf deinem Wege zu ermutigen, will ich dir zu einer Dachkammer, Feder, Tinte, Papier, einem Reimdictionarius und ein paar Jahrgängen der ›Bremse‹ verhelfen. Ich glaube, mehr kannst du nicht verlangen.“

„Ich wäre ein undankbarer Schuft, wenn ich es täte“, erwiderte ich voll Enthusiasmus. „Deine Großherzigkeit ist grenzenlos, o Vater. Ich werde mich dankbar erzeigen, indem ich dich zum Vater eines Genies mache.“

So endete meine Unterredung mit dem Besten aller Männer, und ich stürzte mich sogleich mit Eifer auf meine poetischen Arbeiten, da ich hauptsächlich auf diese meine Hoffnungen aufgebaut hatte, einst einen Redaktionsstuhl zu erklimmen.

Bei meinen ersten Versuchen waren mir die Stanzen über das ›Bobsche Öl‹ eher ein Hemmnis als etwas anderes. Ihre Pracht blendete mich mehr, als dass sie mir leuchtete. Ihre Tadellosigkeit musste mich, wenn ich an meine eigenen Frühgeburten dachte, durchaus entmutigen, so dass ich in der Tat eine ganze Zeit vergebens arbeitete. Endlich jedoch ging mir einer der so außerordentlich originellen Gedanken durch den Kopf, wie sie eben zuweilen das Gehirn eines Genies durchzucken. Nämlich dieser – oder vielmehr so führte ich ihn aus: Aus der Ramschware eines Bücherstandes in einem der entlegensten Winkel der Stadt erstand ich verschiedene alte, gänzlich unbekannte und vergessene Bücher. Der Buchhändler verkaufte sie mir für das, was man so ›einen Apfel und ein Ei‹ nennt. Aus einem von diesen, das sich als Übersetzung des Werkes ›Inferno‹ eines gewissen Dante herausstellte, schrieb ich mit bemerkenswerter Genauigkeit eine lange Passage über einen Mann ab, der Ugolino hieß und einen ganzen Haufen Bälger hatte. Aus einem anderen, der viel alte Spiele enthielt und von einer Person verfasst war, deren Namen ich vergessen, zog ich mit gleicher Sorgfalt eine ganze Anzahl von Stellen aus über ›Engel‹ und ›Himmelsboten, die Dank sagen‹ und ›Kobolde, die verdammt sind‹ und noch allerlei Derartiges. Von einem dritten, das irgendein blinder Mann, ein Grieche oder Hottentotte, geschrieben haben musste, ich kann mich der ganz kleinen Einzelheiten nicht mehr so genau entsinnen, entnahm ich etwa 50 Verse, die mit ›Achilles Zorn‹ oder so was Ähnlichem anfangen. Aus einem vierten, das, wie ich mich entsinne, auch das Werk eines blinden Mannes war, wählte ich eine oder zwei Seiten über ›Heil‹ und ›heiliges Licht‹, und obgleich es einem Blinden eigentlich nicht zukommt, über ›Licht‹ zu schreiben, waren die Verse doch in ihrer Art recht gut.

Nachdem ich also diese Sachen säuberlich abgeschrieben hatte, unterzeichnete ich jede mit ›Oppodoldoc‹ (übrigens ein schöner, sonorer Name),

steckte jede in ein Couvert und schickte diese vier an die vier verschiedenen großen Zeitungen, mit der Bitte um schleunigen Abdruck und prompte Honorarzahung. Das Resultat dieses gut ausgebrüteten Planes, der, wenn er Erfolg gehabt, mir in meinem späteren Leben viel Mühe erspart hätte, überzeugte mich, dass manche Redakteure einfach nicht anzuführen sind. Sie gaben meinen sich eben gebärenden Hoffnungen, wie man im Lager der Transzendentalisten sagt, den coup-de-grâce, wie es in Frankreich heißt.

Tatsache ist nämlich, dass jede einzelne der in Frage stehenden Zeitungen den Herrn ›Oppodeldoc‹ im ›Briefkasten‹ in Grund und Boden verriss. Der ›Hurra-Hoch‹ widmete ihm folgenden Erguss:

„›Oppodeldoc‹ (oder wer sich hinter diesem Namen verbirgt) hat uns eine lange Tirade über einen Tollhäusler gesandt, den er ›Ugolino‹ nennt und der eine ganze Anzahl Kinder hat, die alle die Rute kriegen oder ohne Abendessen ins Bett geschickt werden müssten. Die ganze Sache ist außerordentlich zahm – um nicht zu sagen platt. ›Oppodeldoc‹ (oder wer sich hinter dem Namen verbirgt) hat auch nicht die geringste Phantasie – und Phantasie ist unserer bescheidenen Meinung nach nicht nur die Seele, sondern das Herz selbst der POESIE. ›Oppodeldoc‹ (oder wer sich hinter dem Namen verbirgt) hat die Kühnheit, ›um schleunigen Abdruck und prompte Honorarzahung‹ für dieses sein Geschwätz zu bitten. Es ist nicht unsere Gepflogenheit, solches Zeug abzudrucken oder gar zu kaufen. Jedoch wird er den gesamten Gillimatthias, den er zusammenschreibt, ohne Zweifel in der Redaktion von ›Feder und Volk‹ der ›Geistigen Ernährung‹ oder des ›Täglichen Hausfreund‹ loswerden.“

Man wird zugeben, dass dies ein ziemlich strenges Urteil über ›Oppodeldoc‹ war – der vernichtendste Hieb lag jedoch darin, dass man das Wort POESIE mit lauter großen Lettern geschrieben. Welche Welt von Bitterkeit schlossen diese sechs fettgedruckten Buchstaben in sich ein!

Mit gleicher Strenge wurde ›Oppodeldoc‹ von ›Feder und Volk‹ behandelt, die sich folgendermaßen vernehmen ließ:

„Es ist uns von einer Person, die sich ›Oppodeldoc‹ unterzeichnet und ihr Möglichstes tut, um den Namen des erhabenen römische Kaisers zu misskrediten, ein sonderbares, unverschämtes Schreiben zugegangen. Bei dem Briefe ›Oppodeldocs‹ (oder wer sich hinter dem Namen verbirgt) fanden wir eine Menge Verse, die einen ganz widerlichen und sinnlosen Schwulst über ›Engel‹, ›Himmelsboten‹, die ›Danksagen‹ usw. enthielten – einen Schwulst, wie ihn kein dem Tollhaus eben Entsprungener und wahrscheinlich auf der ganzen Welt eben nur ›Oppodeldoc‹ verbrechen konnte. Und für diesen Ober-Schund verlangt man uns bescheiden ›prompte Honorarzahung‹ ab! O nein, mein Herr! Für so was zahlen wir nicht! Wenden Sie sich doch an den ›Hurra-Hoch‹, die ›Geistige Ernährung‹ oder an den ›Täglichen Hausfreund‹. Diese Blätter werden zweifellos jede literarische Arbeit von Ihnen annehmen und auch Zahlung – versprechen.“

Auch dies klang für den armen ›Oppodeldoc‹ ziemlich bitter, doch fiel hier das Hauptgewicht der Satire auf den ›Hurra-Hoch‹, die ›Geistige Ernährung‹ und den ›Täglichen Hausfreund‹.

Kaum weniger wild gebärdete sich die ›Geistige Ernährung‹, die folgende Besprechung brachte: „Ein Individuum, dem es gefällt, sich ›Oppodeldoc‹ zu nennen (was müssen sich die Namen unserer erhabenen Toten oft gefallen lassen), hat uns einige fünfzig oder sechzig Verse gesandt, die ungefähr so beginnen:

Achilles' Zorn und Griechenland, die schaudervolle Quelle
Zahlloser Schmerzen usw. usw. usw.

Wir möchten dem Herrn ›Oppodeldoc‹ (oder dem, der sich hinter dem Namen verbirgt) höflichst mitteilen, dass wir keinen Setzerlehrling in unserer Redaktion haben, der nicht täglich und gewohnheitsmäßig bessere Verse macht. Diejenigen ›Oppodeldocs‹ lassen sich einfach nicht skandieren, ›Oppodeldoc‹ sollte zählen lernen. Jedenfalls können wir uns nicht erklären, wie er auf den Gedanken gekommen ist, dass wir (ausgerechnet wir!) unsere Seiten mit seinem unrettbaren Blödsinn verunzieren sollten. Das absurde Gewäsch ist kaum gut genug für den ›Hurra-Hoch‹, für ›Feder und Volk‹ oder den ›Täglichen Hausfreund‹, Blätter, bei denen es vorkommen kann, dass sie ›Der Frau Gänsin Lieder‹ als Original-Lyrik abdrucken. Und ›Oppodeldoc‹ hat die Stirn, für dies Gefasel Honorar zu verlangen. Weiß ›Oppodeldoc‹ (oder wer sich hinter dem Namen verbirgt) denn nicht, dass wir das Zeug nicht abdrucken würden, selbst wenn man uns dafür bezahlte?“

Als ich das las, fühlte ich mich allmählich kleiner und kleiner werden. Und als ich an die Stelle kam, wo der Redakteur höhnisch von ›Versen‹ spricht, war nicht viel mehr als eine Unze von mir übrig. Ich begann Mitleid mit dem armen Kerl, dem ›Oppodeldoc‹ zu empfinden. Doch der ›Tägliche Hausfreund‹ zeigte noch weniger Erbarmen als die ›Geistige Ernährung‹. Er meinte nämlich:

„Ein elender Poetaster, der sich mit ›Oppodeldoc‹ unterzeichnet, ist verschroben genug, sich einzubilden, dass wir einen Mischmasch, einen unzusammenhängenden, ungrammatikalischen Bombast, den er uns zuschickte, abdrucken und dafür bezahlen würden. Er beginnt mit der folgenden, durchaus unverständlichen Zeile: ›Gruß! Heiliges Licht! Erstling des Himmels!‹

Wir sagen: ›durchaus unverständlich‹. ›Oppodeldoc‹ (oder wer sich hinter dem Namen verbirgt) muss schon so liebenswürdig sein und uns sagen, wie ›Gruß, heiliges Licht‹ sein kann. Wir haben ›Gruß‹ stets für Kohlenabfall gehalten. Auch muss er uns gütigst darüber aufklären, wie Kohlenabfall zu gleicher Zeit ›heiliges Licht‹ und ein ›Erstling‹ sein kann! Unseres Wissens wird der letztere Ausdruck nur von Babies bis zu sechs Wochen gebraucht. Doch es wäre albern, sich noch länger mit solchen Absurditäten aufzuhalten, obgleich ›Oppodeldoc‹ (oder wer sich hinter dem Namen verbirgt) die beispiellose Frechheit hat, anzunehmen, dass wir sein dummes Gefasele nicht allein abdrucken, sondern ihm noch obendrein Honorar dafür zahlen würden!

Da hört denn doch Verschiedenes auf! und wir hatten schon halb die Absicht, den jungen Skribenten für die Selbstüberhebung dadurch zu bestrafen, dass wir seinen Erguss wörtlich und buchstäblich, wie er ihn geschrieben, zum Abdruck brächten. Es könnte ihn keine strengere Strafe ereilen, und wir standen nur mit Rücksicht auf die entsetzliche Qual der Langeweile, die wir unseren Lesern bereitet haben würden, davon ab.

Möge doch ›Oppodeldoc‹ (oder wer sich hinter diesem Namen verbirgt) seine weiteren Werke dem ›Hurra-Hoch‹, der ›Geistigen Ernährung‹ oder der ›Feder und Volk‹ einsenden. Diese Schundblätter werden sie schon abdrucken. Sie drucken ja so oft ähnliches Zeug. Möge er sich ihnen also anvertrauen. WIR lassen uns nicht ungestraft beleidigen!“

Das bohrte mich vollends in Grund und Boden; ich konnte nicht verstehen, wie der ›Hurra-Hoch‹, die ›Geistige Ernährung‹ und ›Feder und Volk‹ diesen Angriff überlebten. Ihre Namen waren in den kleinstmöglichen Lettern gedruckt – eine unsagbar feine Stichelei, die zugleich auf ihre Unbedeutendheit, ja, Niedrigkeit andeuten sollte, während das, Wort WIR, gigantisch mit nur großen Buchstaben gedruckt, auf sie hinabsah! – Ach, das war zu bitter – das war Wermut – das war Galle. Wäre ich eines dieser Organe gewesen, ich hätte weder Zeit noch Mühe gespart, bis man dem ›Täglichen Hausfreund‹ den Prozess gemacht. Was jedoch ›Oppodeldoc‹ (oder was sich sonst hinter dem Namen verbarg) anging, so hatte ich alle Geduld mit dem Burschen verloren und nicht mehr die geringste Sympathie für ihn. Er (oder wer sich hinter dem Namen verbarg) war ein Narr und bekam nicht mehr, als ihm gebührte.

Das Resultat dieses Experimentes mit den alten Büchern überzeugte mich: erstens, dass ›Ehrlichkeit die beste Politik‹ ist, und zweitens, dass, wenn ich schon nicht besser schreiben konnte als der Herr Dante und die zwei blinden Männer und all die übrigen alten Knöpfe, es immerhin schwierig sein müsse, schlechter zu schreiben. Ich fasste mir deshalb ein Herz und beschloss, von jetzt ab nur ›durchweg Originale‹, wie es wohl auf den Deckeln von Zeitschriften heißt, zu produzieren, was es mich auch an Studium und Mühen kosten könne.

Und wieder hielt ich mir als Muster die brillanten Stanzen über das ›Bobsche Öl‹, die der Redakteur der ›Bremse‹ verfasst, (vor Augen und beschloss), über eben dasselbe Thema eine Ode zu schreiben und so kühn den Wettbewerb mit der älteren Dichtung zu wagen. Der erste Vers bereitete mir keine nennenswerte Schwierigkeit. Er lautete:

›Eine Ode zu schreiben auf das Bobsche Öl‹

Nachdem ich nun sorgfältig alle Reime auf Öl aufgesucht und geprüft, konnte ich dennoch nicht weiter. In dieser Klemme wandte ich mich um Hilfe an meinen Vater; und nach ein paar Stunden reiflichen Nachdenkens vervollständigten wir beide das Gedicht wie folgt:

Eine Ode zu schreiben auf das Bobsche Öl,
Kann nie misslingen, geht nie fehl.
K. A. Mehl

Diese Arbeit war allerdings nicht sehr lang, doch, wie man weiß, hat die bloße Länge eines literarischen Werkes mit seinem inneren Werte nichts zu tun. Viel wichtiger war die Frage, welchen Gebrauch ich von meinem Jungfernpöem machen sollte. Mein Vater schlug vor, ich möge es doch der ›Bremse‹ einschicken, doch bestimmten mich zwei Gründe dazu, es nicht zu tun. Einerseits fürchtete ich die Eifersucht des Herausgebers – andererseits hatte ich herausbekommen, dass er Originalbeiträge gar nicht bezahlte. Nach reiflicher Überlegung bestimmte ich mein

Werk deshalb für die würdigen Spalten der ›Geistigen Ernährung‹ und erwartete mit einer gewissen Angst, doch gefasst, wie sich die Sache weiterentwickeln würde.

Ich hatte die stolze Genugtuung, gleich in der nächsten Nummer mein Gedicht abgedruckt zu sehen und darunter in Kursivschrift und zwischen Klammern folgende bedeutungsvollen Worte lesen zu können:

„Wir möchten unsere Leser noch ganz besonders auf die folgenden herrlichen Stanzas über das ›Bobsche Öl‹ hinweisen. Es ist unnötig, ein Wort über ihre Großartigkeit, ihr Pathos zu verlieren: niemand wird sie mit trockenem Auge lesen können. Diejenigen, die vor einiger Zeit ein trauriges Machwerk über denselben großen Gegenstand aus dem Gänsekiel des Herausgebers der ›Bremse‹ haben über sich ergehen lassen müssen, werden gut tun, die beiden Gedichte miteinander zu vergleichen.“

PS. Es drängt uns, das Geheimnis, das sich offenbar unter dem Pseudonym K. A. Mehl verbirgt, zu lüften. Dürfen wir vielleicht auf ein persönliches Interview hoffen?“

Das war ja nicht mehr wie gerecht, doch war es immerhin mehr, muss ich gestehen, als ich erwartet hatte, denn ich rechnete schon damals mit der ewigen Undankbarkeit der Menschheit und speziell der Redakteure. Doch beeilte ich mich, den Herausgeber der ›Geistigen Ernährung‹ zu besuchen, und hatte auch das Glück, den Herrn zu Hause zu finden. Er begrüßte mich mit tiefem Respekt, der einen leisen Anflug von gönnerhafter, väterlicher Bewunderung hatte, die ohne Zweifel meine leicht zu erkennende außerordentliche Unerfahrenheit und Jugend in ihm erregte. Er bot mir einen Stuhl an und begann sofort von meinem Gedicht zu reden. – Hier verbietet mir die Bescheidenheit, die tausend Komplimente, mit denen er mich überschüttete, zu wiederholen. Doch waren die Lobreden des Herrn – sein Name war Geifer – durchaus nicht übertrieben, nicht urteilslos voreingenommen. Er analysierte mein Gedicht mit viel Feinheit und großer Geschicklichkeit und zögerte nicht, mich auf ein paar kleine Plattheiten hinzuweisen, was ihn nur noch unendlich in meiner Achtung steigen ließ. Natürlich kam auch die „Bremse“ bald aufs Tapet, und ich hoffe, nie einer so haarscharfen Kritik, so treffendem Tadel unterworfen zu sein, wie sie Herr Geifer dem mehrfach erwähnten Erguss des Redakteurs der „Bremse“ zuteil werden ließ. Ich hatte denselben eigentlich immer für ein fast übernatürliches Wesen angesehen. Herr Geifer jedoch nahm mir diese Vorstellung gänzlich. Er stellte den literarischen wie den persönlichen Charakter des „Bremser“ (so nannte er seinen Rivalen satirisch) in das rechte Licht. Er, der Bremser, war wirklich nicht besser, als er es verdiente. Er hatte infame Dinge geschrieben. Er war ein Zeilenschinder und ein Possenreißer. Er war ein Schuft. Er hatte einmal eine Tragödie geschrieben, über die das ganze Land ausgeplatzt war, und eine Farce, über die man Tränenströme geweint. Außerdem hatte er einmal die Unverschämtheit gehabt, etwas zu schreiben, was er für ein Pasquill auf ihn, Herrn Geifer, hielt, und hatte seine Frechheit damit gekrönt, dass er ihn einfach einen „Esel“ genannt. Sollte ich jemals den Wunsch haben, versicherte mir Herr Geifer, gründlich meine Meinung über den „Bremser“ zu sagen, so ständen mir die Spalten der „Geistigen Ernährung“ unbegrenzt zur Verfügung. Da es jedoch mittlerweile als gewiss zu erwarten stände, dass ich für meinen Versuch, ein Konkurrenzgedicht über das „Bobsche Öl“ zu machen, in der „Bremse“ angegriffen werde, wolle er, Herr

Geifer, es auf sich nehmen, meine privaten und persönlichen Interessen auf das bestimmteste zu vertreten. Wenn ich nicht bald ein gemachter Mann sei, wäre es sicher nicht seine, Herrn Geifers, Schuld.

Als Herr Geifer in seiner Rede, deren letzten Teil ich nicht verstand, eine kleine Pause machte, wagte ich auf die Remuneration anzuspieren, die ich für mein Gedicht erwartete, ermutigt durch eine Mitteilung auf der letzten Seite der „Geistigen Ernährung“, die besagte, dass sie es sich nicht nehmen lasse, exorbitante Preise für alle Beiträge zu zahlen, ja, dass sie oft mehr für ein einziges kurzes Gedicht auswerfe als die „Hurra-Hoch“, „Feder und Volk“ und der „Tägliche Hausfreund“ zusammen für Honorar ausgaben.

Als ich das Wort „Remuneration“ aussprach, riss Herr Geifer erst seine Augen, dann auch; seinen Mund zu ganz bedeutender Ausdehnung auf, was verursachte, dass seine persönliche Erscheinung der einer ältlichen, sehr aufgeregten Ente im Augenblick des Quakens glich. In diesem Zustande blieb er, presste hin und wieder seine Hand an die Stirn, als befände er sich in ratlosester Verwirrung, bis ich mit meinem Satz zu Ende war.

Dann sank er in den Stuhl zurück, als habe ihn etwas Unbegreifliches überwältigt, die Arme ließ er leblos, schlaff an der Seite herunterhängen, den Mund hielt er noch immer weit aufgerissen. Während ich über dies beunruhigende Benehmen noch in stummem Staunen verharrte, sprang er plötzlich auf beide Füße und eilte zur Klingel – doch als er sie fast erreicht hatte, schien er sich eines anderen zu besinnen, denn er tauchte unter den Tisch und kam sofort wieder mit einem Prügel zum Vorschein. Den erhob er gerade, zu welchem Zweck ist mir nicht klar, als ganz plötzlich ein mildes Lächeln über seine Züge ging und er friedlich wieder in seinen Stuhl sank.

„Herr Bob“, sagte er (ich hatte ihm nämlich meine Karte hinaufgeschickt), „Herr Bob, Sie sind noch jung, scheint mir, noch sehr jung.“

Ich stimmte zu und gestand, dass ich mein drittes Lustrum noch nicht völlig beendet.

„Ach so“, sagte er, „nun ist mir alles klar. Sagen Sie nichts weiter! Was nun die Sache mit der Remuneration anbetrifft, so hat sie an sich ja ihre Richtigkeit. Aber der erste Beitrag – der erste sage ich – den bezahlt eine Zeitung nie – Sie verstehen doch. Eigentlich sind wir doch die Rezipienten in solch einem Falle.“ Herr Geifer lächelte gütig, als er voll Emphase das Wort „Rezipienten“ aussprach. „Denn im allgemeinen werden wir für den Abdruck eines ersten Versuches, besonders eines solchen in Versen, bezahlt. Und zweitens, Herr Bob, ist es Geschäftsprinzip, nie, wie man in Frankreich sagt, mit ›argent comptant‹ zu zahlen. Sie verstehen mich zweifellos. Ein oder zwei Vierteljahre nach der Veröffentlichung des Artikels oder ein oder zwei Jahre nachher zahlen wir anstandslos mit einem Akzept auf neun Monate, vorausgesetzt immer, dass wir unsere Angelegenheiten so ordnen können, dass wir einer Pleite in sechs Monaten sicher sind. Ich hoffe durchaus, Herr Bob, dass Sie diese Erklärung als eine genügende ansehen.“ Mit diesen Worten schloss Herr Geifer und Tränen standen in seinen Augen.

Im tiefsten Herzen betrübt, einem so hervorragenden und gefühlvollen Manne, wenn auch unabsichtlich, zu nahe getreten zu sein, beeilte ich mich, ihn um Entschuldigung zu bitten und wieder zu beruhigen, indem ich die völlige Übereinstimmung mit seinen Ansichten mehrmals betonte, sowie auch, dass ich seine delikate Lage wohl anerkenne. Nachdem ich all diesem in wohlgesetzter Rede Ausdruck gegeben, nahm ich Abschied.

Eines schönen Morgens, kurz nachher, erwachte ich und fand, dass ich ein berühmter Mann sei. Die Größe meines Ruhmes wird man am besten ermessen können, wenn man sich einmal die in der Zeitung zum Ausdruck gekommenen Tagesmeinungen darüber ansieht. Diese Meinungen erschienen als kritische Notizen über die Nummer der „Geistigen Ernährung“, die mein Gedicht enthielt, und sind erschöpfend, genügend und klar, mit Ausnahme vielleicht der hieroglyphischen Bemerkungen am Ende jeder Kritik: „Sept. 15-1 A.“

„Die Eule des Lebens“, eine Zeitschrift, die wegen der tiefen Gelehrsamkeit ihres Leiters und ihres entschiedenen Ernstes in allen literarischen Dingen bekannt ist – „Die Eule des Lebens“ also schrieb:

„›Geistige Ernährung.‹ – Die Oktobernummer dieses famosen Magazins übertrifft alle seine Vorgänger und bietet jeder Konkurrenz Trotz. Was die Schönheit des Drucks und des Papiers, die Zahl und Vorzüglichkeit der Cliches sowie den literarischen Wert der Beiträge angeht, so steht sie neben ihren niedrigen Rivalen da wie Hyperion neben einem Satyr. Die ›Hurra-Hoch‹, ›Feder und Volk‹ und der ›Tägliche Hausfreund‹ tragen allerdings in bezug auf Prahlerei den Preis davon, alles andere aber lesen wir lieber in der ›Geistigen Ernährung‹. Wie die Redaktion es fertig bringt, bei den offenbar horrenden Ausgaben ein solches Blatt auf den Beinen zu erhalten, ist kaum zu begreifen. Es hat allerdings eine Auflage von 100000 Exemplaren, und die Abonnentenzahl hat sich im letzten Monat noch um ein Viertel vermehrt, doch sind andererseits die Summen, die es beständig für Beiträge verauslagt, unberechenbar. Man erzählt, dass Herr S.C.H. Lauesel nicht weniger als siebenunddreißig Pfennig für seinen wundervollen Beitrag über ›Schweine‹ erhalten. So lange Herr Geifer als Redakteur an der Spitze und solche Namen wie K. A. Mehl, S. C. H. Lauesel auf der Liste der Mitarbeiter stehen, wird es der ›Geistigen Ernährung‹ nicht an Erfolg fehlen. Man kann das Abonnement von ganzem Herzen empfehlen. Sept. 15-1A.“

Ich muss sagen, dass mich diese hohen Töne von einem Blatte vom Ruf der „Eule des Lebens“ höchst erfreuten. Dass man meinen Namen – das heißt meinen „nom de guerre“ – vor dem des großen Schlauesel gedruckt, war ein Kompliment, dass mich so glücklich machte, als ich fühlte, es verdient zu haben.

Dann wurde meine Aufmerksamkeit von den folgenden Zeilen des „Heiligen Scheines“ in Anspruch genommen – eines kirchlichen Blattes, das ganz besonders wegen seiner Geradheit und Unabhängigkeit berühmt war, und von dem man bestimmt wusste, dass es Dinerspendern gegenüber von Fuchsschwänzerei und Speichelleckerei aber auch gänzlich frei war:

„Die Oktobernummer der ›Geistigen Ernährung‹ übertrifft alle ihre Schwestern bei weitem sowohl in bezug auf die Ausstattung als auch ihren literarischen Inhalt. Die ›Hurra-Hoch‹, ›Feder und Volk‹ und der ›Tägliche Hausfreund‹ sind ihr

allerdings, was Prahlerei anbetrifft, über, alles andere aber lassen wir lieber in der ›Geistigen Ernährung‹. Wie die Redaktion es fertigbringt, bei den offenbar horrenden Ausgaben ein solches Blatt auf den Beinen zu erhalten, ist kaum zu begreifen. Es hat allerdings eine Auflage von 200000 Exemplaren, und die Abonnentenzahl ist in den letzten vierzehn Tagen noch um ein Drittel gestiegen, doch sind andererseits die Summen, die es monatlich auf Beiträge verwendet, ganz erschreckend hoch. Wir erfahren, dass z. B. Herr S. C. Haaf für seinen kürzlich erschienenen Beitrag ›Trauergesang im Schlammloch‹ nicht weniger als fünfzig Pfennig erhalten hat.

Auf der Mitarbeiterliste der gegenwärtigen Nummer stehen außer dem hervorragenden Herausgeber, Herrn Geifer, Männer wie K. A. Mehl, S. C. H. Lauesel und S. C. Haaf. Abgesehen von dem Leitartikel, erscheint uns als wertvollste Darbietung ein poetisches Juwel von K. A. Mehl über das ›Bobsche Öl‹ – doch müssen wir unsere Leser darauf aufmerksam machen, sich nicht durch den Titel dieses unvergleichlichen Kleinodes zu der Ansicht verleiten zu lassen, als habe es die geringste Ähnlichkeit mit einem albernen Gewäsch über denselben Gegenstand, das ein lächerliches Individuum, dessen Namen man vor empfindlichen Ohren am besten gar nicht ausspricht, kürzlich verbrach. Unser Gedicht ›Über das Bobsche Öl‹ hat eine allgemeine Spannung und Neugierde erregt, die Person des Dichters, der sich unter dem offenbaren Pseudonym ›K. A. Mehl‹ verbirgt, kennenzulernen. Wir sind glücklicherweise in der Lage, diese Neugierde befriedigen zu können. ›K. A. Mehl‹ ist der ›Nom de plume‹ unseres Mitbürgers, des Herrn Thingum Bob – eines Verwandten des großen Herrn Thingum, nach dem er genannt ist und der zu fast allen bedeutenden Familien des Staates Beziehung hat. Sein Vater, Hochwohlgeboren Herr Thomas Bob, ist bekanntlich der erste Haarkünstler hier in Erpswurston. 15. Sept. –I A.“

Die großmütige Anerkennung rührte mich bis ins Herz und das um so mehr, als sie aus einer so anerkannt, so sprichwörtlich reinen Quelle stammte, wie „Der heilige Schein“ ist. Die Bezeichnung des Gedichtes des „Bremsers“ als albernes Gewäsch fand ich scharf genug und durchaus richtig. Die Worte „Juwel“ und „Kleinod“ fielen mir jedoch als zu schwach für mein Gedicht auf. Sie waren nicht kraftvoll, nicht erschöpfend – nicht prononciert genug, wie man in Frankreich sagt.

Ich hatte die Lektüre des „Heiligen Scheines“ kaum beendet, als mir ein Freund ein Exemplar des „Maulwurfs“ in die Hand drückte, einer Tageszeitung, die des höchsten Rufes wegen der Scharfsichtigkeit ihrer Anschauungen in allen allgemeinen Fragen und des offenen, ehrlichen, in wohlthuender Weise nicht lichtscheuen Standpunktes ihrer Leitartikler genießt. Der „Maulwurf“ äußerte sich über die „Geistige Ernährung“ wie folgt:

„Wir haben soeben die Oktobernummer der ›geistigen Ernährung‹ erhalten, und es drängt uns, auszusprechen, dass wir in unserem Leben noch keine Nummer einer Zeitschrift mit solch unermesslichem Entzücken gelesen haben. Wir sprechen wohlüberlegt: Der ›Hurra-Hoch‹, ›Feder und Volk‹ und dem ›Täglichen Hausfreund‹ muss um ihre Lorbeeren bange werden. Diese Zeitschriften marschieren ohne Zweifel, was Prätension anbetrifft, an der Spitze, für alles andere aber möchten wir uns die ›Geistige Ernährung‹ ausbitten. Wie dies berühmte Magazin bei den offenbar fabelhaft hohen Auslagen bestehen kann, geht über unseren Verstand.

Allerdings erscheint es in einer Auflage von 300000, und die Abonnentenzahl hat sich in der letzten Woche noch um die Hälfte vermehrt, doch ist andererseits die Summe die es monatlich für Beiträge ausgibt, ganz erstaunlich groß. Wir wissen aus guter Quelle, dass Herr F. Erkel für seine häusliche Novelette ›Der Spüllappen‹ nicht weniger als zweiundsechzig Pfennige bekommen hat.

Unter den Mitarbeitern der vorliegenden Nummer finden wir außer Herrn Geifer, dem hochbefähigten Herausgeber, noch K. A. Mehl, S. C. Haaf, besagten F. Erkel und andere. Nächst den unvergleichlichen Aufsätzen des Herausgebers sprach uns ein diamantklares, köstliches Gedicht aus der Feder eines jungen Dichters an, der unter dem Namen ›K. A. Mehl‹ schreibt, einem Namen, dem wir prophezeien, dass er eines Tages alle anderen verdunkeln wird. Wie wir erfahren, verbirgt sich hinter dem Namen ›K. A. Mehl‹ ein Herr Thingum Bob, der einzige Erbe eines hiesigen reichen Kaufmanns, des Herrn Thomas Bob, und ein naher Verwandter des allbekannten Herrn Thingum. Herrn Bobs wunderbares Dichtwerk trägt den Titel ›Das Bobsche Öl‹ – nebenbei eine ziemlich unglückliche Überschrift, da schon früher einmal ein literarischer Vagabund mit Hilfe eines Pressorgans niedrigster Gattung den Unwillen der ganzen Stadt durch ein endloses, fades Gewäsch über den gleichen Gegenstand erregt hat. Es ist jedoch keine Gefahr vorhanden, dass man die beiden Werke je miteinander verwechseln wird. Sept. 15. –1A.“

Diese Anerkennung von selten eines so klarsichtigen Blattes wie der „Maulwurf“ erfüllte mich mit Entzücken. Immerhin hatte ich eine Einwendung zu machen. Es schien mir, dass man statt „literarischer Vagabund“ besser „ekelhafter und verächtlicher Hund, Schuft und Vagabund“ geschrieben hätte. Das hätte auch ohne Zweifel viel ehrlicher geklungen. „Diamantklar“ war auch kaum ein genügend intensiver Ausdruck, um auszudrücken, was der „Maulwurf“ doch offenbar von dem brillanten „Bobschen Öl“ dachte.

Am Nachmittag des Tages, an dem ich diese Notizen in der „Eule des Lebens“, dem „Heiligen Schein“ und dem „Maulwurf“ gelesen, kam mir zufällig ein Exemplar der „Hülle und Fülle“ in die Hand – eine Zeitschrift, die wegen des ganz außerordentlichen Umfanges ihrer Verstandeskräfte sprichwörtlich geworden ist. Und diese „Hülle und Fülle“ ließ sich also vernehmen:

„Die ›Geistige Ernährung‹. Die Oktobernummer dieser prachtvollen Zeitschrift liegt schon vor, und es ist fernerhin eine müßige Frage, welcher unserer periodischen Schriften der Vorrang gebührt. Denn von jetzt ab wäre es von der ›Hurra-Hoch‹ und ›Feder und Volk‹ und dem ›Täglichen Hausfreund‹ nur noch albern, krampfhaft Anstrengungen zu machen, neben ihr Beachtung zu erregen. Diese Organe überflügeln die ›Geistige Ernährung‹ allerdings in Marktschreierei, in allem anderen aber ist uns die ›Geistige Ernährung‹ allein maßgebend. Wie die Redaktion es fertigbringt, die Zeitschrift bei den offenbar haarsträubenden Kosten auf den Beinen zu erhalten, geht über unseren Verstand. Sie erscheint allerdings in einer Auflage von genau einer halben Million, und die Abonnentenzahl ist in den letzten paar Tagen noch um fünfundsechzig Prozent gestiegen; doch ist andererseits die Höhe der Summe, die monatlich für Beiträge verausgabt wird, kaum glaublich. Wir wissen von zuversichtlicher Seite, dass Fräulein Katharina Alb für ihre jüngst erschienene Erzählung aus der Revolution ›Der schuldlose Hinterkellerverdacht und

der heimliche Vordertreppentäter« nicht weniger als siebenundachtzig Pfennig Honorar erhalten hat!

Die tüchtigsten Beiträge der vorliegenden Nummer sind ohne Zweifel die vom Herausgeber, dem hervorragenden Herrn Geifer, selbst gelieferten, doch stoßen wir auf zahlreiche wundervolle Einsendungen von Namen, wie K. A. Mehl, besagtem Fräulein Katharina) Alb, S. C. H. Lauesel, S. C. Haaf und, last not least, F. Erkel. Da kann man die Welt wohl herausfordern, sie solle zeigen, ob sie zum zweiten Male einen solchen Sternenchor von Genies vorzuweisen hat!

Das »K. A. Mehl« unterzeichnete Gedicht hat überall uneingeschränktes Lob geerntet, und es drängt uns auszusprechen, dass es, wenn möglich noch mehr Beifall verdient, als es erhalten hat. Das »Bobsche Öl« ist der Titel dieses Meisterwerkes von Beredsamkeit und Kunst. Der eine oder der andere unserer Leser hat vielleicht eine sehr schwache, doch noch immer genügend ekelhafte Erinnerung an ein Gedicht (?), das einen ähnlichen Titel trug und das Machwerk eines elenden Zeilenschinders, Lumpen, Halsabschneiders war, der, glauben wir, als Kehrjunge bei einem der unanständigen Blätter in den abgelegensten Vierteln der Stadt angestellt war. Wir bitten Sie, diese Werke um Gottes willen nicht miteinander zu verwechseln. Der Verfasser unseres »Bobschen Öles« ist, wie wir hören, der Herr Thingum Bob, Hochwohlgeboren, ein junger Mann von gründlichster Bildung und überstrahlendem Genie. »K. A. Mehl« ist bloß der Nom de guerre. Sept. 15. –1A.“

Als ich den Schluss dieses Angriffes auf mich gelesen, konnte ich meinen Unwillen kaum zurückhalten. Es war mir sofort klar, dass die laue Manier, um nicht zu sagen die Sanftmütigkeit, die „Hülle und Fülle“ von dem Schwein, dem „Bremser“ sprach – es war mir sofort klar, sage ich, dass sie ihren Grund nur in einer Parteilichkeit für die „Bremse“ haben konnte, die die „Hülle und Fülle“ zweifellos auf meine Kosten zu Ansehen bringen wollte. Ein Blinder musste sehen, dass die „Hülle und Fülle“, wenn es ihre wirkliche Absicht war, das auszudrücken, was sie scheinbar wollte, viel direktere, schärfere, zweckentsprechendere Ausdrücke gefunden haben würde. Die Worte Zeilenschinder, Lump, Kehrjunge und Halsabschneider waren so merkbar ausdruckslos und vieldeutig, dass sie auf den Menschen angewandt, der die schlechtesten Stenzen geschrieben, die je der Feder eines vernunftbegabten Lebewesens entquollen, weniger als nichts besagten. Wir wissen doch alle, dass man jemanden durch ein gewisses schwaches Lob in Grund und Boden verdonnern kann; nun – hier konnte sich niemand der Ansicht verschließen, dass die „Hülle und Fülle“ heimlich den Zweck verfolge, mit mildem Tadel in den Himmel zu heben.

Was die „Hülle und Fülle“ für gut befand von dem „Bremser“ zu sagen, das ging mich nichts an. Was er von mir sagte, ging mich etwas an. Nach der feinen Art und Weise, in der die „Eule des Lebens“, der „Heilige Schein“ und der „Maulwurf“ meinem Talente ihre Hochachtung ausgesprochen, war es von der „Hülle und Fülle“ denn doch wirklich zu kühl, mich einfach einen „jungen Mann von gründlichster Bildung und überstrahlendem Genie“ zu nennen. Junger Mann! Es war wirklich zu schön. Ich beschloss sofort, auf einer öffentlichen Entschuldigung seitens der „Hülle und Fülle“ zu bestehen oder ihr, falls sie dieselbe verweigern sollte, eine Herausforderung zuzuschicken.

Und so blickte ich mich denn in Gedanken nach einem Freunde um, den ich mit der Angelegenheit betrauen könne, und da mir der Redakteur der „Geistigen Ernährung“ so viele ausgesprochene Zeichen seines Wohlwollens gegeben, beschloss ich endlich, seinen Beistand aufzusuchen.

Es ist mir nie möglich gewesen, mir eine genügende Erklärung für das höchst sonderbare Gesicht, das höchst sonderbare Benehmen zu geben, das Herr Geifer zeigte, als ich ihm meine Absicht dargelegt hatte. Er führte wieder die ganze Szene mit der Klingel und dem Prügel auf und vergaß auch die Ente nicht. Einen Augenblick glaubte ich ganz bestimmt, er werde wirklich anfangen zu quaken. Der Anfall ging jedoch vorüber, und er begann wieder vernünftig zu handeln und zu reden. Er lehnte es aber ab, mein Kartellträger zu sein, und redete mir überhaupt aus, die „Hülle und Fülle“ herauszufordern. Doch gab er liebenswürdig genug zu, dass sie im Unrecht sei, ganz besonders, was die Worte „Junger Mann“ und „Bildung“ angehe.

Am Schlusse dieser Unterredung mit Herrn Geifer, der wirklich ein väterliches Interesse an meinem Wohlergehen zeigte, schlug er mir vor, mich doch nach einer anständigen Position umzusehen und zu gleicher Zeit für meinen Ruhm zu sorgen – was ich sehr gut könne, wenn ich gelegentlich für die „Geistige Ernährung“ Thomas Hawk spiele.

Ich bat Herrn Geifer, mir zu sagen, wer der Herr Thomas Hawk sei und wie ich ihn spielen solle.

Herr Geifer machte hierauf wiederum seine großen Augen, erholte sich jedoch von diesem neuen schwächeren Anfall gleich wieder und bedeutete mich, dass er die Worte Thomas Hawk brauche, um einen platten Ausdruck zu umgehen, dass er jedoch Tommy Hawk oder Tomahawk damit meine – und dass „Tomahawk spielen“ soviel heiße wie die Herde der armen Teufel von Autoren zu skalpieren, ins Bockshorn zu jagen, überhaupt unschädlich zu machen.

Ich versicherte meinem Protektor, dass ich, falls dies alles sei, gern geneigt wäre, die Arbeit des Thomas Hawk zu übernehmen. Hierauf forderte mich Herr Geifer auf, zuerst mal dem Redakteur der „Bremse“ als Kraftprobe und in dem wildesten Stil, zu dem ich mich nur aufschwingen könne, niederzuschlagen. Ich tat es auf der Stelle, und zwar in einer Rezension seines Gedichtes „Das Bobsche Öl“, die sechsendreißig Seiten der „Geistigen Ernährung“ umfasste. Und ich fand bald, dass Thomas Hawk zu spielen eine weit weniger lästige Beschäftigung sei als das Gedichte dichten. Ich machte die Sache nämlich systematisch, und so wurde es mir leicht, sie gründlich und gut zu tun. Folgendermaßen ging ich zu Werke: Ich kaufte auf einer Auktion sehr billig ein Exemplar; von „Lord Broughams Reden“, „Cobbets sämtliche Werke“, „Neue Übersicht von Rotwelschsausdrücken“, „Die Kunst des Anhauchens“, „Lehrlings Pöbelsprache“ (Folio-Ausgabe) und „Lewis G. Clarke, Über die Sprache der Straße“. Diese Werke zerschnitt ich gründlich mit einem Pferdestriegel, schüttete die Streifen in ein Sieb, sonderte sorgfältig alle aus, auf denen etwas Anständiges stand – viel war's nicht – und hielt die gepfefferten Sätze zurück und schüttelte sie in eine große, zinnerne Pfefferbüchse, die der Länge nach von Löchern durchbohrt war, so dass ein ganzer Satz ohne viel Beschwerden auf einmal hindurchrutschen konnte. Dann war die Mischung zum Gebrauch fertig.

Wenn man mich nun aufforderte, Thomas Hawk zu spielen, so bestrich ich ein Blatt Propatriapapier mit Gummiarabikum, dann zerschnitt ich das zu rezensierende Schriftstück, wie ich früher die Bücher zerschnitten hatte, doch mit mehr Sorgfalt, so dass jedes Wort einzeln auf seinem Papierstückchen stand, warf diese Schnitzel mit den anderen zusammen in die Pfefferbüchse, schraubte den Deckel zu, gab der Büchse einen Stoß und stäubte die Mischung auf das mit Gummi bestrichene Blatt, wo sie kleben blieb. Der Effekt war wundervoll. Er war hinreißend. Die Rezensionen, die ich auf diese einfache Weise schuf, sind in der Tat nie wieder erreicht worden und waren ein Weltwunder. Anfangs, als ich noch unerfahren war, wurde ich durch einen gewissen Mangel an Zusammenhang etwas verwirrt, durch eine gewisse Bizarrerie, wie man in Frankreich sagt, die die Aufsätze als Ganzes nicht verleugnen konnten. Manche der Sätze schienen nicht ganz am richtigen Platze zu stehen, manche waren ganz schief, manche standen sogar auf dem Kopfe, und wo dieser Unfall passierte, waren sie dann natürlich alle etwas in Mitleidenschaft gezogen; – mit Ausnahme der des Herrn Lewis G. Clarke, die so stark waren, dass ihnen auch die merkwürdigste Lage nichts anhaben konnte und die gleich glücklich und befriedigend angewandt aussahen, ob sie nun auf dem Kopfe oder auf den Beinen standen.

Was aus dem Redakteur der „Bremse“ nach der Veröffentlichung meiner Kritik über sein „Bobsches Öl“ geworden, ist schwer zu ermitteln. Die vernünftigste Annahme ist noch die, dass er sich zu Tode weinte. Jedenfalls verschwand er augenblicklich vom Angesicht der Erde, und niemals hat man auch nur noch eine Photographie von ihm wiedergesehen.

Als diese Arbeit vollführt war und die Furien sich besänftigt hatten, war ich um eine hohe Stufe in der Gunst des Herrn Geifer gestiegen. Er zog mich in sein Vertrauen, gab mir eine feste Stellung als Thomas Hawk bei der „Geistigen Ernährung“, und da er mir fürs erste noch kein Honorar zahlen konnte, ließ er mich, so viel ich nur wollte, von seinen Ratschlägen profitieren.

„Mein lieber Thingum“, meinte er eines Tages nach dem Essen zu mir, „ich schätze Ihre Fähigkeiten und liebe Sie wie meinen eigenen Sohn. Sie sollen mein Erbe sein. Wenn ich sterbe, werde ich Ihnen die „geistige Ernährung“ vermachen. Mittlerweile jedoch will ich Sie auch so schon zum gemachten Manne machen – ich will und werde es; vorausgesetzt, dass Sie meinen Ratschlägen folgen. Das erste, was Sie tun müssen, ist, dass Sie sich von dem alten Schwein losmachen.“

„Gewiss“, sagte ich, „von dem Schwein, dem Schwein, gewiss! aber? wie der Lateiner – wer? – wo?“

„Ihr Vater“, sagte er.

„Gewiss“, erwiderte ich, „Schwein.“

„Sie müssen sich ein Vermögen erwerben, Thingum“, begann Herr Geifer von neuem, „und der Führer Ihrer Jugend ist Ihnen dabei behilflich wie ein Mühlstein um den Hals beim Schwimmen; denn er kompromittiert sie! Wir müssen ihn also abstoßen“, – ich hob gleich mein rechtes Bein – „wir müssen ihn also abstoßen“, fuhr Herr Geifer fort, „ein für allemal. So geht das nicht weiter mit ihm. Übrigens

setzen Sie ihn am besten vor die Tür oder schlagen ihn mit Ihrem Stock nieder oder so ähnlich.“

„Was meinen Sie dazu“, schlug ich bescheiden vor, „wenn ich ihn erst vor die Tür setze, dann niederschlage und obendrein noch in die Nase zwicke?“

Herr Geifer blickte mich einen Moment sinnend an und entgegnete dann: „Ich glaube, Herr Bob, Ihre Vorschläge sind ganz zweckentsprechend, das heißt, immer bis zu einem gewissen Grade – denn man muss nicht vergessen, dass gerade Barbieri sehr schwer abzustößen sind, und ich halte es für geraten, wenn Sie, nachdem Sie an Thomas Bob die eben erwähnten Operationen vollzogen, ihm noch mit Ihren Fäusten sehr gründlich und sorgfältig beide Augen bläuen, damit er Sie niemals mehr auf den fashionablen Promenaden sehen kann. Wenn dies alles geschehen ist, dann wüsste ich wirklich nicht, was noch mehr getan werden könnte. Höchstens wäre es ganz gut, ihn ein- oder zweimal durch den Rinnstein zu ziehen und dann der Polizei zum Aufbewahren zu übergeben. Am anderen Morgen können Sie ja auf die Wache gehen und beschwören, dass Sie der Angegriffene gewesen sind.“

Ich war ganz gerührt von den liebenswürdigen Gefühlen mir gegenüber, die sich in diesem ausgezeichneten Rate des Herrn Geifer aussprachen, und tat mein möglichstes, um ihn zu befolgen. Das Resultat war, dass ich das alte Schwein wirklich abstieß und mich unabhängiger und mehr gentlemanlike zu fühlen begann. Ein paar Wochen lang verursachte mir allerdings der Mangel an Geld einige Schwierigkeiten, nach und nach jedoch, als ich langsam erkannte, wie die Welt vor meiner Nase ihren Lauf nahm, merkte ich, wo speziell hier der Hund begraben lag und wie man dies Ding anfassen musste. Ich sage ›Ding‹, weil man mir gesagt hat, das lateinische Wort dafür sei rem. Übrigens à propos Latein – kann mir jemand sagen, was quocunque bedeutet oder der Sinn des Wortes ›modo‹ ist?

Mein Plan war außerordentlich einfach. Ich kaufte mir für ein paar lumpige Kröten ein Sechzehntel der ›Literaturbörse‹ und damit – kam Geld in meinen Beutel. Allerdings blieben erst noch ein paar lächerliche Kleinigkeiten zu tun übrig, aber die gehörten nicht mehr zum Plane selbst. Sie waren schon mehr eine Folge, ein Resultat. So kaufte ich zum Beispiel Feder, Tinte und Papier und versetzte dies in wilde Aktion. Hatte ich einen Artikel fertig geschrieben, so gab ich ihm den Titel, sagen wir mal ›Unsinn‹ vom Verfasser des ›Bobschen Öles‹, und sandte ihn dem ›Täglichen Hausfreund‹ ein. Als die Zeitung den Aufsatz in ihrem Briefkasten ›Gewäsch‹ genannt, gab ich ihm eine neue Überschrift ›Schwindel-Schwindel‹ von Thingum Bob, Verfasser der Ode über das ›Bobsche Ök‹ und Redakteur der ›Literaturbörse‹. So verbessert sandte ich ihn dem ›Täglichen Hausfreund‹ zum zweiten Male ein und veröffentlichte, während ich auf Antwort wartete, in der ›Literaturbörse‹ jeden Tag; sechs Spalten einer sozusagen philosophisch-analytischen Erforschung der literarischen Verdienste des ›Täglichen Hausfreund‹, sowie der persönlichen ihres Herausgebers. Nach einer Woche entdeckte der ›Tägliche Hausfreund‹, dass er durch einen seltsamen Irrtum einen blödsinnigen Artikel, den irgendein Unbekannter Ignoramus unter dem Titel ›Schwindel-Schwindel‹ eingesandt, mit einer wahren Perle, die eine ähnliche Überschrift hatte und aus der Feder des Herrn Thingum Bob, des hochberühmten Verfassers des ›Bobschen Öles‹, stammte, verwechselt habe. Der tägliche Hausfreund bedauerte

diesen leicht erklärlichen Irrtum auf das Tiefste und versprach, dafür den echten Artikel ›Schwindel-Schwindel‹ in seiner nächsten Nummer abzdrukken.

Tatsache ist, dass ich glaubte – dass ich wirklich glaubte, dass ich damals wirklich glaubte – und keinen Grund habe, jetzt anderer Meinung zu sein – dass der ›Tägliche Hausfreund‹ diesen Irrtum wirklich beging.

Ich könnte mich beim besten Willen nicht erinnern, dass irgendwo auf der Welt mehr seltsame Irrtümer begangen wurden, als bei der Leitung des ›Täglichen Hausfreund‹. Von diesem Tage an hatte ich eine ausgesprochene Neigung für ihn, und deren Resultat war hinwiederum, dass ich bald die tiefsten Tiefen seiner Verdienste erkannte und es nicht unterließ, dieselben bei jeder passenden Gelegenheit in der ›Literaturbörse‹ herauszustreichen. Und man muss es als ein sonderbares Zusammentreffen ansehen – als eins der wirklich bemerkenswerten Zusammentreffen, die jeden ernster veranlagten Menschen zum Nachdenken zwingen – dass eine ebensolch vollständige Umänderung der Meinung – ein ganz gleiches bouleversement, wie man in Frankreich sagt – eine ebenso gründliche topsiturviness – wenn mir der ziemlich kräftige Ausdruck der Choctaws gestattet ist – wie sie pro und contra zwischen mir und dem ›Täglichen Hausfreund‹ stattgefunden, sich kurze Zeit nachher unter ganz gleichen Umständen auch zwischen mir und der ›Hurra-Hoch‹ und zwischen mir und ›Feder und Volk‹ ereigneten.

So kam es also, dass ich durch einen Meisterzug meines Genies endlich dahin gelangte, Geld in meinen Beutel zu kriegen: Man weiß ja von früher, wie glänzend diese Organe zahlen! Und hiermit begann meine ereignisreiche Laufbahn, die mich berühmt machte und die mich heute berechtigt, mit Chateaubriand zu sagen: J'ai fait l'histoire.

Ich habe in der Tat ›Geschichte gemacht‹. Von dieser schönen Epoche an gehörten meine Handlungen, meine Werke der Menschheit. Sie sind der ganzen Welt bekannt. Es ist also auch wohl überflüssig, ausführlich zu erzählen, wie ich, pfeilschnell höher und höher steigend, die ›Geistige Ernährung‹ erbtte – wie ich sie mit der ›Hurra-Hoch‹ verschmolz, wie ich auch ›Feder und Volk‹ kaufte und die drei Organe zu einem verband, wie ich endlich auch mit dem einzigen übriggebliebenen Rivalen handelseinig wurde und die gesamte Literatur des Landes in ein wunderbares Magazin vereinigte, das überall als die ›Weltlaterne‹ bekannt geworden ist.

Ja; ich habe Geschichte gemacht. Mein Ruhm ist überall hingedrungen. In den verlorensten Winkeln der Erde kennt man mich. Sie können nicht die gemeinste Zeitung in die Hand nehmen, ohne in ihr den unsterblichen Thingum Bob erwähnt zu finden! Herr Thingum Bob hat das und das gesagt, Herr Thingum Bob hat so und so geschrieben, Herr Thingum Bob hat dies und jenes getan. Doch brühte ich mich nicht und werde einst bescheidenen Herzens dahinfahren. Denn was ist es zum Schluss – jenes undefinierbare Etwas, das die Menschen ›Genie‹ nennen? Ich behaupte – wie Buffon – wie Hogarth –: es ist zum Schluss bloß Fleiß.

Und da stellen Sie sich nun einmal mein Leben vor – wie ich arbeitete – wie ich schuftete – wie ich schrieb. Du lieber Gott! Wann hätte ich mal nicht geschrieben? Das Wort ›Muße‹ kannte ich überhaupt nicht. Bei Tage saß ich wie

angenagelt an meinem Pulte, und des Nachts studierte ich beim Öllämpchen bleich und emsig. Sie sollten mich gesehen haben –wahrhaftig, Sie sollten mich gesehen haben. Ich rückte nach rechts. Ich rückte nach links. Ich rückte vorwärts. Ich rückte rückwärts. Ich saß aufrecht, ich saß tête baissée, wie die Kickapoos sagen, tief über die keusche Seite meines Bogens gebeugt. Und immer, immer schrieb ich. Durch Freude und Schmerzen schrieb ich. Über Hunger und Durst hinweg schrieb ich. Durch gute und schlechte Kritiken hindurch schrieb ich. Bei Sonnenschein und Mondenschein schrieb ich. Was ich schrieb, ist gleichgültig. Dass ich schrieb, war die Hauptsache!

Wie ein guter Zeitungsartikel zu schreiben ist

„Im Namen des Propheten – Feigen!“
Ruf der türkischen Feigenhändler

Ich darf wohl annehmen, dass Sie von mir gehört haben, ich bin die Signora Psyche Zenobia. Meine Feinde nennen mich Settchen Schnops, jedoch hat man mir gesagt, dass Settchen nur eine Verunstaltung des Wortes „Psyche“ ist, das aus dem Griechischen stammt und „die Seele“ bedeutet (ich bin auch ganz Seele) oder auch „Schmetterling“, welches letzteres Wort ohne Zweifel eine Anspielung auf mein prächtiges Aussehen in meinem neuen karmesinroten Atlaskleide und dem himmelblauen arabischen Mantelet mit dem grünen Perlbesatz und den sieben orangefarbenen Bandrosetten sein soll. Und was das Wort „Schnops“ anbetrifft, so glaube ich: jeder, der mich einmal gesehen hat, weiß, dass ich unmöglich Schnops heißen kann. Fräulein Eulalia Rübe hat dies Gerücht aus purem Neid verbreitet. A propos Eulalia Rübe – diese Gans! Was kann man auch von einer Rübe erwarten? Höchstens, dass ihr alles wie Kraut und Rüben durcheinandergeht. An maßgebender Stelle hingegen hat man mir versichert, dass Schnops nur eine Korruption von Zenobia ist, die eine Königin war (ich bin auch eine: Dr. Geldkratz nennt mich immer Herzenskönigin), und dass dies Wort ebenso wie Psyche gutes Griechisch sei. Übrigens hieß meine Mutter „Helene“, und ich habe wohl schon deshalb ein Anrecht auf einen griechischen Namen. Und wie gesagt: Niemand sonst, nur Fräulein Eulalia Rübe nennt mich Settchen Schnops – ich bin die Signora Psyche Zenobia.

Wie ich schon bemerkt, nehme ich an, dass ich Ihnen nicht unbekannt bin, denn ich bin jene Signora Psyche Zenobia, die als korrespondierender Sekretär der „Brooklyn-Louisviller Allgemeinen Und Ständigen Täglichen Rundschau, Umfragen, Modeberichte, Porträts, Frauenbeiträge“ so berühmt geworden ist. Dr. Geldkratz erfand uns den Titel und sagte, er habe ihn gewählt, weil er so tönend sei wie ein leeres Schnapsfass (er drückt sich manchmal etwas vulgär aus, ist jedoch stets tief). Wir alle zeichnen die Anfangsbuchstaben des Titels hinter unsere Namen, so etwa: Signora Psyche Zenobia B.L.A.U.S.T.R.U.M.P.F., das heißt also: „Brooklyn-Louisviller Allgemeine Und Ständige Tägliche Rundschau, Umfragen, Modeberichte, Porträts, Frauenbeiträge“; der erste Buchstabe gilt für das ganze Wort. Dr. Geldkratz behauptet, dass schon in den Anfangsbuchstaben unser ganzer Charakter liege, doch verstehe ich beim besten Willen nicht, was er meint.

Als ich in die Redaktion eintrat, war es mein erstes Bemühen, Stil in die Veröffentlichungen zu bringen, und die ganze Welt weiß, wie gut mir dies gelungen ist. Wir haben jetzt in der B.L.A.U.S.T.R.U.M.P.F Artikel, die getrost mit denen des „Blackwood“ rivalisieren können. Ich nenne „Blackwood“, weil man mir verschiedentlich versichert hat, dass diese mit Recht so gerühmte Zeitschrift die besten Artikel über alle Themen bringt. Wir nehmen ihn uns für all unsere Veröffentlichungen zum Muster und einigen infolgedessen eine stetig wachsende Aufmerksamkeit. Es ist zum Schluss auch gar nicht so schwierig, einen ganz echten „Blackwood“-Artikel zu schreiben, wenn man nur richtig dabei zu Werke geht. Ich

rede natürlich nicht von den politischen Artikeln. Seit Dr. Geldkratz es erzählt hat, weiß jedermann, wie diese dort verfertigt werden. Der Herr Blackwood hat eine große Papierschere – Lehrlinge stehen neben ihm. Der eine reicht ihm die „Times“, der andere den „Examiner“ und ein dritter den „–“, ein vierter den „–“. Dann macht der Herr Blackwood Ausschnitte und rüttelt sie durcheinander. Es ist bald getan: ein Stück „Times“, ein Stück „Examiner“, ein Stück „–“, dann ein Stück „–“, ein Stück „Times“, ein Stück „Examiner“, dann ein Stück „Times“, ein Stück „–“, ein Stück „Examiner“ ... Und der Aufsatz ist fertig.

Das Verdienst des Blattes liegt jedoch in seinen unpolitischen Artikeln. Sie stehen unter dem Kopftitel „Bizarrerien“: so nennt sie auch Dr. Geldkratz, doch könnte man sie ebenso gut mit „Intensitäten“ bezeichnen. Ich habe diese besondere Art der schriftstellerischen Tätigkeit stets bewundernd gebilligt, doch weiß ich erst seit meinem letzten Besuche bei Herrn Blackwood – zu dem mich unsere B.L.A.U.S.T.R.U.M.P.F. abgesandt hatte – genau, wie ein solcher Aufsatz abzufassen ist. Es wird ganz einfach gemacht, wenn auch nicht so einfach wie ein politischer Artikel. Als ich dem Herrn Blackwood die Wünsche unserer B.L.A.U.S.T.R.U.M.P.F. mitteilte, kam er mir mit sehr viel Höflichkeit entgegen, führte mich in sein Studierzimmer und begann mit seinen eingehenden Erklärungen.

„Meine Gnädigste“, begann er, offenbar höchst überrascht über mein majestätisches Aussehen, denn ich hatte mein rotes Atlaskleid mit dem grünen Perlbesatz und den orangefarbenen Bandrosetten an – „meine Gnädigste“, sagte er, „nehmen Sie Platz. Die Sache wird folgendermaßen gemacht. Das Wichtigste für einen Intensitätenschreiber ist, dass er sehr schwarze Tinte und eine dicke Feder mit möglichst stumpfer Spitze hat. Und nun merken Sie auf, Miss Psyche Zenobia“, fuhr er mit eindrucksvollster Energie und großer Feierlichkeit fort, „merken Sie auf: diese Feder darf nie gegen eine neue umgetauscht werden. Hierin liegt das Geheimnis, die Seele aller Intensitäten. Ich behaupte geradezu, dass noch nie ein Mensch, wie talentvoll er auch sonst gewesen sein mag, mit einer guten Feder einen guten Artikel geschrieben. Sie können als bestimmt annehmen, dass ein Manuskript, das man leicht lesen kann, nie des Lesens wert ist. Dies ist das leitende Prinzip unseres Glaubensbekenntnisses, und falls Sie demselben nicht gänzlich beistimmen könnten, müsste ich unsere Unterredung als beendet ansehen.“

Er machte eine Pause. Da ich jedoch ein so lehrreiches Zwiegespräch durchaus nicht abbrechen wollte, stimmte ich seiner Ansicht, die mir über dies sehr einleuchtete und von deren Wahrheit ich schon vorher vollständig überzeugt gewesen, bei. Er schien angenehm berührt zu sein und fuhr in seinen Belehrungen fort: „Es wird wohl das beste sein, wenn ich Ihnen einen oder ein paar Artikel zum Studium oder so quasi als Modelle unterbreite. Da hatten wir – da hatten wir – aha – den ›Lebendig-Toten‹ – einen ganz famosen Aufsatz. Ein Herr teilte uns seine Empfindungen mit, als man ihn begraben, ehe er seinen Atem vollständig ausgehaucht hatte. Ein Aufsatz voll Geschmack, Entsetzen, Sentimentalität, Metaphysik und Philosophie. Sie hätten gewettet, der Schreiber sei in einem Sarge geboren und erzogen worden. Dann hatten wir die ›Bekenntnisse eines Opiumessers‹, fein, sage ich Ihnen, hochfein! Kolossale Phantasie, tiefe Philosophie, haarscharfe Spekulation, voll Feuer und Rage und tüchtig mit ausgesprochen Unverständlichem gewürzt. Es war ein leckerer Bissen und ging

dem Publikum sanft wie Pappchen die Kehle hinunter. Man behauptete, Coleridge sei der Verfasser; aber das stimmt nicht. Mein Lieblingspavian Genever hat den Beitrag bei einem Römer voll Wacholderschnaps und Wasser, ›heiß, ohne Zucker‹, geschrieben.“ Hätte mir dies ein anderer als Herr Blackwood selbst erzählt, wäre es mir kaum glaublich erschienen.

„Dann hatten wir ›Den unfreiwilligen Experimentalisten‹ – ein Herr war in einen Backofen geraten, gebacken worden und doch wohl und munter wieder herausgekommen, obwohl immerhin zum Umwenden knusperig genug. Dann hatten wir noch ›Das Tagebuch eines verstorbenen Arztes‹, das hauptsächlich deshalb so bekannt wurde, weil es viel Geschrei um wenig Wolle machte. Weiter war da noch ›Der Mann in der Glocke‹, ein ganz ausgezeichneter Beitrag, Miss Zenobia, auf den ich Sie nicht nachdrücklich genug aufmerksam machen kann. Er enthält die Geschichte von einem jungen Menschen, der unter dem Klöppel einer Kirchenglocke einschlieft und wieder wach wurde, weil sie zu einem Begräbnis läutete. Das Getöse macht ihn verrückt, er zieht infolgedessen sein Notizbuch heraus, um seine Empfindungen und Sensationen aufzuschreiben. Sensationen, das ist überhaupt die große Hauptsache. Sollten Sie jemals ertrinken oder sich erhängen, so verfehlen Sie nur ja nicht, Ihre Sensationen aufzuzeichnen. Die bringen Ihnen wenigstens zehn Guineen pro Bogen ein.“

„Ich werde es nicht verfehlen, Herr Blackwood“, sagte ich.

„Gut“, meinte er, „ich sehe, Sie sind eine Schülerin nach meinem Herzen. Ich will Sie mit all den Details bekanntmachen, die nötig sind, um einen ›echten‹ Blackwood-Artikel sensationeller Richtung schreiben zu können – Sie werden leicht verstehen, weshalb ich gerade diese Art für die beste halte.“

Zuerst ist nötig, dass Sie sich in eine Patsche begeben, die fürchterlicher ist, als irgendeine, in die ein Mensch bis jetzt gekommen. Der Backofen war zum Beispiel geradezu ein Glücksfall. Wenn Sie jedoch keinen Backofen bei der Hand haben, auch keine große Glocke, und sich keine Gelegenheit bietet, aus einem Ballon zu fallen oder bei einem Erdbeben zu versinken, so müssen Sie sich in Gottes Namen bescheiden, einen ähnlichen Unglücksfall zu erfinden. Doch halte ich es immer für besser, wenn einem die tatsächliche Erfahrung zur Seite steht, denn nichts gibt der Phantasie einen so großen Schwung. ›Die Wahrheit ist seltsam‹, wie Sie wissen, ›seltsamer als jede Dichtung‹ und außerdem für unsere Zwecke viel mehr geeignet.“

Ich versicherte ihm hierauf, dass ich ein Paar ausgezeichnete Strumpfbänder habe, mit denen ich mich erhängen wolle.

„Gut“, antwortete er, „tun Sie das, obwohl Aufhängen schon ein bisschen langweilig geworden ist. Vielleicht finden Sie etwas Besseres. Nehmen Sie doch eine Schachtel Schweizer Pillen auf einmal, und teilen Sie uns dann Ihre Sensationen mit. Meine Instruktionen lassen sich aber auf jede Art von Unglück anwenden, und es ist ja sehr leicht möglich, dass Sie auf dem Heimweg jemand auf den Kopf schlägt oder dass Sie von einem Omnibus überfahren oder von einem tollen Hunde gebissen werden oder gar in der Gosse ertrinken. Wir wollen jedoch weitersehen.“

Wenn Sie sich über Ihren Gegenstand klargeworden sind, müssen Sie Ton und Art Ihrer Erzählung in Erwägung ziehen. Da haben wir den didaktischen, enthusiastischen und natürlichen Ton. Ziemlich abgebraucht sind sie alle drei. Außerdem gibt es noch den lakonischen oder kurzen Ton, der in letzter Zeit sehr in Aufnahme gekommen ist. Man wendet nur ganz kurze Sätze an. Ungefähr so: Kann nicht zu knapp sein. Nie bissig genug. Stets ein Punkt. Nie ein Abschnitt.

Dann gibt es noch den gefeilten, weitschweifigen, mit Einschaltungen gespickten Stil, der von einigen unserer besten Novellisten sehr gepflegt wird. Die Worte wirbeln herum, wie ein Brummkreisler und machen auch ein ähnliches Geräusch, das außerordentlich gut die Stelle von Sinn oder Bedeutung vertritt. Es ist der bestmögliche Stil, wenn ein Autor in zu großer Eile ist, um zu denken.

Der metaphysische Ton ist ebenfalls gut zu gebrauchen. Wenn Sie irgendwelche hochklingenden Worte kennen, bietet sich Ihnen die beste Gelegenheit, dieselben anzubringen. Reden Sie von Ionischen und Eleatischen Schulen – von Archytas, Gorgias und Alkmaeon. Reden Sie stets sehr allgemein über die Dinge, und wenn Ihnen einmal eine gar zu absurde Bemerkung entwischt, so nehmen Sie sich nicht erst die Mühe, dieselbe auszustreichen, sondern machen Sie einfach eine Fußnote, in der Sie behaupten, für den obenstehenden tiefen Gedanken der ›Kritik der reinen Vernunft‹ oder den ›Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft‹ verpflichtet zu sein. Das wird sehr gelehrt aussehen und noch obendrein aufrichtig.

Es gibt noch eine ganze Menge Stilarten, die alle gleich berühmt sind, doch will ich nur noch zwei weitere erwähnen – den transzendentalen und den heterogenen Stil. Das Verdienst des ersteren besteht darin, dass sein Schreiber viel tiefer in das Wesen der Dinge eindringt als irgend sonst jemand. Ein Studium der ›Sonnenuhr‹ wird Sie hier sehr viel weiterbringen. Vermeiden Sie in diesem Falle alle großen Worte, brauchen Sie nur möglichst anspruchslose, und schreiben Sie das unterste zu oberst. Erwähnen Sie etwas von der ›Himmlichen Einheit‹, aber sprechen Sie keine Silbe von der ›Höllischen Zweiheit‹. Deuten Sie alles an – behaupten Sie nichts bestimmt. Wenn Sie sich versucht fühlen sollten, einmal von ›Butterbrot‹ zu reden, so sprechen Sie das Wort um Gottes willen nicht klar und deutlich aus. Spielen Sie auf Buchweizenkuchen an, gehen Sie meinetwegen so weit und insinuiieren Sie die Vorstellung eines Gestrichenen Törtchens, aber wenn Sie wirklich ›Butterbrot‹ meinen, liebste Miss Psyche, so seien Sie vorsichtig und sagen Sie es unter keiner Bedingung.“

Ich versicherte ihm, dass ich es, solange ich lebe, nie tun wolle. Er küsste mich und fuhr fort: „Der heterogene Stil ist nur eine Mischung aller anderen Stile zu gleichen Teilen und besteht folglich aus allem Tiefen, Großen, Wunderlichen, Reizvollen, Treffenden und Hübschen.

Nun wollen wir annehmen, Sie haben sich für Ihren Gegenstand sowie für den Stil entschieden. Jetzt bleibt noch das Wichtigste zu tun übrig: die Ausschmückung der ganzen Sache. Da man jedoch nicht annehmen kann, dass jeder Herr und jede Dame das Leben eines Bücherwurms geführt hat und es andererseits aber unbedingt nötig ist, dass Ihr Artikel einen Anschein von

Gelehrsamkeit oder wenigstens von ausgedehnter Belesenheit habe, will ich Ihnen zeigen, wie Sie diese Anforderung erfüllen können. Sehen Sie einmal her!“

Er langte drei oder vier Bücher aus seinem Bücherbrett und öffnete sie aufs Geratewohl. „Auf jeder beliebigen Seite jedes beliebigen Buches in der Welt finden Sie mit Sicherheit ein paar gelehrte oder geistreiche Bemerkungen, die sich vorzüglich als Würze jedes ›Blackwood‹-Artikels eignen. Sie können sich übrigens einige notieren, während ich sie Ihnen vorlese. Ich unterscheide dabei zweierlei Arten – erstens: Interessante Tatsachen zur Herstellung von Gleichnissen und zweitens: Reizvolle, pikante Aussprüche zur gelegentlichen Anwendung.

Interessante Tatsachen zur Herstellung von Gleichnissen: ›Ursprünglich gab es bloß drei Musen – Melete, Mneme, Aoede – Nachdenken, Gedächtnis, Gesang.‹ Aus dieser kleinen Tatsache können Sie, wenn Sie es geschickt anfangen, unendlich viel machen. Sie ist nicht allgemein bekannt und gibt einem Aufsatz sofort etwas Apartes. Doch müssen Sie diese Bemerkung möglichst leger machen, damit es so aussieht, als seien Sie ganz unvorbereitet auf sie verfallen.

Weiter. ›Der Fluss Alpheus durchströmte das Meer und verließ es wieder, ohne dass sein Wasser an Reinheit eingebüßt hatte.‹ Diese Bemerkung ist schon ziemlich ausgewittert; gut aufgeputzt und nett serviert, kann sie immerhin noch verhältnismäßig frisch aussehen.

Hier kommt was Besseres. ›Die Persische Iris hat für manche Menschen einen süßen, kraftvollen Duft, manchen erscheint sie jedoch vollkommen geruchlos.‹ Sehr fein! Sehr zart. Drehen und wenden Sie diesen Satz ein bisschen und er wird Wunderdinge tun.

Nun wollen wir uns etwas aus der Botanik suchen. Dergleichen Sachen machen sich stets gut, besonders mit Hilfe von etwas Latein. ›Die Epidendrum Flos Aeris auf Java hat eine sehr schöne Blüte und verwelkt nicht, wenn man sie mit der Wurzel ausgräbt. Die Eingeborenen hängen sie an einem Bindfaden an der Zimmerdecke auf und freuen sich jahrelang ihres Duftes.‹ Das ist ja ganz famos! und muss für Gleichnisse genügen. Nun wollen wir uns nach den pikanten Ausdrücken umsehen.

Pikante Ausdrücke: ›Die wunderbare chinesische Erzählung lu-Kiao-Li. ‹ Gut. Wenn Sie diese wenigen Worte mit Geschicklichkeit einfügen, zeigen Sie dadurch Ihre intime Bekanntschaft mit der chinesischen Sprache und Literatur. Sie können dann im Notfall auf Arabisch, Sanskrit oder Chikasa verzichten. Doch darf in keinem Musteraufsatz Spanisch, Italienisch, Latein und Griechisch fehlen. Ich werde Ihnen je eine kleine Probe heraussuchen. Jede wird ihren Zweck erfüllen, denn ich rechne auf Ihre Geschicklichkeit, sie Ihrem Artikel anzupassen. Schreiben Sie!

›Aussi tendre que Zaire‹ – so zart wie Zaire –, das ist französisch und spielt auf die oftmals wiederholte Phrase aus der gleichnamigen französischen Tragödie an: la tendre Zaire. Passend angewandt, beweist es nicht nur Ihre Kenntnis der Sprache, sondern auch Ihre allgemeine Belesenheit und Ihren Witz. Sie können z. B. sagen, dass das junge Hühnchen, das Sie aßen (nehmen wir an, Sie schreiben einen Artikel darüber, dass Sie an einem Hühnerknochen erstickt sind), nicht ›aussi tendre que Zaire‹ war. Schreiben Sie weiter:

›Van muerte tan escondida
Que non te sienta venir
Porque el plazer del morir
No me torne a dar la vida.‹

Das ist Spanisch – von Miguel de Cervantes und heißt: ›Komm schnell, o Tod, doch lass mich nicht dein Kommen sehen, damit die Freude, die dieser Anblick mir bereitet, mich nicht zurück zum Leben bringe.‹ Das können Sie à propos anbringen, wenn Sie von dem letzten Erstickungsanfall infolge des Hühnerknochens reden. Weiter:

›Il pover' huomo, che non se'n era accorto
Andava combattendo, e era morto.‹

Das ist Italienisch, wie Sie vielleicht bemerkt haben werden, stammt von Ariost und bedeutet, dass ein großer Held, der in der Hitze des Gefechtes gar nicht bemerkt, dass er getötet worden ist, tot wie er ist, fortfährt, tapfer zu kämpfen. Die Beziehung dieses Zitats zu Ihrem Falle liegt natürlich klar auf der Hand, Miss Psyche, denn ich hege die Zuversicht, dass Sie, nachdem Sie erstickt sind, noch mindestens anderthalb Stunden Widerstand leisten werden. Schreiben Sie weiter:

›Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie – durch sie!‹

Das ist von Goethe, und ich brauche wohl nicht extra zu erwähnen, dass Sie mit diesen Worten die Ursache Ihres Unglückes apostrophieren – die Henne.

Nun kommt eine hübsche lateinische Phrase, die auch selten ist; man kann nämlich nicht apart genug in seinem Latein sein, es wird so gewöhnlich. Sie lautet: ›ignoratio elenchi'. Er hat ein ›ignoratio elenchi‹ begangen heißt, er hat die Worte Ihres Ausspruchs verstanden, jedoch nicht den Sinn. Er war also ein Narr, wie Sie sehen, wahrscheinlich irgendein armer Teufel, an den Sie sich um Hilfe wenden, während Sie mit dem Hühnerbein kämpfen, und der nicht verstand, was Sie wollten. Werfen Sie ihm dies ›ignoratio elenchi‹ ins Gesicht, und Sie haben ihn für immer verrichtet. Sollte er eine Antwort wagen, so sagen Sie ihm mit Lucanus, dass Reden bloße ›anemonae verborum‹ seien – die Anemone hat nämlich eine strahlende Farbe, doch keinen Duft. Sollte er nun anfangen zu poltern, dann donnern Sie ihm ein ›Insomnia Jovis‹ auf den Kopf – eine Phrase, die Silius Italikus auf aufgeblasene, prahlerische Gedanken anwendet. Das wird ihn ohne Zweifel in Grund und Boden stampfen. Es bleibt ihm nichts übrig, als seinen Geist aufzugeben. – Doch wollen Sie gütigst weiter schreiben!

Wir müssen jetzt etwas hübsches Griechisches haben, von Demosthenes zum Beispiel: ›Es heißt: Denn er, der flieht, kann wieder kämpfen; was dem, der erschlagen, versagt ist. Nichts macht in einem Blackwood-Artikel so viel aus, als wenn Sie Griechisch zitieren. Die bloßen Buchstaben sehen so tief aus. Sehen Sie sich doch, bitte, nur mal an, wie verschmitzt das Epsilon aussieht. Das Phi müsste eigentlich ein Bischof geworden sein. Kann man sich einen schneidigeren Burschen vorstellen wie das Omikron? Wie geschniegelt das Tau ist! Für eine richtige Sensationszeitschrift gibt es wahrhaftig nichts Besseres als Griechisch. Die Anwendung des Satzes in Ihrem Falle liegt wieder klar auf der Hand. Rufen Sie ihn

mit einem furchtbaren Fluche dem dickköpfigen Taugenichts, der Ihr gutes Englisch nicht verstehen konnte, ins Gesicht; er wird den Wink kapieren und sich aus dem Staube machen, das ist sicher“

Dies waren die Belehrungen, die mir Herr Blackwood angedeihen ließ, und ich empfand, dass sie vollständig genügten. Ich war nun imstande, einen echten Blackwood-Artikel zu schreiben und beschloss, es möglichst bald zu tun. Beim Abschied machte mir Herr Blackwood das Anerbieten, diesen Aufsatz, wenn er geschrieben, anzukaufen; da er mir jedoch nur fünfzig Guineen pro Bogen bot, hielt ich es für besser, ihn unserer Gesellschaft zukommen zu lassen, als ihn für eine solch armselige Summe zu opfern. Trotz dieser Knauserigkeit erwies mir der besagte Herr doch alle Hochachtung und behandelte mich mit der größten Liebenswürdigkeit. Seine Abschiedsworte machten den tiefsten Eindruck auf mein Herz, und ich hoffe, ich werde ewig voll Dankbarkeit ihrer gedenken.

„Meine liebe Miss Zenobia“, sagte er, während ihm die Tränen in die Augen traten, „kann ich Ihnen bei Ihrem lobenswerten Vorhaben noch irgendwie behilflich sein? Es ist immerhin möglich, dass Sie keine Gelegenheit haben werden, bald zu – zu ertrinken oder an einem Hühnerknochen zu ersticken oder sich zu erhängen oder gebissen zu werden. Doch warten Sie mal – ich habe unten im Hofe ein Paar ausgezeichnete Bulldoggen, wild, sage ich Ihnen, gerade das, was Sie brauchen. Sie werden Sie samt all Ihren Bandrosetten in weniger als fünf Minuten aufgefuttern haben. Hier ist meine Uhr, und denken Sie nur an die Sensationen! Tom! Peter! Dick! Lassen Sie mal die Hunde –“

Doch ich war in zu großer Eile, um noch länger verweilen zu können, ich musste meinen Abschied beschleunigen und verließ Herrn Blackwood vielleicht etwas hastiger als die Höflichkeit gestattete.

Mein erstes, als ich fortgegangen, war, mich nach dem Rate des Herrn Blackwood in irgendeine Gefahr zu begeben, und ich durchwanderte zu diesem Zwecke während des Restes des Tages fast ganz Edinburgh auf der Suche nach einem Abenteuer – nach einem Abenteuer, das im Verhältnis zu der Intensität meiner Gefühle und der Großartigkeit des Artikels stehen sollte, den ich schreiben wollte. Bei dieser Wanderung begleiteten mich mein Neger Pompejus und mein kleines Schoßhündchen Diana, das ich mir aus Philadelphia mitgebracht hatte. Am Spätnachmittag jedoch erst wurde mein heißes Bemühen von Erfolg gekrönt. Es ereignete sich etwas sehr Wichtiges, dessen Wesen und Ergebnis ich in dem nun folgenden Blackwood-Artikel – im heterogenen Ton gehalten – niedergelegt habe:

Eine gefährliche Situation

Miss Zenobias „Blackwood“-Artikel

An einem ruhigen und stillen Nachmittag erging ich mich in der guten Stadt Edina. Auf den Straßen herrschte Trubel und Geschrei. Männer redeten. Weiber kreischten. Kinder krabbelten. Schweine grunzten. Wagen rasselten. Hunde bellten. Kühe muhten. Pferde wieherten. Katzen miauten. Hunde tanzten. Tanzten! Wie konnte dies nur sein? Tanzten. Ach, dachte ich, die Tage, da ich tanzte, sind vorüber. So geht es. Welche Schar trüber Erinnerungen wird immer in dem beschaulichen und phantasievollen Gemüte auferstehen, besonders bei einem Geiste, der sich zum Ewigen hinneigt, zum immerdauernden Bestehenden – zum, wie man sagen könnte – Beständigen – ja, zum stets bestehenden Beständigen – bitter gequält, beunruhigt von dem, wenn mir der Ausdruck gestattet ist, höchst beunruhigenden Einfluss alles Heiteren, Gottgleichen, Himmlischen, Erhebenden und Erhabenen, der reinigenden Wirkung dessen, was man füglich das beneidenswerte, das wahrhaft beneidenswerte – nein! das gesegneteste, schönste, das entzückendste, ätherischeste und sozusagen das hübscheste (wenn ich einen solchen kühnen Ausdruck gebrauchen kann) Ding (verzeihe, lieber Leser) auf der Welt nennen möchte –; doch meine Gefühle reißen mich immer weg. In solch einem Geiste also, wiederhole ich, welch eine Schar von Erinnerungen ruft in solchem Geiste oft eine Kleinigkeit wach! Die Hunde tanzten. Ich – ich konnte es nicht. Sie hüpfen – ich weinte. Sie sprangen – ich schluchzte laut. Ergreifende Szene! Die jedem klassisch gebildeten Leser jene wundervolle Stelle von der Ergebung in alle Dinge ins Gedächtnis rufen muss, die im Anfange des dritten Bandes der herrlichen, ehrwürdigen chinesischen Erzählung ›Ich-Schwa-Fe-Le-‹ zu finden ist.

Bei diesem einsamen Gange durch die Stadt begleiteten mich zwei demütige, doch treue Gefährten. Diana! mein lockiges Schoßhündchen, das süßeste Geschöpf. Über einem Auge hat sie ein Büschelchen Haare und trägt ein blaues Band modisch; um den Hals geschlungen. Sie ist nicht mehr als fünf Zoll hoch, doch ist ihr Kopf größer als ihr Körper, und ihr Schwanz, der außerordentlich kurz abgeschnitten ist, gibt dem interessanten Tiere ein gewisses Aussehen von gekränkter Unschuld, das es zu jedermanns Liebling macht.

Und Pompejus, mein Neger! Teurer Pompejus! Wie könnte ich dich je vergessen?

Ich hatte Pompejus' Arm genommen. Er war drei Fuß hoch (ich bin gern genau) und vielleicht siebzig oder auch achtzig Jahre alt. Er hatte O-Beine und war sehr dick. Seinen Mund konnte man nicht klein noch seine Ohren kurz nennen. Seine Zähne jedoch waren Perlen gleich und seine großen Augen wundervoll weiß. Die Natur hatte ihn nicht mit einem Halse bedacht und seine Knöchel, wie es bei dieser Rasse oft vorkommt, in die Mitte des oberen Teiles seiner Füße verlegt. Er war mit rührender Einfachheit gekleidet. Sein Anzug bestand aus einem Stock von neun Zoll Höhe und einem fast neuen mausgrauen Überrock, der früher dem stattlichen, hochgewachsenen, berühmten Herrn Dr. Geldkratz angehört hatte. Er

war gut geschnitten. Er war vorzüglich gemacht. Der Rock war fast neu. Pompejus hielt ihn mit beiden Händen in die Höhe, damit er nicht mit dem Straßenschmutze in Berührung käme.

Unsere Gesellschaft bestand aus drei Personen. Von zweien habe ich schon beschreibend geredet. Bleibt noch die dritte übrig. Diese dritte war ich. Ich bin die Signora Psyche Zenobia. Ich bin nicht Settchen Schnops. Ich bin von imponierender Erscheinung. An dem bemerkenswerten Tage, von dem ich rede, trug ich ein karmoisinrotes Atlasgewand und ein himmelblaues arabisches Mantelet. Das Kleid war mit grünem Besatz und sieben Rosetten orangefarbenen Bandes geziert. Ich war also die dritte Person unserer Gesellschaft. Sie bestand aus meiner Diana, aus meinem Pompejus und aus mir. Wir waren zu dreien. Wie es im Anfang nur drei Furien gab – die Betrachtung, die Erinnerung und das Geigenspiel.

Auf den Arm des galanten Pompejus gestützt und in respektvoller Entfernung von Diana gefolgt, wandelte ich eine der belebtesten und amüsantesten Straßen des nun verlassenen Edina herab. Plötzlich bot sich meinen Blicken eine Kirche dar – eine gotische Kathedrale – ungeheuer, ehrwürdig, mit einem hohen Turm geschmückt, der sich in die Wolken erhob. Welcher Wahnsinn ergriff mich? Was trieb mich, mein Schicksal zu versuchen? Ein unbezähmbares Verlangen trieb mich, die schwindelnde Höhe zu ersteigen und von dort die Stadt zu überschauen. Das Portal der Kathedrale stand einladend offen. Mein Schicksal zwang mich. Ich trat in das unheilvorbekundende Kirchenschiff. Wo war mein Schutzengel – wenn es wirklich solche Engel gibt? Wenn? Trauervolles Fragewort! Welch eine Welt von Geheimnissen, Bedeutungen, Zweifeln und Ungewissheiten ist in diesen vier Buchstaben enthalten! Ich trat in das unheilverkündende Kirchenschiff ein. Ich trat ein, und ohne meinen orangefarbenen Bändern irgendwelchen Schaden zuzufügen, durchschritt ich das Portal und trat in den Vorraum. So saß man, zwängte sich der ungeheure Strom Alfred, ohne nass zu werden und unversehrt, durch die See.

Ich glaubte, die Treppen würden nie ein Ende nehmen. Rund! Sie gingen rund und rund und immer rund und rund hinauf, bis meinen weisen Pompejus sowohl wie ich selbst die Vermutung kaum mehr unterdrücken konnten, dass man das obere; Ende der beständig sich spiralförmig windenden Treppe zufällig – oder vielleicht absichtlich – entfernt habe. Ich lehnte mich mit dem ganzen Vertrauen langer Zuneigung auf den Arm Pompejus und rang einen Augenblick nach Atem, als sich ein Umstand ereignete, der sowohl in moralischer wie metaphysischer Hinsicht zu wichtig war, um unbemerkt vorübergehen zu können. Es schien mir – nein, ich bemerkte es ganz genau, ich konnte mich nicht irren, nein – ich hatte ja schon seit einiger Zeit die Bewegungen meiner Diana aufmerksam und ängstlich verfolgt; ich sage, ich konnte mich nicht irren – Diana roch eine Ratte. Sofort teilte ich Pompejus meine Vermutung mit, und er – er stimmte ihr bei. Wir konnten vernünftigerweise keinem Zweifel mehr Raum geben. Die Ratte war gerochen worden, und zwar von Diana. Himmel! werde ich die wilde Erregung dieses Augenblicks je vergessen können? Ach! was ist der vielgerühmte Verstand des Menschen?! Die Ratte – die war da, das heißt, sie war irgendwo. Diana roch die Ratte. Ich – ich konnte es nicht. So, sagt man, hat die preußische Isis für manche Menschen einen süßen, kraftvollen Duft, während sie anderen wiederum ganz duftlos erscheint.

Die Treppe war nun beinahe erstiegen – nur noch drei oder vier Stufen füllten den Raum zwischen uns und der Spitze. Wir stiegen weiter; noch eine Stufe war zu erklimmen. Eine kleine, kleine Stufe. Welch ungeheuerer Summe von Glück oder Elend hängt im ungeheueren Treppenhaus des menschlichen Lebens oft an einer kleinen Stufe! Ich dachte an mich, dann an Pompejus, dann an das unerklärliche und geheimnisvolle Geschick, das uns umschwebte. Ich dachte an Pompejus – ach – ein Liebesgedanke. Ich dachte an die vielen falschen Stufen und Schritte, die man im Leben nimmt und nehmen wird. Ich beschloss, von jetzt ab vorsichtiger, reservierter zu sein. Ich ließ Pompejus' Arm fahren. Und ohne seine Hilfe stieg ich die letzte Stufe hinan und trat in die Glockenkammer. Unmittelbar darauf folgte mir mein Hündchen. Pompejus allein blieb zurück. Ich stand ganz oben und ermutigte ihn, auch heraufzukommen. Er streckte mir seine Hand entgegen und wurde so unglücklicherweise genötigt, den Überrock loszulassen. Werden die Götter nie mit ihren Prüfungen aufhören? Der Überrock fiel bis auf den Boden, und Pompejus trat mit einem seiner Beine auf einen der wallenden Seitenteile des Rockes. Er stolperte und fiel – diese Folge war unausbleiblich. Er fiel nach vorwärts und mit seinem verfluchten Kopfe gegen meine Brust, so dass ich mit ihm auf den harten, schmutzigen, abscheulichen Boden der Glockenkammer hinschlug. Doch meine Rache war schnell, sicher und vollständig. Ich packte ihn wütend in die Wolle, riss mit beiden Händen eine Masse von dem schwarzen, krausen Zeug aus und warf es mit allen Zeichen der Verachtung fort. Es fiel zwischen die Glockenstränge und blieb da hängen. Pompejus stand auf und sagte kein Wort. Doch sah er mich mit seinen großen Augen ganz erbärmlich an und seufzte. Ihr Götter – dieser Seufzer! Er schlug in mein Herz! Und das Haar! die Wolle! Hätte ich sie wieder herauffischen können, ich hätte sie zum Zeichen der Reue in meinen Tränen gebadet. Doch ach! Sie war meinen Händen unerreichbar. Wie sie da so zwischen dem Tauwerk hing, kam es mir vor, als sei sie noch lebendig. Ich dachte, sie erbebe vor Unwillen. So, sagt man, lebt die Ebendadrum Flos Aeris auf Java, eine schöne Blume, immer weiter, wenn man sie mit der Wurzel ausreißt. Die Eingeborenen hängen sie an einem Bindfaden an ihrer Zimmerdecke auf und erfreuen sich jahrelang an ihrem Geruche.

Unser Streit war beendet, und wir suchten in dem Raum nach einer Öffnung, durch die wir den Blick auf die Stadt genießen konnten. Fenster waren ja keine da. Das Licht drang durch ein viereckiges Loch, das einen Fuß Durchmesser hatte und sieben Fuß vom Boden entfernt war. Doch was könnte der Energie eines wirklichen Genies standhalten? Ich beschloss, zu diesem Loch hinaufzuklettern. Eine Menge von Rädern, Schwungfedern und anderen geheimnisvoll aussehenden Maschinerien war unter dem Loche aufgetürmt, und durch das Loch ging von dem Haufen Maschinerien aus eine lange Eisenstange. Zwischen den Rädern und der Wand, in der sich das Loch befand, war kaum genügend Raum für meinen Körper. Doch beseelte mich das unerschütterliche Streben des Genies. Ich rief Pompejus zu mir heran.

„Siehst du das Loch, Pompejus? Ich will hindurchsehen. Du stellst dich hier genau unter das Loch. Nun strecke eine Hand aus, Pompejus, und lass mich auf sie hinaufsteigen – so – nun die andere Hand, damit ich mit ihrer Hilfe auf die Schulter gelange.“

Er tat, was ich wünschte, und ich fand, nachdem ich hinaufgestiegen, dass ich meinen Kopf und Hals mit Leichtigkeit durch das Loch stecken konnte. Die Aussicht war erhaben. Man könnte sich nichts Großartigeres vorstellen. Ich blickte einen Augenblick zurück, um meiner Diana ein gutes Betragen anzuempfehlen und meinem Pompejus zu versichern, dass ich mich auf seinen Schultern so leicht wie möglich machen würde. Ich sagte ihm noch, dass ich seine Gefühle zart behandeln wolle, aussi tendre que Kairo. Als ich meinen treuen Freund solchermaßen beruhigt hatte, überließ ich mich mit Entzücken und Begeisterung dem Anblick, der sich so liebenswürdig meinen Augen darbot.

Bei ihm will ich jedoch nicht länger verweilen. Es ist nicht meine Absicht, die Stadt Edinburgh zu beschreiben. Jeder Mensch ist schon in Edinburgh, dem klassischen Edina, gewesen. Ich will mich auf die Einzelheiten meines traurigen Abenteuers beschränken. Nachdem ich meine Neugierde in bezug auf die Ausdehnung, Lage und das allgemeine Aussehen der Stadt befriedigt, hatte ich Muße, die Kirche, in der ich mich befand, und die Architektur des Turmes zu betrachten. Da sah ich denn, dass das Loch, durch welches ich meinen Kopf gesteckt, die Öffnung in dem Zifferblatt einer riesigen Uhr bildete und von der Straße aus etwa so groß wie ein Schlüsselloch, wie man es noch an französischen Taschenuhren findet, ausgesehen haben muss. Der Zweck desselben war ohne Zweifel der, der Hand des Uhrmachers Durchlass zu gewähren, wenn die Zeiger der Uhr einmal richtig zu stellen waren. Ich bemerkte voll Erstaunen die ungeheure Größe der Zeiger; der größte war gewiss zehn Fuß lang und an der breitesten Stelle acht bis neun Zoll breit. Sie waren aus schwerem Stahl gearbeitet; die Ecken schienen sehr scharf zu sein. Als ich diese und noch einige weitere Bemerkungen gemacht hatte, wandte ich meine Augen wieder dem großartigen Bilde unten zu und versank bald tief in Betrachtungen.

Aus diesen riss mich einige Minuten später Pompejus' Stimme wieder heraus. Er behauptete, er könne es nicht länger mehr aushalten, und bat mich, doch so liebenswürdig zu sein und herunterzukommen. Ich fand dies Ersuchen unvernünftig und setzte ihm dies in längerer Rede auseinander. Aus seiner Antwort entnahm ich, dass er meine Ideen vollständig missverstanden habe. Nun wurde ich wütend und sagte ihm mit klagen Worten, dass er ein Narr sei, dass er ein ignoramus eselei begangen habe, und dass seine Bemerkungen Unsumme Bovis seien. Er schien zufriedengestellt, und ich überließ mich wieder meinen Betrachtungen.

Ungefähr eine halbe Stunde nach diesem Wortwechsel fühlte ich trotz meiner tiefen Versunkenheit in das himmlische Bild tief unter mir ganz plötzlich etwas sehr Kaltes mit sanftem Druck auf meinem Nacken. Es ist wohl unnötig zu sagen, dass ich mich darob höchst beunruhigt fühlte. Ich wusste, dass Pompejus unter mir stand, und Diana meinem Befehle gemäß in einer Ecke der Kammer auf den Hinterbeinen saß. Was konnte es nur sein? Ach! ich entdeckte es nur allzu bald. Als ich meinen Kopf sanft ein wenig zur Seite wandte, bemerkte ich zu meinem größten Entsetzen, dass der riesige, glänzende, säbelscharfe Minutenzeiger der Turmuhr auf meinen Nacken niedergesunken war. Ich empfand sofort: keine Sekunde zu verlieren. Und schon wollte ich zurückschnellen – aber da war es auch bereits zu spät! Ganz unmöglich schien es, meinen Kopf aus der furchtbaren Falle zu ziehen, in die er so leicht hineingeschlüpft, und die mit unaussprechlich furchtbarer Schnelligkeit enger

und enger wurde. Meine Todesangst kann sich keine Seele vorstellen. Ich versuchte mit der ganzen Kraft meiner Hände, das stählerne Ungeheuer nach oben zu drücken, doch hätte ich ebenso gut versuchen können, die Kathedrale selbst in die Luft zu erheben. Tiefer, tiefer, tiefer kam der Stahl, enger, enger, enger wurde das Loch. Ich schrie zu Pompejus um Hilfe; er antwortete mir, ich habe seine Gefühle gröblich verletzt, da ich ihn vorhin einen dummen, alten Scheelbock genannt. Ich flehte zu Diana; die antwortete aber bloß »wau wau wau« und dass ich ihr strengstens verboten habe, sich aus der Ecke zu rühren. Ich hatte also von meinen Gefährten keine Hilfe zu erwarten.

Mittlerweile hatte die wuchtige und furchtbare Sense Zeit (jetzt empfand ich die ganze Kraft dieses klassischen Ausdrucks) nicht stillgestanden, und es war nicht wahrscheinlich, dass sie stillstehen werde. Tiefer und tiefer sank sie. Schon hatte sich ihr scharfer Rand einen Zoll tief in mein Fleisch eing bohrt, und meine Empfindungen wurden verwirrt. Einmal kam es mir vor, als befände ich mich mit dem stattlichen Dr. Geldkratz in Philadelphia; dann war es mir wieder, als sei ich im Sprechzimmer des Mr. Blackwood und empfangen seine unschätzbaren Lehren. Dann wieder kamen mir die süßen Erinnerungen an frühere, bessere Zeiten, da die Welt noch keine Wüste und Pompejus noch nicht so grausam war.

Das Ticken in der Uhr amüsierte mich. Amüsierte mich, sage ich, denn meine Empfindungen kamen mehr und mehr vollständiger Glückseligkeit nahe, und die geringsten Kleinigkeiten machten mir Vergnügen. Das beständige Ticktack klang mir wie Musik in den Ohren und erinnerte mich sogar an die wundervollen Reden des Dr. Pillendreh. Wie intelligent, wie geistvoll sahen die Zahlen auf dem Zifferblatt aus. Nun fingen sie an, eine Mazurka zu tanzen, und ich glaube, die große V machte es am besten. Sie schien eine wohlerzogene Dame zu sein. Nichts von Renommisterei, alles Zartheit in ihren Bewegungen. Sie pirouettierte bewundernswert, und ich hatte einen Augenblick die Idee, ihr einen Stuhl zu reichen, da sie zum Schluss erschöpft zu sein schien. Erst dann kam mir meine beklagenswerte Situation wieder ins Gedächtnis. Sie war jetzt wirklich beklagenswert. Der Stahl war nun zwei Zoll tief in meinen Nacken eingedrungen. Ich empfand ein Gefühl erlesenen fürchterlichen Schmerzes. Ich flehte den Tod herbei und konnte in meiner Todesangst nicht umhin, mich der wunderbaren Verse des Dichters Michel de Zehrwantes zu erinnern:

Van de mur tan escondida;
Queeri non te senta venta
Pork und Platz del morir
Nomen thor a dar la dieda.

Doch nun trat ein neues Schrecknis ein, und zwar eines, das auch den stärksten Nerven unangenehm gewesen wäre. Unter dem furchtbaren Druck des Zeigers begannen meine Augen aus ihren Höhlen hervorzutreten. Während ich noch überlegte, wie ich eventuell ohne sie fertig werden könnte, sprang mir eins in der Tat aus dem Kopfe, rollte den steilen Turm hinab und blieb in der Regenrinne, die oben am Hauptgebäude entlang lief, liegen. Der Verlust des Auges ärgerte mich nicht so sehr, wie die unverschämte, verächtliche Art, mit der es zu mir hinaufblickte. Da lag es denn in der Rinne, gerade unter mir, und sein Gebaren hätte man lächerlich nennen können, wäre es nicht so abscheulich gewesen. Ein derartiges Blinzeln und Zwinkern hatte ich nie vorher gesehen. Das Betragen meines Auges in

der Dachrinne war nicht nur ärgerlich wegen seiner ganzen unverschämten und undankbaren Art, sondern noch ganz besonders ungehörig wegen der Sympathie, die eigentlich stets zwischen zwei Augen desselben Kopfes, auch wenn sie weit voneinander getrennt sind, bestehen sollte – und leider besteht. Denn ich war gezwungen, in toller Weise zu blinzeln und zu zwinkern, ob ich nun wollte oder nicht, genau wie das schurkische Ding, das unter meiner Nase lag blinzelte und zwinkerte. Doch erleichterte mich bald der Umstand, dass auch mein zweites Auge herausfiel. Im Fallen nahm es dieselbe Richtung (wahrscheinlich war es eine Abmachung) wie sein Gefährte. Dann rollten beide zusammen aus der Rinne heraus, und ich war froh, sie los zu sein. Der Stahl war mittlerweile vier und einen halben Zoll tief in meinen Hals eingedrungen, und es blieb nur noch ein dünnes Hautstreifchen zu durchschneiden. Ich empfand ein Gefühl vollständigster Zufriedenheit, denn ich wusste ja, dass ich in wenigen Minuten aus meiner unangenehmen Lage befreit sein musste. In dieser Erwartung täuschte ich mich denn auch durchaus nicht. Genau um fünfundzwanzig Minuten nach fünf war der große Minutenzeiger genügend vorgeschritten, um den schmalen Streifen, der Kopf und Rumpf noch zusammenhielt, zu durchschneiden! Ich war durchaus nicht traurig, als ich bemerkte, dass der Kopf, der mir in der letzten Zeit so viele Unannehmlichkeiten bereitet hatte, sich endgültig verabschiedete. Er rollte zuerst den Turm hinunter, ruhte sich in der Rinne ein wenig aus und sprang dann mitten auf die Straße hinab

Ich will jetzt aufrichtig gestehen, dass meine Gefühle den eigentümlichsten – ja geheimnisvollsten und unverständlichsten Charakter annahmen. Meine Sinne waren in ein und demselben Augenblick hier und da. Mein Kopf bildete sich ein, dass er, der Kopf, die wirkliche Signora Psyche Zenobia sei, mein Körper hielt sich jedoch auch für diese Person. Um mir Klarheit zu schaffen, griff ich in meine Tasche nach meiner Schnupftabaksdose. Als ich jedoch ihren vorzüglichen Inhalt genießen wollte, wurde ich mir meines Mangels von neuem bewusst und warf die Dose meinem Kopfe zu. Er nahm höchst zufrieden eine Prise und lächelte mich dankbar an. Dann richtete er auch einige Worte an mich, die ich jedoch ohne meine Ohren nur sehr undeutlich verstand. Immerhin wurde mir klar, dass er sich wunderte, wie ich unter den obwaltenden Umständen noch länger zu leben wünschte, und führte zum Schluss die edlen Worte Ariostos an:

Il pover hommy ehe non sera corty,
Und kann Kampf tenty ehr mority –

wodurch er mich mit dem Helden verglich, der, in der Hitze des Kampfes nicht bemerkend, dass er keinen Kopf mehr hat, mit unwiderstehlicher Tapferkeit zu kämpfen fortfährt.

Nun hinderte mich nichts mehr, von meinem hohen Standpunkt herunterzutreten, und ich tat es. Woher es kam, dass mir Pompejus plötzlich so sonderbar erschien, habe ich nie eruieren können. Er öffnete seinen Mund von einem Ohr zum anderen und schloss dann die Augen mit einer Vehemenz, als wolle er mit den Lidern Nüsse knacken. Dann warf er seinen Überrock ab, machte einen Satz nach der Treppe und verschwand. Ich rief dem Elenden die Donnerworte des Demosthenes nach:

Andrees, o Phlegel du –

das heißt: ›hast du es aber eilig!‹ – und wandte mich dann zu dem Liebling meines Herzens, der einäugigen, langhaarigen Diana. Himmel! welch scheußlicher Anblick! War das nicht eine Ratte, die da eben in einem Loch verschwand? Sind dies nicht die Gebeine des kleinen Engels, der von dem Ungetüm gefressen wurde? Ihr Götter! Was muss ich sehen? Ist dies die entflohene Seele, der Schatten, der Geist meines süßen Liebblings, was dort mit solch melancholischer Grazie in der Ecke sitzt? Horch! Er spricht! Er spricht! O Himmel! Es ist von Schiller:

Und sterb ich doch,
So sterb ich denn
Durch sie – durch sie!

Ach, ist dies nicht zu wahr?! Süßes Wesen! Das sich für mich geopfert hat?
Hundlos! Negerlos! Kopflös! Was bleibt der armen Signora Psyche Zenobia übrig?
Ach! Nichts! Mit mir ist's aus!

Hopp-Frosch¹³

Ich habe niemals jemanden gekannt, der so sehr zu Scherz und Spaß aufgelegt war wie der König; es war geradezu sein Lebenselement. Eine lustige Geschichte gut erzählen – das war der sicherste Weg, um sich bei ihm in Gunst zu setzen. So kam es, dass seine sieben Minister alle dafür bekannt waren, vollendete Spaßmacher zu sein. Sie glichen auch sonst dem König: sie waren nicht nur unvergleichliche Witzbolde, sondern auch große, korpulente, fette Männer. Ob die Leute vom Scherzen fett werden, oder ob die Veranlagung zu Spaß und Scherz bei fetten Leuten besonders stark entwickelt ist, habe ich nie ganz genau feststellen können; Tatsache aber ist, dass ein magerer Spaßmacher ein *rara avis in terris* ist.

Aus den Feinheiten oder, wie er sagte, dem ›Geist‹ des Witzes machte der König sich wenig. Er bewunderte hauptsächlich die *Breite* eines Scherzes, und um ihretwillen ließ er sich auch die *Länge* gefallen. Über-Feinheiten langweilten ihn. Er würde Rabelais' ›Gargantua‹ dem ›Zadig‹ Voltaires vorgezogen haben, und alles in allem gefiel es ihm besser, einen Streich *auszuführen*, als einen *erzählt* zu bekommen.

Zu der Zeit, in der meine Geschichte spielt, waren berufsmäßige Spaßmacher bei Hofe noch nicht ganz aus der Mode gekommen. Mehrere ›Großmächte‹ des Kontinents hatten noch ihre ›Narren‹ in Narrenkleid und Schellenkappe, die zum Dank für die Brosamen, die ihnen an des Königs Tische zufielen, stets zu Spott und Witz bereit sein mussten.

Unser König hatte selbstverständlich noch seinen Hofnarren. Tatsache ist, dass er ein wenig Narrheit um sich brauchte – sei es auch nur als Gegengewicht gegen die ungeheure Weisheit der sieben weisen Männer, seiner Minister – von ihm selbst gar nicht zu reden.

Sein Narr oder Spaßmacher von Beruf war jedoch nicht *nur* ein Narr. Sein Wert wurde in den Augen des Königs dadurch verdreifacht, dass er außerdem ein Zwerg und ein Krüppel war. In jenen alten Tagen waren die Zwerge nicht seltener als die Narren, und viele Herrscher hätten es schwer gefunden, die Tage hinzubringen (und bei Hofe sind die Tage länger als sonst wo) ohne einen Spaßmacher, *mit* dem sie lachen und einen Zwerg, *über* den sie lachen konnten. Doch wie ich schon bemerkte, sind in neunundneunzig von hundert Fällen die Witzbolde fett, rund und schwerfällig – so dass unser König sich wirklich gratulieren konnte, in Hopp-Frosch (das war des Narren Name) in einer Person einen dreifachen Schatz zu besitzen.

Ich glaube nicht, dass der Zwerg schon bei der Taufe den Namen Hopp-Frosch zuerteilt bekam, er verdankte ihn vielmehr dem weisen Rat der sieben Minister und seiner eigenen Unfähigkeit, wie andere Menschen aufrecht einherzugehen. Hopp-Frosch konnte sich nur mittels eines ganz absonderlichen Verfahrens vorwärts bewegen – es war halb ein Sprung, halb ein schlängelndes Vorschleudern des Körpers – eine Gangart, die allen bei Hofe unglaublichen Spaß machte und dem König ein rechter Trost war, denn im Vergleich zu seinem Narren

¹³ Die Geschichte vom Hopp-Frosch gehört nicht in den Zusammenhang der „Scurrilen und grotesken Geschichten“.

galt er selbst trotz seines gewaltig vorspringenden Leibes und seines chronischen Wasserkopfes für einen schöngebauten Mann.

Doch obgleich Hopp-Frosch infolge seiner missgestalteten Beine sich auf ebener Erde nur mühsam und unter Schmerzen vorwärts zu bewegen vermochte, konnte er da, wo es sich um Klettern handelte, ganz Außergewöhnliches leisten; denn die Natur hatte ihn für die Unvollkommenheit seiner unteren Gliedmaßen mit einer unerhörten Muskelkraft der Arme ausgestattet. Wenn er so auf Bäumen und an Seilen herumkletterte, glich er weit eher einem Eichhörnchen oder einem kleinen Affen als einem Frosch.

Ich bin nicht imstande, mit Bestimmtheit anzugeben, aus welchem Lande Hopp-Frosch stammte. Jedenfalls war es irgendeine unwirtliche Gegend, von der niemand etwas wusste – und weit entfernt vom Hofe unseres Königs. Hopp-Frosch und ein junges Mädchen von fast ebenso zwerghafter Gestalt wie er selbst (nur dass sie wohlproportioniert und eine wunderbare Tänzerin war) waren aus ihrer Heimat gewaltsam in benachbarte Provinzen verschleppt worden, von wo einer seiner stets siegreichen Generale sie dem König zum Geschenk sandte.

Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, dass zwischen den beiden kleinen Gefangenen eine innige Freundschaft erwuchs. Hopp-Frosch, der trotz seiner Kurzweiligkeit keineswegs beliebt war, war nicht in der Lage, Tripetta große Dienste erweisen zu können; sie aber wurde (trotz ihrer Zwergengestalt) dank einer seltenen Anmut und Lieblichkeit allgemein verehrt und verhätschelt; sie hatte also eine große Macht und versäumte nie, sich ihrer, sobald es not tat, zugunsten Hopp-Froschs zu bedienen.

Anlässlich irgendeines großen Staatsereignisses (was es war, habe ich vergessen) hatte der König beschlossen, ein Maskenfest zu geben; und wann immer ein Maskenfest oder dergleichen an unserem Hofe stattfinden sollte, rief man die Talente sowohl Hopp-Froschs wie Tripettas zu Hilfe. Hopp-Frosch vor allem war so erfinderisch in der Zusammenstellung von Festaufzügen und wusste so prächtige Masken zu ersinnen, dass es war, als sei ohne seinen Beistand nichts zu machen.

Die Festnacht war gekommen. Eine glänzende Halle war unter Tripettas Aufsicht mit allem ausgeschmückt worden, was geeignet schien, einen stimmungsvollen Hintergrund zu einem Maskenfest zu schaffen. Der ganze Hof war in fieberhafter Erwartung. Was die Wahl der Masken und Kostüme anlangte, so darf wohl angenommen werden, dass ein jeder seine Entscheidung getroffen hatte. Viele hatten schon Wochen, ja Monate vorher beschlossen, welche Rolle sie zu spielen gedachten; und wirklich gab es auch keine Unentschlossenheit mehr – ausgenommen beim König und seinen sieben Ministern. Warum gerade sie noch zögerten, wüsste ich nicht zu sagen, es sei denn, weil ihnen dies spaßhaft vorkam. Wahrscheinlicher ist es, dass es ihnen schwerfiel, für ihre fetten Gestalten eine passende Rolle zu finden. Kurzum, die Zeit entfloh, und als letzte Rettung ließen sie Tripetta und Hopp-Frosch rufen.

Als die beiden kleinen Freunde dem Befehl des Königs nachkamen, fanden sie ihn mit den sieben Mitgliedern seines Kabinettrates beim Weine sitzen. Aber der Herrscher schien sehr übler Laune zu sein. Er wusste, dass Hopp-Frosch den Wein nicht liebte, da das Trinken den armen Krüppel bis zum Wahnsinn aufregte, und

Wahnsinn ist kein angenehmer Zustand. Aber dem König, der es liebte, jemandem einen Schabernack zu spielen, machte es Spaß, Hopp-Frosch zum Trinken zu zwingen und ihn (wie der König es nannte) lustig zu machen.

„Komm her, Hopp-Frosch“, sagte er, als der Spaßmacher und seine kleine Gefährtin ins Zimmer traten. „Leere diesen Becher auf die Gesundheit deiner fernen Freunde (hier seufzte Hopp-Frosch), und dann begnade uns mit deiner Erfindungsgabe. Wir brauchen Rollen – Rollen, Mann – irgend etwas Neues – noch nicht Dagewesenes! Wir haben das ewige Einerlei satt. Komm, trink! Der Wein wird dich erleuchten.“

Hopp-Frosch versuchte wie immer so auch diesmal, des Königs wohlwollende Ansprache mit einem Scherz zu beantworten, aber die Anstrengung war zu groß. Gerade heute nämlich war des armen Zwerges Geburtstag, und der Befehl, seinen ›abwesenden Freunden‹ zuzutrinken, zwang ihm Tränen in die Augen. Große und bittere Tropfen fielen in den Kelch, den er demütig aus der Hand des Tyrannen entgegennahm.

„Ah! Hahaha!“ grölte letzterer, als der Zwerg den Becher widerwillig leerte. „Seht, was so ein Glas guten Weins vermag! Wahrhaftig, deine Augen glänzen schon!“

Armer Kerl! Seine großen Augen glänzten nicht nur, sie glühten; denn auf sein leicht erregbares Hirn hatte der Wein nicht nur eine gewaltige, sondern auch eine augenblickliche Wirkung. Er stellte den Becher mit bebender Hand auf den Tisch und sah sich mit halb irrsinnigen Blicken in der Gesellschaft um. Alle Anwesenden hatten ihre Freude an dem sichtlichen Erfolg des königlichen ›Scherzes‹.

„Und jetzt an die Arbeit!“ sagte der Premierminister, ein *sehr* fatter Mann.

„Ja“, sagte der König. „Komm, Hopp-Frosch, leihe uns deinen Beistand. Charakterrollen, mein hübscher Junge! Es mangelt uns an Charakteren – uns allen – hahahaha!“ Und da diese Äußerung offenbar scherzhaft gemeint war, lachten seine sieben Minister mit.

Hopp-Frosch lachte auch – aber nicht sehr herzlich.

„Vorwärts, vorwärts“, sagte der König ungeduldig, „kannst du uns keinen Vorschlag machen?“

„Ich bin bemüht, etwas Neues zu ersinnen“, antwortete der Zwerg zerstreut, denn er war trunken vom Wein.

„Bemüht!“ schrie der Tyrann wütend; „was meinst du damit? Ah, ich sehe, du bist missgestimmt und brauchst noch mehr Wein. Hier, trink!“ Und er goss einen zweiten Becher voll und bot ihn dem Krüppel; der rang nach Atem und rührte sich nicht.

„Trink, sage ich!“ brüllte der Unhold, „Oder beim Teufel ...“

Der Zwerg zögerte. Der König wurde purpurrot vor Zorn. Die Höflinge schmunzelten. Tripetta näherte sich leichenblass dem König, warf sich vor ihm auf die Knie und beschwor ihn, ihren Freund zu schonen.

Der Tyrann war von ihrer Kühnheit verblüfft. Einen Augenblick sah er sie verwundert an. Er schien in großer Verlegenheit: – was sollte er tun, was sagen, wie seinem Zorn Luft machen? Endlich stieß er sie wortlos zurück und schüttete ihr den ganzen Inhalt des Bechers ins Gesicht.

Das arme Mädchen erhob sich wankend und nahm – ohne auch nur einen Seufzer zu wagen – ihren Platz am Fuße des Tisches wieder ein.

Eine halbe Minute lang herrschte Totenstille; man hätte ein Blatt zu Boden fallen hören können. Da tönte in das Schweigen ein leiser, doch scharfer und anhaltender knirschender Ton, der zu gleicher Zeit aus allen Ecken des Raumes hervorzuknarren schien.

„Warum – warum – warum, sage ich, machst du dieses Geräusch?“ wandte sich der König wütend an den Zwerg.

Letzterer schien sich von seiner Betrunkenheit ganz erholt zu haben, er sah dem König scharf, doch ruhig ins Gesicht und sagte:

„Ich – ich? Wie könnte *ich* das getan haben?“

„Der Laut schien von außen hereinzudringen“, bemerkte einer der Höflinge. „Vermutlich war es der Papagei dort am Fenster, der seinen Schnabel an den Gitterstäben des Käfigs wetzte.“

„Möglich“, erwiderte der Herrscher und atmete befreit auf; „doch bei meinem Ritterwort, ich hätte schwören mögen, dass es das Zähneknirschen des Schurken hier war.“

Jetzt lachte der Zwerg (der König war ein zu eingefleischter Spaßmacher, als dass er irgendeinem das Lachen verübelt hätte) und enthüllte zwei Reihen großer, kräftiger, abstoßend wirkender Zähne. Überdies gab er seine völlige Bereitwilligkeit zu erkennen, so viel Wein zu schlucken, als man nur wünsche. Der König war befriedigt. Und nachdem Hopp-Frosch ohne ersichtlich üble Wirkung einen weiteren Becher geleert hatte, begann er sogleich und mit Eifer sich für die geplante Maskerade zu interessieren.

„Ich kann nicht sagen, wie die Ideenverbindung mir kam“, bemerkte er so ruhig, als habe er nie in seinem Leben einen Schluck Wein über die Lippen gebracht, „aber gerade *nachdem* Eure Majestät das Mädchen fortgestoßen und ihr den Wein ins Gesicht geschüttet hatten – *gerade nachdem* Sie das getan, und während der Papagei draußen am Fenster das seltsame Geräusch vollführte, kam mir ein köstlicher Spaß in den Sinn – einer der lustigen Streiche aus meiner Heimat und bei unseren Maskenfesten sehr beliebt – hier aber wird er sicherlich ganz neu sein. Leider jedoch gehören dazu genau acht Personen, und ...“

„Hier sind wir ja!“ rief der König und lachte über seine rasche Entdeckung der Zahlenübereinstimmung. „Genau acht Mann – ich und meine sieben Minister. Vorwärts! Erzähle uns deinen Streich!“

„Wir nennen ihn“, erwiderte der Krüppel, „die acht zusammengeketteten Orang-Utans, und gut ausgeführt ist er wirklich von großartiger Wirkung.“

„Wir wollen ihn ausführen“, bemerkte der König und stand mit schweren Augenlidern auf.

„Der Hauptwitz des Spiels liegt in dem Entsetzen, das es bei den Frauen verursacht“, fuhr Hopp-Frosch fort.

„Ausgezeichnet!“ grölten der Monarch und seine Minister im Chor.

„Ich werde Sie also als Orang-Utans einkleiden“, sprach der Zwerg weiter. „Überlassen Sie alles mir. Die Ähnlichkeit wird so verblüffend sein, dass die ganze Maskengesellschaft Sie für wirkliche Tiere halten wird – und natürlich wird man ebenso entsetzt wie erstaunt sein.“

„Oh, das ist herrlich!“ rief der König. „Hopp-Frosch! Aus dir will ich noch einen Mann machen!“

„Die Ketten dienen dazu, durch ihr Klirren die Verwirrung zu erhöhen. Es muss so scheinen, als seien Sie Ihren Wächtern ›en masse‹ entronnen. Eure Majestät können sich gar nicht vorstellen, wie wirkungsvoll bei solch einer Maskerade acht zusammengekettete Orang-Utans sein müssten, da die meisten aus der Gesellschaft Sie für wirkliche Bestien halten werden, wenn Sie mit wildem Geschrei mitten zwischen all die prächtig und lieblich gekleideten Männer und Frauen hineinrasen. Der Kontrast wird unbeschreiblich sein.“

„Wir machen es unbedingt“, sagte der König. Und der versammelte Rat löste sich auf, denn es war schon spät, und man musste sich beeilen, den Plan Hopp-Froschs zur Ausführung zu bringen.

Sein Verfahren, den König und seine Vertrauten in Orang-Utans zu verkleiden, war einfach, aber für seine Zwecke wirkungsvoll genug. Die zur Darstellung zu bringenden Tiere waren zu der Zeit, in der meine Geschichte spielt, in der zivilisierten Welt noch kaum gesehen worden. Und da die von dem Zwerg vorgenommene Verkleidung wahrhaft scheußlich und bestienhaft war, war der Erfolg der Täuschung gesichert. Der König und seine Minister wurden zunächst in enganliegende braune wollene Hemden und Unterhosen gesteckt. Dann wurden diese mit Teer getränkt. Jetzt schlug einer Federn vor, aber der Zwerg verwarf diesen Vorschlag und überzeugte die acht, dass das Fell eines Orang-Utans weit naturgetreuer durch Flachs dargestellt werden könne. Eine dicke Schicht von letzterem wurde nun auf die Teerschicht festgedrückt. Dann brachte man eine lange Kette herbei. Sie wurde zuerst dem König um den Leib gelegt und *festgeknotet*; mit den sieben anderen Teilnehmern wurde genau ebenso verfahren. Als alle derart angekettet und so weit als möglich voneinander entfernt aufgestellt waren, bildeten sie einen Kreis; und um das Ganze recht naturgetreu erscheinen zu lassen, zog der Zwerg den Rest der Kette zweimal diametral durch den Kreis. Dies war ganz die Art, nach der noch heutzutage auf Borneo große Affen zusammengekoppelt werden.

Der große Saal, in dem das Maskenfest stattfinden sollte, war ein kreisrunder, sehr hoher Raum, der sein Licht durch ein einziges, im Mittelpunkt der Deckenwölbung angebrachtes Fenster erhielt. Bei Nacht – und besonders für Nachtfeste war der Saal bestimmt – empfing er sein Licht hauptsächlich von einem großen Kronleuchter, der an einer Kette von der Mitte des Kuppelfensters herniederhing und wie üblich mittels eines Gegengewichtes herabgelassen und

wieder hinaufgezogen werden konnte; doch hatte man letzteres aus Schönheitsgründen außerhalb der Kuppel über das Dach hinweggeführt.

Die Ausschmückung des Festgemachs hatte man Tripettas Oberaufsicht überlassen; in einigen Dingen jedoch hatte sie sich der überlegenen Umsicht ihres Freundes, des Zwerges, gefügt. Seinem Rate folgend, hatte man für diese Gelegenheit den Kronleuchter entfernt. Die Wachstropfen, die nicht zu vermeiden gewesen wären, würden der kostbaren Gewandung der Gäste sehr nachteilig gewesen sein, andererseits aber konnten in einem überfüllten Raume nicht alle Leute der Mitte – also dem Platz unter dem Kronleuchter – ausweichen. Zahlreiche Kandelaber wurden an den Wänden der Halle aufgestellt, und jeder der fünfzig bis sechzig Karyatiden wurde eine Wohlgeruch spendende Fackel in die rechte Hand gegeben.

Die acht Orang-Utans warteten auf Hopp-Froschs Rat mit ihrem Erscheinen geduldig bis Mitternacht, bis der Saal von Masken gedrängt voll sein würde. Kaum jedoch war der letzte Schlag der Mitternachtsstunde verhallt, als sie hineinstürmten, vielmehr rollten – denn die hindernden Ketten rissen die meisten von ihnen zu Boden, und wer nicht hinfiel, stolperte.

Das Entsetzen der Maskengesellschaft war ungeheuer und füllte das Herz des Königs mit Entzücken. Wie man vorausgesehen hatte, gab es unter den Gästen nicht wenige, die diese grimmig aussehenden Wesen wenn auch nicht gerade für Orang-Utans, so doch für wilde Bestien hielten. Viele der Frauen wurden ohnmächtig vor Schreck, und hätte der König nicht die Vorsichtsmaßregel getroffen, das Waffentragen für diesen Abend zu verbieten, so hätten er und seine Gefährten den Schabernack wohl mit ihrem Blute büßen müssen. So aber trachteten alle, die Türen zu gewinnen; der König hatte jedoch Befehl gegeben, dieselben gleich nach dem Eintritt der Affenbande abzuschließen, und einer Anregung des Zwerges gemäß, hatte man diesem selbst die Schlüssel ausgeliefert.

Als der Tumult aufs höchste gestiegen und jeder Gast nur auf seine eigene Rettung bedacht war – denn das Gedränge war inzwischen lebensgefährlich geworden –, hätte man sehen können, wie die Kette, die sonst den Kronleuchter getragen hatte und die nach dessen Entfernung hinaufgezogen worden war, sich ganz allmählich herabsenkte, bis ihr Endhaken nur noch drei Fuß über dem Erdboden hing.

Bald darauf geschah es, dass der König und seine sieben Freunde, nachdem sie den Saal nach allen Richtungen durchtaumelt hatten, sich schließlich in dessen Mittelpunkt und selbstredend auch in naher Berührung mit der Kette befanden. Als sie so standen, ergriff der Zwerg, der ihnen stets gefolgt war und sie zu immer wilderem Gebaren angefeuert hatte, die Kette, an der sie gefesselt waren, genau an der Stelle, wo die beiden Diametrallinien zusammentrafen. Blitzschnell hängte er hier in das Mittelglied den Kronleuchterhaken ein, und augenblicklich wurde durch eine unsichtbare Kraft die Kronleuchterkette so hoch hinaufgezogen, dass der Haken nicht mehr erreichbar war. Diese Aufwärtsbewegung riss die Orang-Utans ganz nah zusammen, sie standen Gesicht an Gesicht gedrängt.

Inzwischen hatten die Maskengäste sich von ihrer Verblüffung erholt, sie begannen, das Ganze als einen wohlvorbereiteten Scherz anzusehen, und brachen über die sonderbare Situation der Affen in lautes Gelächter aus.

„Überlasst sie *mir!*“ kreischte jetzt Hopp-Frosch auf, mit seiner schrillen Stimme all den Lärm übertönend. „Überlasst sie *mir!* Ich glaube, *ich* kenne sie. Wenn ich sie mir nur einmal recht anschauen könnte, *ich* würde euch gleich sagen, wer sie sind!“

Und über die Köpfe der Menge hinwegkriechend, gelangte er zur Saalwand, nahm einer der Karyatiden die Fackel aus der Hand, kehrte auf demselben Wege wie vorher in die Mitte zurück und sprang mit Affengeschwindigkeit dem König auf den Kopf und von da an der Kette hinauf. Ein paar Fuß über den Orang-Utans senkte er seine Fackel, leuchtete ihnen ins Antlitz und schrie von neuem: „Ich werde bald heraushaben, wer sie sind!“

Und jetzt, während alle Anwesenden – die Affen mit einbegriffen – sich vor Lachen schüttelten, ließ der Spaßmacher einen schrillen Pfiff ertönen; die Kette flog etwa dreißig Fuß empor und zog die bestürzten und um sich schlagenden Orang-Utans mit sich; da hingen sie nun zappelnd genau in halber Höhe des Saales. Hopp-Frosch, der sich an die Kette festgeklammert hatte, verharrte noch in derselben Stellung wie vorher; noch immer – so, als sei nichts geschehen – senkte er seine Fackel zu ihnen hinunter, als bemühte er sich, festzustellen, wer sie seien.

So völlig verblüfft war man von diesem plötzlichen Aufstieg, dass wohl eine Minute lang Totenstille herrschte. Da ertönte wieder das leise, scharfe, knirschende Geräusch, das zuvor dem König, als er Tripetta den Wein ins Gesicht schüttete, so seltsam aufgefallen war. Jetzt aber konnte kein Zweifel darüber sein, wo der Laut herkam. Er kam von den Raubtierzähnen des Zwerges: es war ein Knirschen aus seinem schäumenden Mund; sein Blick flammte mit dem Ausdruck wahnsinniger Wut in die aufwärts gewendeten Gesichter des Königs und seiner sieben Gefährten.

„Aha!“ sagte der Spaßmacher. „Aha! Ich fange an zu begreifen, wer diese Leute sind!“ Und wie um den König heller zu beleuchten, näherte er die Fackel dem Pelz, in dem jener steckte, so dass der Flachs augenblicklich in heller Garbe aufflammte. In weniger als einer halben Minute brannten die acht Orang-Utans lichterloh, und drunten kreischte die entsetzte Menge und starrte wie gebannt zu den flammenden Körpern empor, denen sie keine Hilfe bringen konnte.

Endlich wurden die aufwärts leckenden Flammen so heftig, dass der Narr, um ihnen auszuweichen, höher hinaufklettern musste, und diese Bewegung machte die Menge einen Augenblick lang stumm. Der Zwerg ergriff die Gelegenheit und sprach noch ein mal.

„Jetzt sehe ich *deutlich*“, sagte er, „welcher Art Leute die Maskierten sind. Es ist ein großer König mit seinen sieben Ministern – ein König, der sich kein Gewissen daraus macht, ein wehrloses Mädchen zu schlagen, und seine sieben Berater, die seiner schmachvollen Tat Vorschub leisten. Was mich anbetrifft, so bin ich nur Hopp-Frosch, der Spaßmacher, und *das ist mein letzter Spaß*.“

Infolge der hohen Brennbarkeit sowohl des Flachses wie des Teers war das Rachewerk schon vollbracht, als der Zwerg seine kurze Rede kaum beendet hatte.

Die acht Leichname schaukelten in ihren Ketten – eine stinkende, geschwärzte, ekelhafte, unkenntliche Masse. Der Krüppel schleuderte seine Fackel auf sie herab, kletterte behände bis zur Decke empor und verschwand durch das Kuppelfenster.

Es ist anzunehmen, dass Tripetta, auf dem Dach des Kuppelsaales stehend, ihrem Freund bei seinem schauerlichen Racheakt Beihilfe leistete, und dass sie zusammen ihre Flucht in ihr Heimatland bewerkstelligten, denn beide wurden nie mehr gesehen.